Münchener Album.

Herausgegeben

von

Dr. Fr. Graf Pocci.

Der Ertrag ist dem Maximilians-Stifte für
Beamtenstöchter bestimmt.

München.
In Commission bei Chr. Kaiser.
1856.

Druck von Dr. C. Wolf & Sohn.

Vorwort.

Dieses Buch bedürfte wohl keiner Vorrede, hielte sich der Herausgeber seinerseits nicht verpflichtet, von vorneherein zu erklären, daß er nur der Sammler der ihm mit freundlichster Bereitwilligkeit für den auf dem Titel bezeichneten Zweck gewährten Beiträge war, sonach die Anerkennung lediglich allen Jenen zu Theil werden dürfte, welche diese Zusammenstellung ermöglichten. Die Anregung zur Besorgung der Herausgabe geschah aber von einer Seite her, daß ein Ablehnen der Uebernahme derselben den Grundsätzen geziemender Ergebenheit nicht entsprechend gewesen wäre, von welchen der Unterzeichnete durchdrungen ist. — Was die Stiftung anbelangt, welcher zu Lieb das Album in die Oeffentlichkeit tritt, so bietet sie den Doppelwaisen der bayrischen Staatsdiener,

welchen außer einem unbescholtenen Namen keine Glücksgüter als Erbe zugefallen, nicht nur eine ganz sorgenfreie Existenz, sondern noch in geschwisterlichem Zusammensein unter einer mütterlich sorgenden Vorsteherin — bei besonderer Leitung J. K. H. der Prinzessin Alexandra — gleichsam ein neues, freundliches Familienleben. Die große Wohlthat dieser Stiftung hat sich bereits an Mehreren, die daselbst Aufnahme fanden, segensreich erwiesen. — Dieses Buch möchte nun ein Schärflein dazu beitragen und es wird gewiß auf erwünschte und angenehme Weise allseitig Gelegenheit geboten, sich an dem Segenswerke Sr. Maj. des Königs wie Seiner Königlichen Schwester zu betheiligen.

München, am Maximilianstage 1856.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Beim Anblicke der Madonna della seggiola von Raphael.

Von meiner Kindheit ersten Frühlingstagen
Fühlt' ich mich, Heil'ge, zu Dir hingezogen,
Des Herzens Andacht hat mich nicht betrogen,
Sein stilles, tiefstes Leid durft' ich Dir klagen.

Da wagt' ich einstens, Hohe, Dich zu fragen,
Vertrauungsvoll, wie ich so oft gepflogen,
Ich bat Dich, Himmelskönigin, gewogen,
Wen ich zur Gattin wähle, mir zu sagen.

Und plötzlich glaubt' ich da in Deinen Zügen,
Marien, meinen Engel, zu erschauen.
Du, Heil'ge, wolltest uns zusammenfügen.

Der Holden wolltest Du mich anvertrauen,
Durch sie den Fluch des Bösen zu besiegen,
Der lieblichsten, der reinsten aller Frauen.

Maximilian,
König von Bayern.

Vergangene Liebe.

Ein Traumbild ist es, das erfreuet,
Verklärt ätherisch, lichter Schein;
Es wohnt nicht mehr wenn sich's erneuet; —
Gewes'nes bleibet schön allein.

Es sind verhallte holde Lieder;
Der Seele tönen selbe nur;
Niemals vernimmt das Ohr sie wieder;
In der Erinn'rung lebt die Spur.

Aus fernen Räumen schwirrt die Saite,
Durch vieler Jahre lange Zeit,
Sie bringet her aus leerer Weite,
Ein Wehen der Vergangenheit.

Wenn längstens schon der Stern verschwunden,
So flimmert uns derselbe doch:
Die Liebe wird nicht mehr gefunden,
Ihr Schimmer aber zeigt sich noch.

König Ludwig.

An meine verklärte Therese.

Bald vorüber ist das Erdenwallen,
Spurlos wird in Kurzem es verhallen,
Wie der düst're Nebel schon verrinnt.
Frei vom Kampfe, der für immer endet,
Von der Last des Ird'schen weggewendet,
Dann des Lebens Wahrheit erst beginnt.

Schon entfalten sehnend sich die Schwingen
In des Geistes Welten nun zu dringen
Und die Erde wird ein fremdes Land.
Nichtig alles, was auf ihr bestehet,
Durch den Todtenhauch der Zeit verwehet,
Gegen den verschwindet Widerstand.

Stillen wird sich selig mein Verlangen,
Von der Liebenden verklärt, empfangen
Und das Auge hat dann ausgeweint.
Werden voneinander uns nicht trennen;
Wonn' der Wonne, welche nicht zu nennen!
Ewig! ewig bleiben wir vereint.

König Ludwig.

Geiz und Barmherzigkeit.

I.

Herzliches Mitleid flößt uns der Geizige ein, denn er ist arm in Mitte seines Reichthums; er bewundert seine Schätze und erlaubt weder sich noch Andern dieselben zu genießen.

Nun kömmt das Todesstündlein heran, dem Keiner zu entrinnen vermag. Da muß er sich trennen von all' seinem mit Mühe und Sorgen gesammelten Gold und Silber, welches er als todtes Kapital auf dieser Erde zurückläßt, an die er sich so gerne für immer anklammern möchte.

Endlich erscheint der Geizige vor dem himmlischen Richterstuhle, dessen Anblick ihn mit Furcht und Schauder erfüllt. Dann wird er sich umsonst sehnen wohlbekannte Stimmen von geliebten Armen zu vernehmen, die aus dankbaren Herzen für erwiesene Wohlthaten Gnade für seine zitternde Seele herabflehen.

II.

Die Barmherzigkeit ist eine treue Freundin, die in jeglichem Herzen, sowohl des Reichen, wie des Armen eine fröhliche Wohnstätte finden möchte. Schon in unsern Kinderjahren ermahnt sie freundlich, uns kleine Entbehrungen aufzuerlegen und Almosen zu spenden.

In frohen Tagen erhöht sie unser Glück, indem sie uns lehrt, auch den Bedürftigen Freude zu bereiten. Hingegen erscheint sie in bangen Zeiten als milde Trösterin, indem sie uns Schmerzensthränen zu trocknen zeigt; denn während wir unsern Mitmenschen das Kreuz zu tragen helfen, erscheint uns das eigene weniger drückend.

O es ist ein heilsames Mittel, uns mit dem Glücke Anderer zu beschäftigen; wenn wir von schweren Leiden heimgesucht sind, dann kehrt oft wieder Freude und Friede in die trauerumnachtete Seele.

Diese Freundin verläßt auch nicht unser Sterbelager, sondern erleichtert uns den oft so schweren Todeskampf, indem sie uns leise zuflüstert, daß Jesus Christus in seiner unendlichen Liebe jedes Werk der Nächstenliebe als Ihm erwiesen betrachtet.

Dann begleitet sie uns auf der letzten wichtigen Reise, und jenseits angelangt erbittet sie für uns Barmherzigkeit bei'm Allbarmherzigen.

Alexandra,
Prinzessin von Bayern.

Die Mondnacht.

Längst verstummt ist das Getreibe,
Denn das Tagwerk ist vollbracht,
Und des Mondes goldne Scheibe
Tauchet auf in stiller Nacht.

Kühlung säuselt durch die Bäume,
Neu belebend die Natur,
Und gewiegt vom Gott der Träume
Ruhet jede Kreatur.

Aus der Erde engen Schranken
Schweift entfesselt dann der Geist
Kühn im Fluge der Gedanken
Wo der Sterne fernster kreis't.

Den Gefang'nen drücket nimmer
Seines Schicksals finst're Macht;
Denn der Hoffnung ros'ger Schimmer
Lichtet seines Kerkers Nacht.

Das Gerassel seiner Ketten
Deucht ihm himmlische Musik,
Und das Stroh wie weiche Betten,
Glücklich preis't er sein Geschick. —

Seiner Felder Segensfülle
Und den fruchtbelad'nen Baum
In der nächtlich tiefen Stille
Sieht des Landmann's Geist im Traum. —

Doch auf Flügeln des Gesanges
Zu der Charitinnen Chor,
Sich bewußt des Götterdranges,
Schwebt der Musensohn empor.

Auf des Hippogryphen Rücken
Trinkt er reine Himmelsluft;
Land und Meer ist seinen Blicken
Längst entrückt, — gehüllt in Duft.

Welten sieht im Geist er tagen
Aus dem Urquell der Natur;
Was er fühlt — er kann's nicht sagen,
Worte bleiben Worte nur. —

Blos von Göttern wird verliehen
Durch die Nacht den Tag zu schau'n;

Wem sie ihre Huld entziehen
Nie weckt ihn des Tages Grau'n. —

Alle guten Wesen lieben
Dich, den sanften Mondenschein;
Nur die Laster, ach, sie trüben
Deinen Blick so treu und rein.

Heil'ger, wie der Menschen Eide,
Ist des Schweigens Siegel dir;
Blick'st auf uns in Freud und Leide
Aus dem Sternenzelt herfür.

Wenn Fortuna ihre Gabe
Auf dem letzten Gang uns nimmt,
Weil'st noch du auf unserm Grabe,
Wo der Thränen Quelle rinnt.

Adalbert,
Prinz von Bayern.

Das Wunder der Schönheit.

Reich war der Griechen Olymp und geschmückt mit unzähligen Göttern,
Nur der Schönheit gebrach Tempel und Bild und Altar.
Denn wie die Luft sich ergießt und das Licht nach jeglicher Seite,
War sie die Seele des Volks, Athem hellenischer Kunst.
Spät erst folgte dem Werk der Begriff, und der Weise Stagira's
Stieg vom dunklen Genuß forschend zum Wesen empor.
And're suchten nach ihm die Gesetze begeisterten Schaffens;
Regel, Verhältniß und Maß fand man und strenges Gebot.
Klar nun trat es hervor: Im Werden und Wirken des Schönen
Kündet ein Sieg sich an, den es im Kampfe gewinnt.
Wie aus chaotischer Nacht vom Schlummer die Keime der Dinge
Eros rief an das Licht, trennend und bindend zugleich:
So entfaltet sich auch zum Glanze die Blüthe der Schönheit,

Wenn das Verwandte sich trennt, wieder sich sucht und vereint.
Nimmer gebiert die verschlossene Eins das vollendete Leben,
Wenn einst ein Zweites entquillt, das sich entgegen ihm setzt;
Und mit der Scheidung beginnt die Vermittlung; ein Drittes verknüpft sie
Beide, die Trias erhebt sich zur vollendeten Zahl.
Vielfach breitet sie dann, wie ein Baum, die verschlungenen Aeste
Ungleich immer und doch immer der Wurzel getreu.
Ueberall findest Du sie; in Farben, in Klängen, in Rhythmen,
Selber in Marmor und Erz grub sie das ewige Maß.
Mannigfaltig verkettete Kräfte, sie ringen und weben;
Reizend ist jede für sich, reizend das Ganze dem Blick;
Und wie leise bewegt die Schalen der Wage sich wiegen,
Gleichet des Gegengewichts liebliche Schwankung sich aus.
Gern in der Schönheit Geleit sind Wahrheit und sittliche Würde;
Oft zum Triumphe gesellt dient ihr das Häßliche selbst;
Sichtbar macht sie den Geist und prägt den Gedanken in Formen
Und als reines Gefäß wahrt sie den reinen Gehalt;

Aber sie ruht auf dem Grunde des eigensten, innersten
Wesens,
Borgt von der Wahrheit nicht, nicht von der Güte
den Schmuck.
Unnothwendiges staunest du an im Werke des Künstlers,
Wie im Lauf des Gestirns, wie in der Faser des Halms,
Würdig der Forschung! Doch täusche dich nicht die ge-
wonnene Kenntniß,
Nimmermehr bringst du durch sie Thaten der Freiheit
hervor;
Und wie dir nimmer gelingt in Gebilden des sprossenden
Lebens
Wieder zu knüpfen das Band, wenn du es einmal
gelöst:
So entzieht sich dir auch im Zergliedern die Fülle des
Schönen;
Was die Begeisterung schuf, bringt nur Begeist'rung
dir nah.
Glücklich die Stunde, erweckt sie ein Gott, daß sie flam-
mend emporschlägt!
Zahl ist vergessen und Maß, und du berechnest nicht
mehr;
Alles ist Leben und Alles bewegt sich im seligen Traume;
Bist du erwacht, du begreif'st dich und das Wunder
noch kaum;

Aber mit Andacht verehrst du im Stillen die Spuren der
Gottheit,
Die in des Schönen Gesetz spiegelt ihr eigenes Bild,
Und tief beug'st du den Geist vor der goldenen Regel
des Meisters,
Die er wie in die Natur schrieb in die Werke der
Kunst

Friedrich Beck.

König Agne.

Im Vordersteven Fürst Agne stand;
Weiß flog der Meerschaum wie Norlands Schnee.
„Willkommen! Willkommen du heimischer Strand!
„Willkommen, du herrlicher Mälarsee!

„Eine Fürstin bring' ich dir mit von der Fahrt,
„Von Finnland des alten Königs Kind.
„Ich hab' sie gefreiet nach Wikinger-Art:
„Stolz bläht euch, ihr Segel, im frischen Wind:

„Sonst bracht ich Wein mit aus fränkischen Gau'n
„Und Christensklaven vom wogenden Rhein, —
„Heut bring ich die braune, die schönste der Frau'n:
„Seekönig bin ich — die Welt ist mein!"

Und unten saß sie und hörte den Spott
Und dachte der Heimath und hielt sich wach
Und rief zu Jumal, dem heimischen Gott; —
Da pochte der König an's Brautgemach.

Wild springt sie empor, — und der Fürst tritt ein
Und findet die Jungfrau voll Schrecken und Harm,
Und trunken von Liebe und trunken von Wein
Will er sie umfahen mit zuckendem Arm.

Die Wikinger draußen lagen im Traum,
Gefangene Finnen nur wachten im Schiff.
Wohl hielt die Jungfrau den König im Zaum,
Da sie ihn beim goldenen Halsband griff.

Er will ihr mit Küssen versiegeln den Mund, —
Sie däucht ihm so finster und dennoch so hold,
Sie zerrt ihn und schnürt ihm zusammen den Schlund
Sie reißt ihn empor an der Kette von Gold. —

Still ward's. Das Meer nur wogte noch laut, —
Die Wikinger lagen vom Tranke besiegt,
Den schlau die gefangenen Finnen gebraut; —
Bis plötzlich das Schiff im Kreise umbiegt.

Und finnische Kehlen jauchzen auf,
Und finnische Messer würgen an Bord,
Hinschießt das Schiff mit gewendetem Lauf
Und trägt die gerettete Jungfrau fort.

Sie stand im Vordersteven und sprach:
„Euch Göttern Dank für die Kraft in der Noth!
An seinem Halsband im Brautgemach
Hängt König Agne — bleich und todt!“

August Becker.

Der ewige Fuhrmann. *)

„Es gibt eine recht kalte, grimmig kalte Weihnacht!“ sagte der Rösselwirth, der hinter'm Fenster stand und durch die, trotz des heißen Ofens, halb zugefrorenen Scheiben sah. „Die Sterne glitzern so hell, und horcht nur wie der Schnee unter den Füßen der Vorbeigehenden kracht!“

„Ja, ja — 's kann schon kalt werden!“ meinte der einzige Gast im Wirthszimmer und das war der Nachbar Bäcker, der herüber gekommen war, um den Fuhrmann zu erwarten, welcher heute Abend noch hier vorbeikommen mußte; denn er hatte an seinen Bruder, der droben am Gebirge, im Weinland, wohnte und dem die Fuhre gehörte, etwas auszurichten und für dessen Kinder zum Christfeste einige sinnreich erfundene Kuchen und süßes Zuckerbrod gebacken, die der Fuhrmann mitnehmen sollte. „Hört man von dem Fuhrmann noch nichts? Ich meine, ich hätte Wagengerassel gehört!“

---

*) Aus dem noch ungedruckten „Weihnachtsbuche“ von Aug. Becker.

„Von euerm Fuhrmann hör' und sehe ich nichts, aber das ewige Fuhrmännchen dort oben das glitzert und flimmert! Seht nur her, Nachbar, dort fährt es über die Milchstraße, — Ihr könnt ganz deutlich den Wagen mit den vier Rädern, die Wagendeichsel, die Rößlein, die Peitsche und sogar die Wagenleitern sehen, — schau't nur her, Nachbar!"

Der Bäckermeister stand auf und trat an's Fenster und sah an das prächtig erhellte Firmament, das wie ein unermeßlicher Christbaum mit vielen tausend Lichtern droben prangte.

„Welches ist denn das ewige Fuhrmännchen?" fragte er starr hinaufblickend.

„Nun, Ihr seid doch nicht blind, daß Ihr den nicht herausfindet, — seh't, dort sind die Zwillinge, dort die Glucke*), — jener helle große Stern ist der Zigeunerstern, seinen Namen habe ich vergessen, und dies da ist ganz deutlich der Fuhrmann, wie er über die Milchstraße fährt. Man meint ordentlich er jage heut' schneller dahin und treibe seine Gäule stärker an — — aber horch! Hab't Ihr nicht gehört?" unterbrach sich der Wirth, indem er etwas erbleichte.

---

*) Glucke heißt im pfälzischen Dialekt die Bruthenne, und ist die volksthümliche Bezeichnung für das Sternbild der Plejaden.

„Nun was denn?“

„Den Peitschenknall! das war der ewige Fuhrmann, — ich sag' Euch, Nachbar, das war er!“

„Ihr seyd nicht recht gescheidt, — meines Bruders Fuhre wird ankommen. Wie kommt Ihr nur zu dem Gedanken, der Peitschenknall rühre vom Himmel?“

„Das weiß ich besser, als Ihr!“ erwiederte der Wirth mit wichtiger, geheimnißvoller Miene, und der Bäcker dachte: „ja, du bist auch einer von denen, die's Gras wachsen hören!“ sagte es aber nicht laut; indeß fuhr der Wirth fort:

„Davon kann ich reden, und ich sag' Euch, es bedeutet nicht gerade ein Glück, daß der ewige Fuhrmann sich heute Nacht hören läßt. Es heißt, wenn er sich um Mitternacht mit seinem Wagen umwendet, gibt's eine theure Zeit und Jedermann in der ganzen Rheinpfalz weiß ja, daß man oft in ganz stillen Nächten mit einem Male einen lauten Peitschenknall hört, und dann kann man darauf schwören, daß es der ewige Fuhrmann war, der anzeigen will, daß Jemand in die Ewigkeit abfährt in kurzer Zeit. Ich weiß noch recht wohl, wie mein Vater auch den ewigen Fuhrmann peitschen hörte und in selber Nacht verunglückte seines Nachbars Knecht, der auf der Reise war. — Aber horcht, horcht nur! — —“

„Ich höre schon!“ sagte der Bäcker, „das ist das

Gerassel von dem Wagen meines Bruders, und sein lustiger Fuhrmann. Oder hört man den ewigen Fuhrmann auch in der Nacht singen?"

Der Wirth sah ein wenig verblüfft darein, als er jetzt das ganz gewöhnliche Gerassel eines Frachtwagens vernahm, und mit Peitschenknall vermischt eine Stimme durch die kalte Nacht herüberklang:

„Bin i nit a lustiger Fuhrmannsbue,
Bin i nit a lustiger Bue!
Fahr Städt'l aus, Städt'l ein,
Fahr Städt'l aus, Städt'l ein,
Schau'n mir die Leut' all' zue!"

Bald darauf hielt der Wagen vor dem Thor des Wirthshauses und der Wirth sprang mit einer Laterne hinaus; der Fuhrmann aber warf Decken über seine Pferde, die über und über grau vom Nachtreife aussahen, und kam dann herein in die Stube, legte die eigene Wolldecke, die ihm als Mantel diente, hinweg und stand nun im blauen Ueberhemde als der junge Fuhrmann des Bruders im Weinlande vor dem Bäckermeister, welchem er seinen „Guten Abend" wünschte.

„Guten Abend Conrad! Wie geht's daheim? He? 's ist heute Nacht recht kalt!" sagte der Bäckermeister, indem er dem Conrad seinen Branntwein hinreichte, den er sich bestellt hatte.

„Ja, kalt ist's, daß Stock und Bein zusammenfrieren!“ erwiederte dieser und rieb sich die Hände, worauf er nippte und sich zum Ofen setzte. „Herr Wirth, gebt meinen Gäulen Hafer und mir ein Glas Schnapps, — hab' noch einen weiten Weg und da muß man sich erwärmen für die Nacht!“

Während der Wirth dieses besorgte, überreichte der Bäcker dem Fuhrmann die Weihnachtsgeschenke für die Kinder daheim, und dieser meinte:

„Das wird den Kleinen rechte Freude machen. Ich selber freue mich auf den Boßbaum*), den ich sonst immer mit ausputzen half, — denn ich bin bei den guten Leuten, wie's Kind aus'm Hause und geh' nie leer aus bei solcher Gelegenheit.“

„Das ist auch recht, du bist auch ein braver, ehrlicher Bursche dein Lebtag gewesen und artest ganz deinem Vater, dem alten Schimmelsepp nach,“ sagte der Bäcker und fuhr fort: „Nun, wirst du bald die Käthel heirathen?“

Der junge Fuhrmann sah traurig d'rein und seufzte: „Damit ist's aus, — die hat einen andern genommen, den Krämer von Kreuzheim, das drüben links vor der Straße liegt. Ihre Mutter war Schuld daran, die

*) In einem Theile der Rheinpfalz heißt der Christbaum Boßbaum.

konnte mich nie leiden und ich war ihr natürlich zu arm, und so bin ich ein unglücklicher Mensch geworden. Aber was liegt daran, — ich kann es als ein ehrlicher Kerl ertragen!"

„Freilich mußt du das, Conrad. Du kriegst noch eine andere und bessere!"

„Nein, damit ist's aus!" erwiederte Conrad und fuhr mit der flachen Hand über den Tisch, auf den er niederstarrte. „Eine liebere krieg' ich nicht, und eine bessere mag ich nicht, — denn sie war gut und ist es noch, wenn sie auch ihrer Mutter nachgegeben hat. Sie hat's mit schwerem Herzen gethan, — ich kann ihr deswegen nicht böse seyn. Aber die Alte, das ist eine Teufelsrippe!"

„Nun, wenn du die Sache so ansiehst, wundert's mich, daß du noch singen kannst! Man hat dich ja von Weitem schon gehört!"

„Ja, warum sollt' ich's auch nicht thun? Mancher singt mit dem Mund und im Herzen möchte er weinen. Ich sing, um die Zeit vergehen zu lassen und mich lustig zu machen: man kann nichts Besseres thun bei solcher Kälte. Und dann kommt mir's immer vor, als ginge es bald mit mir zu Ende — und da sing' ich — —"

„Ha ha ha!" lachte jetzt der Bäcker und sah den Conrad von Kopf bis zu Fuße an. „Du und sterben?!

Ein Kerl wie ein Bär und frisch wie eine Eichel! Ha ha ha!"

„Lacht nur, und Ihr könnt mir doch den Gedanken nicht nehmen. Es kam mir heute wieder stärker als je, da ich den Wein im Dorfe am Rhein drunten abgeladen und an meinen Vater, den alten Schimmelsepp dachte, den Ihr ja so gut kennt, da er als Fuhrmann so lange Zeit in eures Vaters Haus diente. Ich weiß es noch wie heute, daß ich als kleiner Bube bei ihm war, als er für die Schwaben Nüße über'n Rhein führte, — 's war um diese Zeit und eine ganz sternhelle Nacht. Wir schliefen vorne auf dem Wagen und es ging ruhig fort, — da hörte ich mit einem Male einen lauten, starken Peitschenknall durch den Wald und das Feld hin hallen, als käm er vom Himmel so daß mir die Ohren zuklappten und ich aufwachte. —

„„Was hast Du, Conrädchen?"" fragte mein Vater, der auch erwachte. „Habt Ihr mit der Peitsche geknallt?" fragte ich. „„Was fällt Dir denn ein! Du hast geträumt!"" — „Nein, ich hab' es ganz deutlich gehört!" — Da ward mein Vater still, und erst später sagte er: „„Dann war's der ewige Fuhrmann. Gott gib, daß wir gesund heimkommen."" — Aber Ihr wißt ja, mein Vater fiel noch selbige Nacht vom Wagen im Schlafe und die Räder gingen über ihn, da wir gerade vor unser

Heimathsdorf kamen. Ihr werdet Euch dessen noch wohl erinnern!"

„Ja, leider starb Dein Vater auf so schlimme Art!" sagte der Bäcker, „aber was Du von dem ewigen Fuhrmann da sagst, höre ich heute zum Erstenmale. Ich habe erst noch vorher den Wirth ausgelacht, da er auch davon redete, da ich auf solche Mährlein nicht viel halte!"

„Da thut Ihr nicht Recht daran! Aber wie seyd Ihr denn darüber zur Rede gekommen?"

„Nun, der Wirth glaubte, der Peitschenknall, der von Deinem Wagen herschallte, komme vom ewigen Fuhrmann!"

„Freilich mag sich der Wirth dießmal getäuscht haben, — man hört es auch ganz selten, und der, dem es gilt, der hört es nicht, wenn's auch sonst alle Welt hört!" sagte der Conrad und trank von dem Branntwein, den der Wirth gebracht hatte. Dieser mischte sich auch wieder eifrig in's Gespräch.

„Ja so ist es, und ich glaube noch jetzt, daß das feurige Fuhrmännel am Himmel sich hat hören lassen vorhin!"

„Nun, so sagt mir doch, was soll's denn mit diesem Aberglauben!" rief etwas ärgerlich der Bäcker. „Was Ihr mir da vorfaselt, ist doch leeres Stroh und ein Paar gute Augen sehen in dem Sternbild, das Ihr den

Fuhrmann nennt, eben nichts als ein Sternbild, wie es noch andere gibt!"

Der Wirth schüttelte den Kopf. „Nein, da läßt sich nimmer reden! Ihr wollt eben an gar nichts glauben und nichts begreifen, was nicht aus euerm Backofen kommt. — Wiss't, der ewige Fuhrmann, hinter dem Ihr ein bloßes Sternbild sucht, fuhr auch einmal hier auf der Erde herum, und fuhr Wein über den Rhein und Nüße für die Schwaben in ihr Ländle, die sie droben am Gebirge holten, wo sie zu Tausenden auf den Bäumen wachsen. Aber er war so ein rechter Fuhrmannsteufel, der seine Pferde über die Maßen schund, keine Rasttage machte, nicht einmal die Sonn- und Feiertage hielt, sondern Jahr aus Jahr ein auf der Strasse zubrachte, die Wirthe schimpfte und nie seine Zeche ganz zahlte, obgleich er Alles am Besten haben wollte. Er fahre nie lieber, sagte er oft, als an Sonn- und Feiertagen, wenn sonst Alles faullenze, und dabei war er so hart, daß er nie Jemand auf den Wagen ließ, wenn der Wanderer auch noch so sehr bat und noch so matt und müde war, selbst wenn der Wagen ohne Fracht leicht dahin gezogen wurde. So fuhr er auch einmal in der Weihnachtszeit dahin die harte Strasse und machte einen höllischen Lärm mit „„Hist und Hott und Har““ und Peitschengeknall, wenn sonst Alles fein zu Hause war

und sich der heiligen Zeit freute, weil man wußte, daß in diesen Tagen zur Feier seiner Geburt der Herr Christus immer wieder gerne zur Erde niedersteige und mit dem heiligen Petrus eine Wanderung durch die Wohnungen der Menschen mache. — Wie nun der Fuhrmann des Weg's daher kam und lärmte und that, als gälte es die Seligkeit, da sah er zwei Männer plötzlich neben seinem Wagen hergehen, die auf eine Einladung von ihm zu warten schienen, sich auf den Wagen zu setzen. „„Es mögen Pilger sein, nach der Kleidung zu schließen!““ dachte der Fuhrmann. „„Die würden das Verdienst ihrer Pilgerschaft einbüßen, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, zu fahren, statt zu gehen!““ Und er fuhr fort, ja er that als höre er es nicht, als ihn die beiden Wanderer baten, aufsitzen zu dürfen. Jetzt glaubten die es ungeheißen thun zu müssen und schwangen sich auf die Langwitt von hinten her. Aber kaum saßen sie, als der Fuhrmann anfing: „„Was wär' mir denn das? Wartet, ich will Euch hinuntergehen heißen!““ Und damit schlug er mit der Peitsche einigemale so derb herum, daß es den Aufsitzenden wie der Blitz um die Köpfe fuhr und St. Peter (denn er mit seinem Herrn und Meister waren die Wanderer) den groben Fuhrmann in aufbrausender Hitze an den Ohren nehmen wollte. Der Heiland jedoch verbat sich das, St. Peter rieb die

Peitschenhiebe ein, und sein Herr sprach nun zu dem Fuhrmanne:

„„Weil du denn nichts achtest im Leben, so fahre ewig fort, ohne Ruhe und Rast durch Leben und Tod bis an das Ende der Welt!““

„Und so geschah es auch nach dem Worte und Fluche des Herrn, und der Fuhrmann fuhr fort und fort und hielt nirgends mehr an um's ganze Erdenrund und dann die Straße nach dem Himmel zu, — aber das Thor blieb ihm verschlossen, weil ihn der heilige Peter, der die Schlüssel dazu hat, erkannte und schnöde abwies. Da fuhr er vorbei und über das ganze weite Firmament, und dort fährt er noch, wenn Ihr ihn sehen wollt, ohne Rast und Ruh, und in ganz stillen Nächten kann man das Gerassel seines Wagens hören. — Die Peitsche aber hab' ich heute gehört — das laß' ich mir nicht nehmen, und was es bedeutet, wißt Ihr schon, Herr Nachbar!“

So erzählte der Wirth, und der Conrad, der den Rest seines Branntweins austrank, sagte, daß es wirklich so sey, wie es der Wirth erzählt, und wie er es oft genug von seinem Vater gehört habe. — Dann wickelte er sich wieder in die wollene Decke, zahlte seine Zeche, nahm seine Peitsche zur Hand, ließ sich gute Nacht und gute Heimkunft wünschen und ging hinaus in die kalte, starre Nacht zu seinem Wagen und seinen Pferden.

Bald befand er sich wieder auf freiem Felde. Es war eine Bärenkälte, die Räder machten den Schnee knistern und knarren, und es pfiff unter ihnen in Einem fort. Alle Bäume hingen voll dickem Reif, und die Sterne sahen mit glitzerndem, zitterndem Lichte herab. Der Fuhrmann sah hinauf, — so reich war ihm der Himmel früher noch nie erschienen, als heute, denn tausend Sterne, die er früher nie bemerkt hatte, schienen für diese Nacht hervorgetreten zu seyn, um zu des Heilandes Ehre zu glänzen. „Ja, es muß dort oben schön seyn! Ich machte mir nichts daraus, wenn des ewigen Fuhrmanns Peitschenknall mir gegolten. Freilich habe ich früher nicht daran gedacht, aber seit die Käthel den Krämer hat, da bin ich der halbe Kerl nicht mehr wie früher. — Aber zu ändern ist es ja nicht, und es hat wohl so seyn sollen! Was soll ich mich grämen!"

Er zwang sich zu singen und sang des Fuhrmannsliedes übrige Verse:

„Fahr' ich so auf der Straßen hin
Zwischen den Tannen im Wald,
Ach was ist das für e'n Freud!
Was da das Schnalzen schön schallt!

Was da die Vögerle schön singen thun,
Was da die Blümele schön blüh'n,

Was da die Hirsch' und Reh'
Ueber die Straße hinzieh'n!"

„Ah!" unterbrach sich der Fuhrmann jetzt: „Das paßt ja gar nicht mehr für mich und die Zeit, wo alles Eis und Reif ist und mein Herz gerad' auch nicht vor Freud' zerspringen möchte. Ja, es war freilich einmal anders, wo dieses Lied so fröhlich klang von meinem Wagen herab aus voller Brust, — da ich noch lustig und fröhlich dem Heimathsdorfe zufuhr und mich auf die Käthel freute, die aus dem Fenster zu mir hersah, daß mir das Herz im Leibe lachte und meine Peitsche noch einmal so lustig knallte. Da freute sich noch Alles mit mir, wenn ich so allein dahin fuhr mit den Gedanken an den herzlieben Schatz daheim, und

Was da die Vögerle schön singen thun,
Was da die Blümele schön blüh'n,
Was da die Hirsch' und Reh'
Ueber die Strasse hinzieh'n.

Fahr ich im Zwielicht am Wirthshaus an,
Spann ich d' Gäul aus und kehr ein,
Iß mein' Sach', leg' mich in's Bett,
Denk an mein Schatz und schlaf ein.

„Damit ist's jetzt aus, ganz aus, und sing ich lieber den letzten Vers, der paßt eher!" unterbrach sich der gute Conrad in seinen traurigen Betrachtungen, und sang dann in trübem Tone weiter, indem er die letzten beiden Verse mehrmals wiederholte:

„Fuhrmannsbue bin ich schon fünfthalb Jahr,
Fuhrmannsbue bleib ich noch lang.
Kann wohl seyn, daß ich stirb,
Kann wohl seyn, daß ich stirb,
Eh' ich was anders anfang."

„Ja, ganz gewiß, kann wohl seyn, daß ich stirb, — ich kann's nicht erwinden: Der Gedanke verfolgt mich heute schon den ganzen Tag, und er macht mir auch nicht einmal Angst, —

Kann wohl seyn, daß ich stirb,
Eh' ich was anders anfang."

So scholl seine Stimme immer wieder durch den öden, kalten Wald, durch den nur hie und da das Gekrach der von der Kälte berstenden Eichenrinde tönte. Conrad fühlte sich außerordentlich vereinsamt und verlassen, bis ihm plötzlich wieder einfiel, daß heute die heilige Christnacht sey. Da sprach er für sich:

„Ich sollte keine weltliche Lieder singen in der heiligen Nacht, wo Alles der Geburt Jesu denkt. Auch in meines Herren Haus daheim werden sie jetzt den Weihnachtsbaum putzen und die Kinder werden fragen, wo denn der Conrad so lange bleibt. — Was aber mag jetzt die Käthel in des Krämers Haus thun? Denkt sie wohl meiner, denkt sie in dieser Nacht, wo wir einmal so fröhlich waren, da wir Christkindel und Pelzenickel spielten, an den armen, verlassenen Conrad? — Vielleicht steht sie jetzt gerade auch am Tische und zündet die Lichtlein am Christbaum an, den sie für des Krämers Kinder herausgeputzt hat. Aber ob sie so glücklich dabei sich fühlt, als damals, wo wir noch mit einander in die Christmette gingen, das ist eine andere Frage. O, ihre Mutter, ihre harte, böse Mutter hat mich und sie unglücklich gemacht!"

Die Sterne spiegelten sich nur einen Augenblick lang in den Thränentropfen, die ihm unbewußt über die Wangen rollten, aber schon in ihrem Laufe zu Eisperlen erstarrten. Denn er war jetzt nicht so ferne von dem Orte, wo die Käthel verheirathet war, und ein dumpfes Hundegebell, welches der Wind über den Wald hertrug, mochte von dorten kommen. Sein Herz pochte gewaltig und er sah starr nach der Gegend hin.

Da war es ihm mit einem Male, er höre etwas

seufzen und stöhnen, gerade da, wo der Weg zu dem nebenabliegenden Dorfe die Fahrstrasse durchkreuzte. Er horchte schärfer hin. Da vernahm er deutlich eine menschliche Stimme, die klagend und jammernd zu Gott und allen Heiligen rief. Schnell hielt er seine Pferde an und lief auf dem Wege dem Orte, woher die Töne kamen, zu. Dort lag neben einem hartgefrorenen, vom Winde hoch angewehten Schneehaufen die Gestalt eines alten Weibes, zusammengesunken und ohne Kraft sich aufzurichten. Schnell hob er die Alte vom Boden auf, und als er ihr beim funkelnden Sternenlichte in das todtenbleiche Gesicht sah, da zuckte es ihm durch alle Glieder.

Es war der Käthel böse, harte Mutter.

Er hatte sie sogleich erkannt, hob die Unglückliche ohne ein Wort zu sagen auf und trug sie zu seinem Wagen zurück. Dort deckte er die Aechzende so viel wie möglich warm zu, legte noch seinen eigenen Fuhrmannsmantel über die schon beinahe erstarrten Glieder und lenkte dann die Pferde mit dem Wagen selbst auf den Weg nach dem Dorfe. Einige Tropfen aus der Branntweinflasche brachten dem alten Weibe so viel Kraft und Stärke, daß sie in den wärmsten Ausdrücken ihrem Retter, den sie nicht erkannte, danken und ihm Folgendes erzählen konnte:

Sie sey nemlich noch heute vor den Feiertagen in der Stadt gewesen ob einer schlimmen Geschichte, um ein Unglück, das ihrer Familie drohe, abzuwenden. Mit leerem Magen hätte sie sich wieder auf den Heimweg gemacht und sey dort auf dem gefrorenen Schnee ausgeglitscht, so daß sie sich den Fuß verrenkt und keine Kraft mehr hatte, sich aufzurichten. Sie war dem Erfrieren nahe, als ihr Retter kam. Nun habe sie, wenn sie nach Hause komme, nur Jammer und Verzweiflung zu erwarten. — Sie hätte nemlich, fuhr sie fort, eine Tochter an einen Wittwer verheirathet, der viel ärmer war, als man geglaubt hatte, und den selbst wieder ihre Tochter in der falschen Hoffnung einiges Vermögen zu erheirathen genommen habe. Nun sey eine Schuld zu zahlen unter Androhung von unverzüglicher Pfändung, und vergebens wäre sie heute noch in der Stadt gewesen, bei Gericht und Gläubigern um Aufschub zu bitten. Daheim würde es großes Herzeleid geben, wenn sie zurückkehre und die Erfolglosigkeit ihrer Bitte heimbringe, und ihre Tochter weine sich noch die Augen aus dem Kopfe über so großes Elend in ihren jungen Jahren, — da oft kein Kreuzer im Hause sey, und der bereits schon mit Beschlag belegte Kram jetzt ganz stille stehe; — die Kinder werden auch hungrig seyn, die armen Würmer, die nicht einmal an die Stillung ihrer nothwendigsten

Bedürfnisse, geschweige an einen Christbaum mit Backwerk denken dürfen.

Das Alles hörte der Conrad still und traurig an. Schweigend saß er da, und hatte die Alte noch mit keinem Worte unterbrochen, indem er in argem Leide vor sich hinstarrte. Jetzt aber fragte er mit unkenntlicher Stimme:

„Ist Eurer Tochter Mann ein böser Mensch?"

„Das nicht", erwiederte das Weib. „Er ist seelengut, würde gerne arbeiten und wäre nie verdrießlich, wenn die bittere Armuth nicht wäre. Auch weiß er wohl, daß meine Käthel ihn nicht so lieb haben kann, als einen gewissen Andern droben in unsrer Heimath, und daß sie ihn nur genommen, weil ich es einmal so haben wollte, — aber deswegen ist er ihr doch nicht böse und trägt sie auf den Händen bei allem Elend der Armuth."

Dem Conrad ward es unendlich weh um's Herz.

„Wie viel hätte denn Euer Tochtermann nöthig im Augenblick?"

„Ach, jetzt wäre uns mit fünfzig Gulden geholfen!" seufzte das Weib.

„Dann ist's gut, daß ich gerade so viel und noch etwas mehr bei mir habe, das mein Eigenthum ist. Ich wollte mir in der Stadt eine goldene Sackuhr kaufen, nach der schon lange mein Streben geht, — aber es

reute mich wieder. Da" — und er zog eine Geldblase aus der Tasche — „nehmt das und gebt es Eurer Käthel, — wenn ihr damit geholfen ist, soll's mich freuen. — Und wenn sie mehr braucht, soll sie zu mir schicken hinauf in's Weinland. Hört Ihr's, Frau Ländlerin?!"

Die wußte nicht vor Freude, Erstaunen, Schrecken und Beschämung, was sie sagen sollte, und hätte in die Erde sinken mögen, da sie den in so edler Weise vor sich sah, an dem sie so unedel gehandelt hatte. Denn nun hatte sie ihn erkannt.

„O ich elendes, böses Weib, wie hab' ich das um dich verdient, Conrad! O mein Gott! mein Gott!"

„Laßt das, — 's ist geschehen und nicht mehr zu ändern!" sprach der Fuhrmann dazwischen. „Aber seyd nur immer ordentlich gegen Euern Tochtermann, Frau Ländlerin! Macht ihm nie das Leben sauer, und helft den jungen Eheleuten rathen und thaten. Die Käthel, die Käthel aber soll nie eine harte Stiefmutter gegen des Krämers Kinder seyn, sondern sie als ihre eigenen halten, — sagt ihr das, Frau Ländlerin. Die armen Würmlein werden's wohl brauchen können, daß sie eine gute Mutter haben. Und vielleicht war's gut, daß es so, gerade so ging, — sonst hätten ja des Krämers Kinder wohl bald betteln müssen und würden ohne Pflege und Muttervorsicht zu Grunde gegangen seyn. — Jetzt können sie

noch brav erzogen werden und können ordentliche Menschen werden, weil — weil die Käthel ihre Mutter ist. Hört Ihr's, Frau Ländlerin?" Das alte, harte Weib saß auf dem Wagen weinend und in tiefer Reue, auch dem Conrad fielen die heißen Thränen aus den Augen, ohne daß er's wußte. Als man aber zu dem ersten Hause des Dorfes gekommen war, da sprach der Fuhrmann:

„Seht, da lad ich Euch ab und trag Euch in das Haus, dann könnt Ihr Euch von den Eurigen heimholen lassen. Richtet Alles aus, was ich Euch gesagt, Frau Ländlerin! Ich selber kann die Käthel heute nicht sehen, — es würde mir das Herz brechen. Sie soll eine brave, gute Mutter seyn, sagt ihr das."

Und so geschah es.

Der Fuhrmann fuhr bald wieder auf der Hauptstraße im Walde durch die kalte Sternennacht hin. Ein eigenes, süßes, wehmüthiges Gefühl hatte ihn überkommen. Vielleicht sah er und hörte er im Geiste die Dankesworte und die Thränen der Käthel, ihres Mannes und ihrer Kinder, die, aus großer Noth errettet, nun dennoch eine fröhliche, selige Weihnacht hatten, während er selbst so still und einsam unter Gottes freiem Himmel dahin fuhr. — — Es schien immer kälter zu werden, — die Eichbäume krachten lauter und häufiger im Walde, —

der Fuchs heulte über's Schneefeld herüber und unter den Hufen der Pferde und der Wagenräder knisterte und knarrte heller und immer heller der Schnee, — die armen Pferde selbst waren über und über mit starkem, weißem Reife bedeckt, — — Conrad aber saß still in seinen Teppich gewickelt auf dem Wagen. Die Nacht ward immer gelichteter, je später es ward. Und als er jetzt vor den Wald hinauskam, konnte man schon die Umrisse der heimathlichen Berge unterscheiden. Es war Alles so stille ringsum, weit und breit kein Laut, welcher die Feierstunde der schlafenden Natur gestört hätte. Aber wie ein Traum hing die heilige Mitternacht über der Erde, wie ein beseligender Traum über der weiten Schneefläche, aus der sich nur die dunklen Kirchthürme der umliegenden Dörfer erhoben. — Da schlug die Mitternachtsstunde von den Thürmen, die Wächterhörner mit ihren vollen, gedehnten Klängen tönten dazwischen, und ringsum in allen Dörfern nah und fern hallten die Glocken über's Feld und riefen die Gläubigen zur Christmette. Der Fuhrmann aber glaubte, er höre die himmlischen Heerschaaren und die Engel sängen ihr Hallelujah und die Posaunen der Erzengel dröhnten dazwischen. Denn er saß mit zurückgelehntem Kopfe auf dem Wagen, und sah schweigend, stumm und ohne Regung in den goldnen Sternenhimmel hinein. Dort bei der Milch-

strasse glänzte der ewige Fuhrmann wie sonst, ja noch heller und glänzender, als er ihn je gesehen. Da war es dem Conrad, er höre seinen seligen Vater herunterrufen, er möge hinauf fahren zu ihm. Und da fuhr er durch Gottes Macht auch, wie der ewige Fuhrmann, die weite Himmelsstrasse hin, an der goldenen Jungfrau und der blitzenden Krone und all den glänzenden Sternbildern vorbei, hoch über der dunkeln Erde, bis vor das himmlische Thor. Aber das verschloß sich nicht vor ihm, sondern blieb weit offen, und St. Peter stand da und sagte:

„Komm herein, Du frommer und getreuer Knecht!"

Und nun fuhr er unverzagt und fröhlich hinein in das Paradies, wo ihn sein Vater schon erwartete. Und alles Leid dieser Welt lag wie ein Traum hinter ihm. —

*

*   *

Daheim im Weinlande aber wartete man bis weit über Mitternacht auf den Fuhrmann in dem Hause seines Herren, und die Kinder fragten immer wieder ob der Conrad noch nicht gekommen sey. Denn sie alle hatten ihn lieb und wollten sich ihres Christbaums nicht recht erfreuen, so lange der Conrad fehlte. Endlich, gerade da sich die Kinder zu Bette legen wollten, um noch im Traume die Weihnachtsfreuden fortzugenießen, da hörte man den Wagen kommen. Man eilte hinaus ihm ent-

gegen; denn man wußte, daß er von dem Onkel drunten im Lande Zuckerkuchen bringe. Die Pferde fuhren den Wagen in den Hof in ihrem gewohnten ruhigen Gang und blieben vor dem Stalle stehen, wie sonst. Aber der Conrad sprang nicht vom Wagen wie sonst. Er blieb droben sitzen still und stumm, als schlafe er. Da rief man ihm, — er hörte nicht. Man wollte ihn mit Rütteln wecken, aber er wachte nicht auf.

Denn seine Seele war im Himmelreich und sein Leib war erfroren. — — — —

Conrads Herr, in dessen Hause schon sein Vater als Fuhrmann gedient und gegen den er sich oft in seinen innersten Wünschen ausgesprochen hatte, ließ, um diesen nachzukommen, des Todten Hinterlassenschaft, die er in Händen hatte, der Käthel zu Kreuzheim einliefern. Die ward ein braves, fleißiges Weib, ihre Haushaltung gedieh glücklich, nachdem ihre Mutter gestorben war, und sie erzog ihre Kinder zu rechtschaffenen, brauchbaren Leuten. Und wenn es auch alle Tage geschehen mag, daß sich die Käthel an den seligen Conrad erinnert, wird doch wohl jetzt und nach langen, langen Jahren noch in des Krämers Haus jedesmal am lebhaftesten in der Christnacht — wo nicht des ewigen, so doch des guten Fuhrmanns gedacht. —

August Becker.

Der Karthäuser.

Geisterhaftes Dämmerweben
Ringt noch mit dem Flor der Nacht;
Zu dem neuen Tagesleben
Ist das Thal noch nicht erwacht.
Aber in dem frommen Hause
Auf dem Berg in der Karthause
Endet schon der Hora Sang,
Dumpf auslautend in den Klang:
»Memento mori!«

In des Frühroth's milder Helle
Nickt der Eichwald, sanft bethaut.
Auf des Klosters heil'ger Schwelle
Steht ein Mönch, gebeugt, ergraut,
Aechzt und hebt das Haupt das hehre,
Hebt das Aug', das thränenschwere,
Fromm empor zum ew'gen Licht
Und ein Blick des Trostes spricht:
»Memento mori!«

Von dem Haus der düstern Trauer
Zum Gemach der stillen Ruh
Schleicht er an der Klostermauer
Seinem ernsten Tagwerk zu,
Tritt in's Gärtchen an der Ecke,
Unter der Cypressenhecke
Steigt er in ein offnes Grab
Mit dem frommen Spruch hinab:
»Memento mori!«

Weiland in der Vollkraft Marke
Grub er's, seinem Harme lieb,
Als den Spaten noch der Starke
Mächtig in die Erde trieb,
Und so gähnt es Jahre dreißig,
Und er pflegt es täglich fleißig,
Daß bereitet sey die Gruft,
Wenn der Herr der Tage ruft:
»Memento mori!«

Kaum noch klimmt empor er wieder,
Auf den Spaten fest gestützt,
Denn die letzte Kraft der Glieder
Hat der gute Greis vernützt.

Wild von Fieberfrost durchschauert
Sinkt er, liegt er hingekauert
An des Blumenbeetes Rand,
Deckt die Stirn mit welker Hand.
»Memento mori!«

Und das Thal beginnt zu flimmern,
Die bestrahlten Matten glüh'n:
Mähder jauchzen, Sensen schimmern,
Hammer pochen, Funken sprüh'n,
Schiffe zieh'n den Strom hinunter,
Wagen rollen, und schon munter
Gibt der laute Markt sich kund.
Lispelnd tönt ein blasser Mund:
»Memento mori!«

„Es geschehe, Herr, Dein Wille!
Nimm den Kämpfer auf zu Dir.
Das bewegte Herz steht stille,
Und die Welt liegt hinter mir.
Keine Thräne wird mir rollen,
Was ich war, das ist verschollen;
Aus ist, was ich litt und trug
Bis die Mahnungsglocke schlug:
»Memento mori!«

„Aufwärts, Geist, auf Sternenwegen
Schweben Sel'ge, wohlbekannt,
Mir mit Liebesgruß entgegen,
Wesen, die ich mein genannt.
Gattin, Tochter, vielbeweinte,
Mit euch steigt nun der Vereinte
In des Friedens Palmenthal." —
Spricht's und haucht zum letzten Mal:
»Memento mori!«

Und die zarten Lilien welken,
Von dem herben Schmerz erfaßt,
Bitter weinen fromme Nelken,
Und der Tulpe Glut erblaßt.
Durch das Gärtchen seufzet düster
Der Cypressen Grabgeflüster,
Das verwaiste Veilchen klagt
Und die Todtenblume sagt:
»Memento mori!«

Als die Nacht in düstrer Trauer
Hüllte Thal und Hügel ein,
Strahlt des Klosters graue Mauer,
Grell erhellt von Fackelschein.

Wie der Erde harte Schollen
Auf des Sarges Deckel rollen
Schlägt erschütternd an das Ohr,
Dazu singt ein Männerchor:
»Memento mori!«

Dr. Georg Beilhack.

Segen der Nacht.

Wenn's Nacht ist, funkeln die Sterne
Am blauen Himmelszelt;
Wenn's Nacht ist, flüchte ich gerne
Aus dieser in jene Welt;

Aus all dem lauten Gewimmel
In stille Einsamkeit;
So bin ich näher dem Himmel
Obgleich er so hoch und weit.

Wenn's Nacht ist, kehr' aus der Ferne
Im Vaterhaus ich ein;
Wenn's Nacht ist, rede ich gerne
Mit meiner Seele allein.

Wenn's Nacht ist, höre ich Lieder
Und schau des Himmels Saum,
Und Engel steigen hernieder
Wie einst zu Jakob im Traum.

Wenn's Nacht ist, laß ich mein Leben
An mir vorüber geh'n,
Mein Leiden, mein Wirken und Streben,
Was durch mich und an mir gescheh'n.

Da ragt aus dem Heer der Gedanken
Der Eine: an Gottes Lieb;
Bald kann ich nur jauchzen und danken,
Bald wieder nur flehen: „Vergieb!“ —

Wenn's Nacht ist, denk ich der Stunde,
Da einst sie mich tragen zu Grab,
Bleich, starr, mit geschlossenem Munde,
Und senken im Sarg mich hinab.

Wenn's Nacht ist, hoff ich in Wonne
Ein seliges Aufersteh'n,
Im Glanze der Ostersonne
Dem Herrn entgegen zu geh'n. —

So ist auch die Nacht mir gesegnet,
So kann mir davor nicht grau'n,
Vom Thau der Gnade beregnet,
Bis Glauben sich wandelt in Schau'n.

Wilhelm von Biarowsky.

Wanderlieder.

I.

Wanderspruch.

Nun fahr' ich über Land und Strand
Hinaus in alle Weite:
Gott grüß euch Vögel mancherhand,
Ihr gebt mir das Geleite.

Nur frisch heran mit Sang und Klang
Ihr lustigen Musikanten:
Das ist so ganz mein eig'ner Drang,
Stimmt ein, ihr trauten Bekannten.

Noch einen Blick zurück, zurück
Den Guten all, den Lieben;
Ade, Ade auf besser Glück
Was hinter mir geblieben!

Es thut sich weitend auf vor mir
Die Welt in Morgenröthen,

Und aus den Wäldern klingt's herfür
Wie Harfenklang und Flöten.

Mit ganzer Lust, so faß' ich's an
Mit beiden Händen und Füßen,
Und was sich baut auf schöner Bahn,
Ich will es erringen, genießen.

Das ist mein Wahlspruch fürderhin
Im rüstigen Ringen und Streben:
„Ein tüchtiger Muth, ein grader Sinn
Führt mitten durch das Leben.“

II.

Sturmlied.

Es streifen durch wogende Saaten
Die Winde mit Saus und Braus,
Sie grüßen mich, ihren Kamraden,
Und jagen mir wild voraus.

Und andere kommen gefahren,
Die fliegen hinten d'rein,
Sie zausen mich in den Haaren,
Und ziehen mich lustig feldein.

Hussa, das ist ein Reisen,
Wo's rauscht und singt und pfeift;
Es tanzt in wirbelnden Kreisen
Der Staub hoch aufgestreift.

Hoch über das alles schweifen
Die Wandergedanken hinauf;
Sie springen in's Weite und streifen —
Wer mißt ihren blitzenden Lauf?

Sie recken und strecken sich fröhlich
An der Berge gipfelnden Saum
Und spannen sich freiheitsselig
Aus in dem unendlichen Raum.

Die Winde und die Gedanken,
Wer weiß, woher sie zieh'n?
Sie kommen und schweben und schwanken
Und Keiner auch weiß, wohin? —

III.

Wanderwonne.

Wie heller Morgenglockenklang
Zieht durch's Gemüth mir ein Gesang:

Es ist ein Jauchzen tief da drinnen
Und wieder dann ein ruhig Sinnen;
Auch klingt's wie leises Wellenzittern,
Wie sanftes Rieseln nach Gewittern.
O, diese milde Harmonie,
Wer sagt mir, was bedeutet sie?

Ich ziehe durch die Lande hin,
Wie dort die Lämmerwölklein zieh'n,
Die Sonne glänzt, die Himmel blauen
Und Friede waltet durch die Auen.
O tönet fort ihr Morgenglocken,
Zieht fort am Himmel, Silberflocken!
Die ganze Welt voll Duft und Schein
Lacht in mein fröhlich Herz hinein. —

IV.

Wanderers Abendtrost.

Es neigt zum friedlichen Abend nun,
In bläulich duftiger Ferne ruh'n
Traumselig dahinten die Bergesreih'n,
Umsponnen von purpurnem Dämmerschein.
Froh schreite ich d'rein und sorge nicht viel,
Einem jeden Pilgerer kommt sein Ziel.

Die Winde kommen gerad von Ost
Und wünschen mir gut Quartier und Kost.
Es geigen die Mücken auf Sonnenstrahlen
Und tanzen dazu mit ihren Gemahlen,
Sie tanzen im weiten Himmelssaal
Und übergaukeln sich tausendmal.
O frohe Musik, o lustiger Tanz,
O goldener Abendsonnenglanz!
Da wird der Wanderer zum Prophet
Und spricht ein fröhliches Abendgebet:
„Euch Fernen und Nahen, gut Nacht! gut Nacht!
„Für morgen ist's Wetter wie ausgemacht."

Franz Binder.

Freundschaft.

Wenn Jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht:
Mißtrau' der Welt und gib dem Freunde Recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist werth, daß ihm der Himmel Freunde gibt.
Ein Freundesherz ist ein so selt'ner Schatz;
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heiliger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft;
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz;
Einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.
D'rum: Wird ein solches Kleinod dir beschert:
O, trübe seinen Glanz nicht, halt' es werth,
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Werth verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.

Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich; —
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat — ist ein armer Mann.

Friedrich Bodenstedt.

Lebensweisheit.

I.

Das Herz ist bald gleichwie ein klarer Quell,
Darin die Welt sich spiegelt sonnenhell;
Bald wie ein Meer, von Stürmen aufgewiegelt,
Darin sich grausig Erd' und Himmel spiegelt.
Doch ob es stürmisch wild, ob sonnig klar,
Das eine wie das andere Bild ist wahr; —
Und wer des Lebens Frieden will genießen,
Den darf der Sturm nicht allzu sehr verdrießen.

II.

Wohl Vieles beut dem Menschengeiste Nahrung:
Das Beste bleibt die eigene Erfahrung.

Friedrich Bodenstedt.

Sonett.

An eine Freundin.

Der Himmel schmückte Dich mit reichen Gaben,
Was schon vereinzelt anmuthvoll erscheint:
Verschwenderisch ward es in Dir vereint,
Das Herz zu fesseln und den Blick zu laben.

Doch nichts Vollkommenes soll die Erde haben!
Ich weiß, Dein schönes Aug hat oft geweint,
Das Schicksal hat es ernst mit Dir gemeint,
In Deiner Brust liegt manches Weh begraben.

Du aber trugst mit immer gleicher Würde
Des Glückes Gaben wie des Unglücks Bürde,
Ob seine Schläge noch so schwer Dich trafen —

Es konnten Dich die launenhaften, närr'schen
Tyrannen Glück und Unglück nie beherrschen —
Du bliebest Herrin und sie blieben Sclaven!

Friedrich Bodenstedt.

Das Blumenmädchen.

„Veilchen, Herr! ach kauft das Veilchen!"
Kam das Blumenkind gelaufen,
Sah mich an mit stummer Bitte,
Daß ich sollt das Veilchen kaufen.

Und mir war, als wär' es selber
So ein stummes, blaues Veilchen,
Das der schnöden Welt verkauft wird,
Wenn's geblühet hat ein Weilchen.

Und ein tiefes, banges Mitleid
Hat mich traurig überkommen,
Da ich aus des Elends Händen
Mir des Frühlings Gruß genommen.

Doch der Blume süßes Duften
Hat den Trost mir zugesprochen:
Gott wird nicht die Blume richten,
Sondern den, der sie gebrochen.

Franz Bonn.

Trockne Blumen.

Freust du dich wo von Herzensgrunde
In treu liebseligem Verein,
Nimm zum Gedächtniß an die Stunde
Dir nur ein kleines Blümelein.

Es kommt wohl tagelanger Kummer,
Wo laublos steht der Blüthenast,
Wo du in Nächten ohne Schlummer
Nichts als die dürre Blume hast.

Das Herz, das dort so laut gesprochen,
Muß schweigen und du stehst allein;
Die Blume aber dort gebrochen
Sie spricht zu dir: „Ihr Herz ist dein!“

Und wenn dich Alles mag betrügen,
Treu bleibt dir, was die Blume spricht —
Der Menschen Worte können lügen,
Die stumme Blüthe lüget nicht. —

Franz Bonn.

Entschuldigung.

Daß ich in jenen Tagen
Kein einzig Lied ersann
Und nur zum Spiel geschlagen
Die Laute dann und wann:
Das war, weil nie in Wonnen
Uns wird ein echtes Lied,
Und weil mein Leid begonnen
Erst, da ich von dir schied. —

Franz Bonn.

Frühlingsahnung.

Ein Vöglein sitzt auf dürrem Ast
So traurig da und schweigt,
Indeß sich unter Schneees Last
Die Tanne traurig neigt.
Jetzt scheint die Sonn aus Wolken sacht,
Da flattert's auf bewegt —
Hat's an das Veilchen wohl gedacht,
Das unterm Schnee sich regt? —

Franz Bonn.

Eine Königin.

I.

Zu Susan auf dem Throne saß König Ahasver;
Es zogen seine Fürsten aus allen Landen her,
Bis von des Niles Quellen, vom fernen India,
Aus mehr denn hundert Reichen man hier beisammen sah.

Denn er befahl zu rüsten ein Fest mit reicher Pracht,
Als König sich zu zeigen in seiner vollsten Macht,
Sie Alle zu erfreuen an seines Thrones Glanz,
Und selber auch zu schauen der Fürsten stolzen Kranz.

Drauf, als des Festes Tage sich neigten schon zu End',
Gedacht er seinem Volke zu reichen gleiche Spend;
Entboten ward die Menge, geladen Groß und Klein
In seines Schlosses Garten und seine Hallen ein. —

Gar königlich gezieret war rings der weite Hof,
Aus einem Meer von Farben der bunte Schimmer trof;

An scharlachrothen Schnüren, in silberweißen Ringen
Um alle Marmorsäulen kostbare Tücher hingen.

In goldenen Gefäßen, geformt von Künstlerhand,
Der Speisen reiche Menge auf allen Tafeln stand;
Und — wunderbar zu schauen — mit weichem, melodi-
schem Klang
Gar hoch ein heller Brunnen des süßen Weines sprang.

Auf goldnen Sitzen ruhte die Menge voller Lust,
In ungebund'ner Freude aufjubelte jede Brust;
Mit tiefen Wonnezügen der König sein Glück genoß,
Nie war ihm so wohl geworden als in des Volkes Schooß.

In seines Herzens Freude nun kam es ihm zu Sinn,
Zu senden seine Boten an Vasthi, die Königin,
In ihrem schönsten Schmucke sie zu entbieten herbei,
Auf daß ein holder Zeuge sie seines Glückes sei.

Doch stolz war ihre Seele dem Volke abgewandt;
Sie schalt im Zorne die Boten vom König ihr gesandt,
Und streng das Ohr verschließend für ihres Herren Bitte,
Verweigert sie zu treten in seines Volkes Mitte.

Auf fährt von seinem Sitze der König in voller Wuth
Und spricht zum Rath der Weisen in funkelnder Zornes-
gluth:

„Sagt an, was ist die Buße — freie Rede sei euch
erlaubt —
Für Vasthi, die im Trotze mir beuget nicht das Haupt?“ —

Es sprach der Weisen Einer: „Fürwahr, nicht dir allein,
Es möcht dem ganzen Volke ein böses Vorbild sein,
Wenn Königin Vasthi wäre dir, Herr! nicht unterthan;
Durch all die weiten Lande vererbte sich das fortan.

Gefällt es dir, o König! so geh von Haus zu Haus,
Von Dorf zu Stadt und Lande die strenge Weisung aus:
Daß so in Leid wie Freude, dem Manne jeglich Weib
In reiner Zucht und Sitte, demüthig ergeben bleib.

Doch Vasthi, die viel Stolze, sei zu gerechtem Lohn
Verstoßen und vertrieben für immer von deinem Thron
Du König aber wähle aus allen Mägdlein hie,
Dir Eine aus in Hulden, die besser ist, als sie.“

Solch weise und kluge Rede gefiel dem Ahasver,
Den Fürsten und auch dem Volke versammelt um ihn her;
Und mit verhaltenem Grimme stieg Vasthi vom Thron
herab,
Zurück die goldne Krone sie ihrem König gab.

Doch über die weiten Lande nun eilte der Boten Schaar
Und wo ein hold Jungfräulein in reiner Sitte war,

Das wählten sie dem König, auf daß nach eignem Sinn
Er Eine auserkühre zu seiner Königin. —

II.

Zu jener Zeit, als Judas Scepter sank,
Der heil'ge Boden Blutesströme trank,
Jerusalem in Feindes Hände fiel,
Sein Tempel stürzte, der Zerstörung Spiel,
Das Judenvolk getrieben ward in Hohn
Von seiner Heimath fort nach Babylon:
Da zog im Joche fremder Tyrannei
Auch mit der edle Jude Mardochei.

In Susans Mauern lebt' er still dahin,
Ein abgehau'ner Zweig von seinem Stamme,
Doch pflegt' er in dem tiefsten Herzen drin
Den Glauben seiner Väter, gleich der Flamme,
Die auf des Hauses Herd mit Segensmacht
Erwärmt und auch erhellt die kalte Nacht.
Zur Seite ihm die holde Esther stand,
Verwaist und einsam schon in früher Jugend,
Doch Vaterlieb er um das Mägdlein wand
Ob ihrer frommen, kindlich reinen Tugend.

Als Hegai nun — von Ahasver betraut
Die schönen Mägdlein seiner Wahl zu hüten —
Auch diese reine Wunderblume schaut'
Auf deren Wangen Purpurfarben glühten,
Auf deren edler Stirn der Hoheit Schein
Geschrieben stand so hehr, so zart und rein,
In deren Augen stille Gluth entbrannte:
Da führt' er sie in Ahasverus Haus,
Weil er als duftend Veilchen sie erkannte,
Das schönste Blümlein in dem Blüthenstrauß.

Und sieben feine Dirnen gab er ihr
Des Leibes hohe Schöne treu zu pflegen,
Zu schmücken ihr das Haar mit reicher Zier
Und mit des Balsams Düften es zu hegen,
Zu winden um das faltenreiche Kleid
Viel Perlen und viel Edelstein Geschmeid.

Und als die Stunde endlich war erschienen,
Als Esther voll der züchtig holden Mienen,
Im Jugendglanze ihrer zarten Wangen,
Den hohen Wuchs vom Purpurkleid umfangen,
Mit goldgewebten Spangen eng umschlossen,
Von holder Scham jungfräulich übergossen
Zu Ahasverus trat — da fand vor Allen
In seinem Aug' sie Gnad und Wohlgefallen,

Ja, er gewann sie lieb in Herz und Sinn;
Er führte sie zu seinem Königsthrone,
Er setzte ihr auf's dunkle Haar die Krone
Und wählte sie zu seiner Königin.

Und zugerüstet ward ein reiches Mahl
Auf daß an seines Glückes hellem Strahl
Das ganze Volk sich möge freudig sonnen
Und theilen seines Herzens Lust und Wonnen;
Jedwedem Land entließ er voller Huld,
Um auszutilgen Sorgen und Entbehren,
Mit königlicher Gnade seine Schuld,
Um Esther, seine Königin, zu ehren.

III.

Durch des Schlosses Säulenhallen
Sieht man fast zu jeder Stunde
Mardochei, den Juden wallen,
Früh, bei erster Tagesrunde,
Bis des Abends Schatten fallen.

Oder an des Schlosses Pforte
Sitzt er in der Diener Kreise,
Lauscht begierig jedem Worte,
Das ertönt zu Esthers Preise,
Und es tönt an jedem Orte. —

Oftmals auch mit ihren Frauen
Sieht er wandeln sie in Ferne,
Denn des Vaters Augen schauen
Ja das liebe Kind so gerne,
Daß ihm fast die Blicke thauen.

Voller Lieb' und voller Bangen
Forscht er nach des Glückes Zeichen,
Ob auf ihren zarten Wangen
Nicht die Röslein wohl erbleichen,
Ob sie noch so glühend prangen.

Keiner ahnt, die Purpurrose
Mit dem prächtigen Gewande
Sei erblüht in dunklem Loose
An des fernen Jordans Strande,
In des fremden Volkes Schoose.

Abend war's; — die nächt'gen Schatten
Sanken auf des Hofes Gänge,
Ruhten auf des Gartens Matten
Und der Diener reiche Menge
Längst sich schon entfernet hatten.

Mardochei noch ganz alleine
Weilte in des Hofes Düster
Und ihn deckt der Säulen eine. —
Horch! da dringt ein leis Geflüster
An sein Ohr, das lauschend feine.

Und er hört mit Graus und Beben
Dunkle Pläne der Verschwörung
Gegen seines Königs Leben;
Sieht im Bunde der Empörung
Schon des Dolches Stahl erheben.

Leisen Tritt's schleicht er von dannen,
Sendet noch in selber Stunde
Eh' die Mörder Zeit gewannen
Hin zu Esther jene Kunde
Die sie finster ausersannen.

Eh' zur Erde stieg der Morgen
Ward den Frevlern ihre Strafe.
Schlumm're, König, ohne Sorgen!
Gott wacht über deinem Schlafe,
Und da ruhst du wohlgeborgen. —

IV.

Der König Ahasverus erhöhte zur selben Zeit
Den Haman über alle die mächtigsten Fürsten weit;
Im Hofe des Schlosses mußte der Diener ganze Schaar
Vor ihm die Kniee beugen wo er zu schauen war.

Nur Mardochei der Jude alleine that es nie,
Er beugt nur vor Jehova anbetend seine Knie;
Drob zürnt das Heer der Knechte, berichtet voll Schmeichelei
Dem Haman, daß der Stolze vom Volk der Juden sei.

Da schwoll zu grimmem Zorne des Haman eitle Brust,
Er sinnt auf blut'ge Rache mit böser Herzenslust;
An ihm allein sie zu üben, das kühlt nicht seine Wuth,
Der ganze Stamm der Juden soll büßen mit Leib und Gut.

Zum König Ahasverus er tückischen Sinnes trat
Und spricht: „Mein Herr, gestatte dem Diener guten Rath;
Es hat ein Volk zerstreuet sich durch Dein ganzes Reich,
Das gibt sich selbst Gesetze und nicht den Deinen gleich.

Gefällt es Dir, o König! so sei mit des Schwertes Schlag
Es ausgetilgt zusammen urplötzlich auf Einen Tag;
Sein Reichthum aber falle als Opfer Dir zu eigen;
Das mag den Feinden allen des Herrschers Strenge zeigen."

Vom Finger streift der König den Ring zum Unterpfand,
Daß Haman solches ordne durch Briefe im ganzen Land;
Und so geschah's. Ein Beben durchzitterte die Luft
Als sei sie bereits vergiftet mit grausem Moderduft.

Und wieder saß am Thore der Mardochei zur Stund,
Als diese Schreckenskunde ertönte von Mund zu Mund;
Da hüllt er sich in Trauer, streut Asche in sein Haar
Und mischt voll kühnem Muthe sich in der Diener Schaar.

Wie Esther solches hörte durchzuckt sie banges Weh,
Nicht durft man im Trauerkleide sich zeigen in Schlosses Näh;
Doch gleich des Meeres Brandung erheben sich die Qualen,
Als Mardochei's Berichte des Volkes Noth ihr malen.

„Nun Esther! eine Mutter dem jammernden Volke sei!"
So ruft mit ernster Stimme der edle Mardochei.
„Tritt hin vor Ahasverus! Jehova sei dein Licht
Im Dunkel der schweren Stunde! Auf, Esther, zage nicht!" —

Doch Esther zagt. — Verkündet ward Allen männiglich:
Wer immer ungerufen dem König nahet sich,
Der soll des Todes sterben, wenn nicht vom Thronessitze
Sich voller Huld ihm neigte des Scepters goldne Spitze.

Doch Mardochei ermahnte: „Glaub nimmer, daß allein
Vom Stamm der Juden werde verschont dein Leben sein!

Jehova weiß zu senden wohl and're Hilfe aus,
Doch untergehen werden du und dein ganzes Haus!"

Und Esther spricht ergeben: „Es sei, wie du gesagt;
Und sinkt in Nacht mein Leben, jenseits es wieder tagt!
Versammle alle Juden zu Fasten und zu Beten,
So will nach dreien Tagen ich hin zum König treten."

V.

Drei Tag und Nächte waren hingeschwunden
In Beten und in Fasten eng verbunden,
Als Esther sich erhob, trotz allem Zagen,
Getrost das Leben für ihr Volk zu wagen.
Umwallt von ihrem königlichen Kleid,
Mit aller Edelsteine Glanz und Prangen,
Im Haar der Krone köstliches Geschmeid,
Begeist'rungsglut auf ihren zarten Wangen,
Von Gottesmuth gehoben ihren Leib:
So schritt sie hin im Kreise ihrer Frauen
Ein edles, hehres, königliches Weib,
Noch königlicher durch ihr Gottvertrauen.

Auf seinem gold'nen Thron saß Ahasver
Als Esther ihre Schritte zu ihm wandte;
Da wogte seine Brust gleich einem Meer,
Und jäher Zorn auf seiner Stirne brannte.

Er springt empor; in seines Blickes Nacht
Der Seele wilde Stürme finster drohen;
Des Ungewitters schauerliche Macht
Beginnt in hellen Flammen aufzulohen.
Und Esther bebt; — die Wangen ihr erbleichen,
Sie hebt das Auge auf in heißem Flehen
Und senkt es tief in seinen Zorn hinein;
Da ist der Liebe Wundermacht geschehen
Und mit dem Scepter gibt er ihr das Zeichen
Es soll zu nahen ihr gestattet sein.
Er streckt ihn aus gen seine Königin;
Und wie sie fühlt sein edles Herz erwarmen
Sinkt flehend sie auf ihre Kniee hin;
Doch Ahasver umfängt sie mit den Armen
Und ruft im Liebestone mild und weich:
„Was willst du? — sprich! Ich schwör's bei meinem Leben!
Verlangst du auch mein halbes Königreich,
So nimm es hin; es werde dir gegeben!"

Da wird der Seele Himmel blau und licht
Gleichwie der Morgen durch den Aether bricht,
Und Esther fleht: „O Herr! vergönne mir
Daß ich in meines Hauses Mitte Dir
Ein Gastmahl rüste; Haman sei geladen;
Er möge Zeuge meiner Bitte sein;

Und wie vom edlen, süßen, goldnen Wein,
Will kosten ich vom Borne Deiner Gnaden."

Und so geschah's. Doch als erschien die Stunde,
Da ward ihr bang im tiefsten Herzensgrunde;
Gleichwie der Schiffer vor der Felsenklippe,
So zittert vor dem Worte — Esthers Lippe.
Und wieder bat den König sie zum Mahle
Mit Haman bei des nächsten Tages Strahle,
Auf daß in heißem, brünstigem Gebete
Sie hin auf's Neue vor Jehova trete. —

VI.

Gar fröhlichen Muths, mit stolzem Sinn
Ging Haman von der Königin;
Es schwoll die Brust ihm hoch und weit
Von all der Gnad' und Herrlichkeit;
Und wo er schritt, da beugten sich
Die Knieé alle demüthiglich;
Nur Mardochei am Thore hie
Beugt wieder alleine nicht das Knie.

Da ward verwandelt mit Einem Mal
Die ganze Lust zur Zornesqual;
All seiner Freunde reiches Heer
An jenem Tag versammelt er

Und schildert in hoher Farbenpracht
All seine Größe, seine Macht
Und daß ihm doch bei alledem
Nicht Freude noch Genüge käm,
So lang der Jude Mardochei
Im Schlosse und am Leben sei.

Da sprachen listig sie zusamm':
„Richt in die Höhe einen Stamm
In deines Gartens sicherm Schooß,
An fünfzig Ellen lang und groß;
Ersinne kluger Rede Grund,
Und morgen dann in früher Stund
Den König Ahasver bedräng
Daß man daran den Juden häng;
Und wie ein solches ist geschehen,
Magst fröhlich du zum Mahle gehen." —

Da fügt es Gott in dieser Nacht,
Daß Ahasver vom Schlaf erwacht,
Nicht Ruhe findet zu keiner Frist
Und ihm gar bang und traurig ist.
Nun läßt er bringen der Chronika Buch
Zu hören schöner Mähre Spruch;

So ward es dem König offenbar
Wie Mardochei sein Retter war. —

Vom Lager hebt er sein Angesicht,
Erhobnen Leibs er also spricht:
„Sagt an, mit welchem reichen Gut
Hat man gelohnt so edle Hut?
Und welche Ehre dem Mann gegeben,
Der treu geschützt des Königs Leben?“

Der Diener spricht nach kurzer Weil:
„O König! ihm ward kein Lohn zu Theil.“ —

Und als am weiten Himmelsdom
Das Morgenlicht den goldnen Strom
Hernieder auf die Erde goß,
Daß sich der Blumenkelch erschloß:
Da schleicht es leise auch herzu
Wo der König liegt in später Ruh,
Und küßt ihm lind das Augenlid
Bis sanft der Morgenschlummer schied.

Da fährt er auf; — ein Traumgebild
Umkos'te ihn so wundermild,
Verwebt aus Esthers holder Scheu
Aus Mardochäus sorgender Treu.

Und rasch er frägt: „Wer steht vor der Thür?“ —
— „Der Haman ist's.“ — „Er trete für.“ —

Als dieser trat in des Herrn Gemach,
Der König Ahasverus sprach:
„Gib an mir schöne und echte Weis,
Wie spendet der König Dank und Preis
Dem Manne, welchen er ehrt und liebt
Und kund es allem Volke giebt?“ —

Und Haman denket still bei sich:
„Wen sollt' er meinen wohl, als mich?“ —

Da neigt er sich gar tief zur Erd
Und spricht: „Wer solcher Gnade werth,
Den soll man in Königsgewande kleiden
Mit allen Juwelen und Goldgeschmeiden;
Dem soll man auf's Haupt die Krone geben,
Ihn auf des Königs Pferd erheben,
Daß Fürstenhände die Zügel fassen,
Sein Roß zu führen durch alle Gassen,
Der Herold rufe vor ihm her:
„So ehrt der König Ahasver!“ —

Der König spricht: „Wohlan, es sei!
Geh' hin zum Juden Mardochei,

Der sitzt am Thore des Schlosses dort
Und thue ihm nach deinem Wort.“ —

VII.

Und wieder ward bei Esthers frohem Mahl,
Durch ihres Auges himmelreinen Strahl,
Des Königs Herz durchfluthet voller Wonne,
Als wie ein Baum, verklärt im Licht der Sonne.
Und wieder rief er voller Huld und Gnaden:
„Sag, Esther, an, um dessen wir geladen;
Und sei mein halbes Reich auch dein Begehren,
So sprich es aus, — ich werde dir's gewähren!“ —

Da sank zu Füßen ihm die Königin
Und rief voll Muthes, aller Scheu entbunden:
„Hab' Gnade ich vor Deinem Aug' gefunden,
So wende Deinen königlichen Sinn
Und schenke mir das Leben! mir, und auch
Dem ganzen Volke, welchem ich entstammet;
Wir sind verkauft, verrathen und verdammet
Geknickt zu werden wie ein dürrer Strauch!“ —

Auf fährt der König hoch von seinem Sitze
Und ruft, das Auge voller Zornesblitze,
Bewegt zu tiefst von Esthers Wort und Klagen:
„Wer ist der Mann, der solches dürfte wagen?“

Und Esther spricht: „Der Feind, der also thut,
Der angefacht Dein Herz mit Hassesglut
Das Judenvolk — o Herr! es ist das Meine! —
Zu tödten, auszurotten im Vereine,
Und der in seines Herzens arger List
Dem Mardochäus trachtet nach dem Leben,
Der mir als Waise Schutz und Hort gegeben —
Dein erster Diener — dieser Haman ist." —

Da fährt der König auf in grimmer Wuth
Und schreitet eilig durch des Schlosses Hallen
In seines Gartens dunklen Hain zu wallen
Um abzukühlen seines Zornes Gluth.
Und als er endlich kehrt zurücke wieder,
Da sieht er Haman, hingebeugt die Glieder,
Und sieht verzweifelnd ihn um Gnade ringen,
Die Kniee seiner Königin umschlingen.
„Was? willst du würgen mir im eignen Haus
Die Königin und Gattin?" — ruft er aus.
Und er gebeut. — Vernichtet und gebrochen,
Zieht Haman mitten in der Knechte Schaar
Zum Garten, wo für Mardochäus war
Von seinem Mund das Todeswort gesprochen. —

Und wieder legte sich des Königs Zorn;
Aus seinem edlen, freundlichen Gemüthe

Entströmte neu des Herrschers Huld und Güte,
Gleichwie des Wassers Silberfluth dem Born.
Er zog den Fingerreif von seiner Hand
Und gab dem Mardochäus ihn zu eigen,
Damit er nun dem Judenvolk im Land
An Königs Statt sich rettend möge zeigen.

Und vor Jehova, ihrer Väter Hort,
Dem König aller Könige auf Erden,
Der sie erwählt, daß durch ihr muthig Wort
Sein Volk vom Tode mög errettet werden,
Sank Esther hin, demüthig, fromm und klein,
Ihm Dank und Preis aus tiefster Brust zu sagen;
Und alles Volk der Juden stimmte ein
Voll Wonne nach den bittern Leidenstagen.

VIII.

Zu Ende ist mein Sang; doch was erklungen
Zu Esthers Preis, der frommen Königin,
Das hab' ich nicht alleine ihr gesungen,
Nicht nur in alte Zeiten zieht es hin:
Vor jedes Haupt vom Diadem umschlungen,
D'rin waltet Esthers königlicher Sinn,
D'rin spiegelt Esthers frommes Bild sich wider,
Leg' ich dies Lied mit warmem Herzen nieder.

Und hin zum Volke möchte ich es tragen
Zu zeigen, welch' ein hehres Segensgut
In bittern und in schweren Leidenstagen
In einer edlen Königsseele ruht;
Daß alle Herzen froh und freudig schlagen
Voll Lieb und Dank und voll Vertrauensmuth,
Und daß sie Gottes Walten hier erkennen,
Die Königin in Wahrheit „Mutter" nennen.

Isabella Braun.

Eine Bergbetrachtung.

Es ist wieder Frühling geworden. Hinaus! hinaus ihn zu schauen auf Thal, Wiese und Wald und selbst wieder Jugend zu trinken aus dem milden Strome der Lüfte, die darüber hinziehen. Aber obgleich alljährlich das Frühlingsgekose unser Herz verjüngt, so gut wie der Natur ergeht's uns doch nicht; der rechte Frühling blüht nur ein einziges Mal und diese jugendlichen Empfindungen entfliehen wieder so schnell, wie die Lüftchen dahin schweben. Der Baum, so alt er auch ist, wird mit jedem neuen Lenze wieder jung und prangt in Blüthen; aber auf das Verwelken und Altern des Menschen folgt hienieden keine verjüngende Umgestaltung; es ist aus damit! und doch ist die Jugend gar so herzgewinnend! —

Diese Gedanken vermögen beinahe im Frühlingsanblicke auch das neidloseste Herz traurig zu stimmen, wenn man nämlich bereits auf der Grenzscheide zwischen Sommer und Herbst steht. Auf diese Weise ging es

mir, als ich von einem Frühlingsgange heimkam, wo ich die Natur in ihrer wundersamen Neugestaltung belauscht hatte. Fast traurig öffnete ich mein Fenster und sah hinaus auf die ruhige Abendlandschaft, von der die Sonne eben Abschied nahm. Da fiel mein Blick auf den Berg drüben, der sein riesiges Haupt in die hohen Lüfte tauchte.

„Bist auch ein alter Geselle!“ — sagte ich. „Auf deinem Haupte sitzt ein Schneekäppchen; tiefe Furchen haben sich in deine Stirne geprägt und oft rinnt's herab wie Thränenströme vom Menschenauge. Um dich grünt und blüht Alles; du aber hast von Oben herab nur das Zuschauen; dein eignes Haupt schmückt kein Frühlingskranz.“

Da glühte das Bergeshaupt plötzlich in rothem Schimmer wundersam herrlich, als ob Begeistrung aus seinem Innern auflodere, wie ich's hie und da im Menschenauge gesehen. Die Naturgebilde haben ihre geheimnißvolle Sprache, und mir war's, als ob der Berg also sage:

„Alt bin ich, das ist wahr; Schnee liegt auf meinem Haupte, kein anderer Glanz ziert mich; Furchen durchkreuzen mein Antlitz und wenn das Unwetter um mich, wie um alles Geschaffene, tobt, rinnen die Bergesthränen in Bächen herunter. Warum aber beklagst du mich, und warum dich? Lieben mich, meines Alters

und Aussehens wegen, die Menschen weniger, als sie die grünen Hügel lieben? Siehst du nicht, wie viele Hunderte herziehen zu mir in Lieb' und Sehnsucht und mir treu bleiben trotz ihrer sonst so wandelbaren Gefühle? Und vernimmst du nicht oft ein Jauchzen und Jubeln, das von meinem Gipfel herab tönt weit in's Thal hinein? Sieh, so wohl ist's den Menschen bei mir. Oft steigt auch Einer herauf um von da sich die Welt zu beschauen, denn bei mir gewinnt er einen freien Rundblick. Verschmähen es die schlanken Tannen und die Blumen, an meinem Fuße zu blühen? Sei weise und lerne von mir. Ich will dir mein Geheimniß anvertrauen.

„Ich habe mit dem Himmel einen Bund geschlossen. Mein Haupt erhebt sich zu ihm. Früh Morgens, wenn er die Sonne aussendet, gibt sie mir einen leisen Kuß; — weine ich, dann müssen unter ihrem Lächeln meine Thränen bald wieder versiegen; — sie hält das junge Volk zu meinen Füßen lange blühend; — sie schmückt mein Gewand des Tages über oft mit goldnen Lichtstreifen und Abends bietet sie mir so wunderhold glühenden Abschied, wie du eben gesehen hast. Das gefällt den Menschen und sie vergessen mein Alter und meine Furchen und können sich kaum satt an mir sehen.

„Aber auch ohne diesen Schmuck lieben sie mich; Sie wissen selbst nicht, warum? Ich aber weiß es, und

ich will es dir sagen: — So kahl und so kalt ich auch aussehe, glüht doch innere Wärme in mir. Das ist ein Zauber, dem Niemand widerstehen kann, glaub' es mir nur. Darum kommen die Menschen immer und immer wieder zu mir: Alt und Jung, Alles bunt durcheinander."

So sprach der alte Berg zu mir in seiner geheimnißvollen Natursprache, und mein Herz jubelte ob dem, was ich gehört hatte. Da wurde es dunkel. Der Berg stand im Mantel der Nacht verhüllt; ich sah ihn fast nicht mehr. Aber dort, wo sein Haupt zuvor herabgeschaut hatte, glitzerte nun ein Sternlein, und noch eines, und wieder eines und immer mehr Sternlein kamen und flimmerten golden.

„Folge meinem Beispiele," — schien mir der eingehüllte Berg zuzuflüstern; — „dann geht dir's in alten Tagen auch nicht schlimmer denn mir. Und wenn dich das Dunkel des Todes verhüllt, glänzen da, wo du gewandelt, goldne Sternlein der Erinnerung." —

Isabella Braun.

Aus der Vendée.

1794.

Eine Skizze.

I.

Es war ein duftiger Frühlingsabend in der grünen, buschigen Vendée; die Sonne tauchte hinter die Waldhügel, welche den Ausblick nach dem Meere von England hemmen und welche die Loire als letzte Schranke durchbricht, da sie in den Ocean mündet. Der Clairon, ein silberhelles Flüßchen, durchschneidet hier das enge Thal, welches von den Ausläufern des Küstengebirges gebildet wird. Der Tag war feucht, zum Theil regnicht gewesen und die erst im Erlöschen siegende Abendsonne weckte aus tausend Waldblumen jenen jungfräulichen süßen Duft, der nur der Maiabende flüchtige Gabe ist. —

Da stiegen von den südöstlichen Gebirgen auf den Pässen, die in das innere Frankreich führen, die Vorläufer der siegreichen republikanischen Armee herab, die zwei Tage zuvor eine Abtheilung der kühnen Chouans

geschlagen und zerstreut hatte, die von George Cadoudal, dem begabtesten und mächtigsten Partheigänger des Königthums, zum Schutz der Eingänge in die Vendée aufgestellt war. Es war ein wilder, unregelmäßiger Zug, und einer disciplinirten Armee ebenso unähnlich als die aus Edelleuten, Priestern, Bauern und Jägern gemischten Haufen der Chouans, welche ihre idyllische Heimath und ihre patriarchalischen Gesinnungen gegen die nivellirenden Decrete der einen und untheilbaren Republik vertheidigten.

Der Zug, etwa 400 Mann stark, wurde eröffnet durch eine aus guten Schützen bestehende Vorhut, welche, vorsichtig der Hauptmacht vorausrückend, rechts und links die verwachsenen Waldhöhen rings um den schmalen Pfad beobachteten, um jeden Hinterhalt der listigen Feinde zu erspähen und durch raschen Anlauf zu nehmen, da die Hauptmacht, die sich auf dem engen Terrain nicht ausbreiten konnte, in das Bereich der Gefahr geriethe.

Aber ohne Widerstand erreichte die Truppe den Gipfel der Hügel und stieg ohne Hinderniß in das grüne Thal des Clairon hernieder, welches im Abendlichte vor ihnen lag. Die Hauptmacht folgte und den Schluß bildete ein Haufe von Sansculottes und Marodeurs, deren militairische Haltung der Fahne der Republik wenig Ehre machte. Drei Officiere ritten langsam vor der Fronte des Centrums. Der Aelteste und Höchste unter ihnen,

ein Oberst, trug den damals gewöhnlichen schwarzen Civilanzug des mittlern Bürgerstandes und eine schwarze Jagdkappe. Nur der Degen an der dreifarbigen Binde bezeichnete den Soldaten, den Officier. Seine Züge, auf denen mehr Betrachtung und Gedanke als Leidenschaft lag, entsprachen dem Eindruck seiner Kleidung. Haar und Bart hatte er nach Sitte der damaligen Freiheitsmänner kurz geschoren, gleich den Republikanern Roms, aber sein blaues Auge ließ auf halbdeutsche Abkunft schließen.

Der Officier zu seiner Linken war ein Mann mittlern Schlages, doch von nervigem, straffem Bau. Er trug eine verschossne blaue Soldatenjacke, lederne Hosen bis an's Knie, indeß die Beine unbeschuht und unbestrümpft an den Weichen des Pferdes baumelten, dessen ganzes Reitzeug in einer über den Rücken geworfenen Wolldecke und einem Stricke statt des Zügels bestand. Ueber die Brust hatte er eine zerfetzte dreifarbige Schärpe geschlungen, die ihm ein langes Messer ohne Scheide trug. Den Kopf und einen Theil des Gesichts bedeckte eine rothe Feldmütze, aber doch nicht tief genug, eine frisch geschlagene Schramme zu bergen, welche sich vom linken Auge nach der rechten Wange zog. Es lag etwas Theatralisches in dem affectirten Cynismus seines Anzugs und seines Gebahrens.

Der dritte Reiter stach bedeutend von seinen Cameraden ab. Er ritt einen edlen Araber mit jenen schlanken Fesseln und dem fein gebogenen Hals, wodurch die Raçe als die Aristokratie unter den Pferden erscheint. Er trug die volle Uniform der Revolutionstruppen, doch hatte er an dem dreieckigen Hut die Federnverbrämung des ancien régime beibehalten, und der feine Cavalierdegen mit dem goldnen Griff mochte sich wundern, daß die Farben einer seidenen Tricolore freundnachbarlich ihn berührten: aber mehr noch als diese äußern Zeichen verrieth das elegant geschnittene Profil und der weiße Teint die adelige Abkunft. Das Stutzbärtchen, das gewiß früher diese schmalen Lippen bedeckte, war als ein Opfer der Sitte der Republik gefallen, aber das schöne kurzlockige Kastanienhaar schmückte noch immer sein ovales Haupt.

Die Sauberkeit der ganzen Erscheinung mochte besonders der Sorgfalt des alten Dieners zu danken sein, welcher dicht hinter ihm schritt und dessen Auge oft wie mit väterlicher Liebe und mit einem gewissen Stolz auf der schönen Gestalt ruhte. Jetzt als der Weg beim Herabsteigen von den Höhen besonders steil und schwierig ward, trat er vor, schob das Pferd des Sansculotte ziemlich rücksichtslos auf die Seite, ergriff den Zaum des Arabers und leitete so seinen jungen Herrn auf die gangbarste Fährte des Reitpfades.

„Laß doch, Bertrand; du weißt, Oriel geht sicher wie eine Gemse und du bist dem Bürger Froïssard im Wege."

„Ah, Monsieur le Vicomte — Monsieur Hector, wollte ich sagen" — verbesserte er rasch mit einem verlegenen Blicke auf den Oberst.

„Thu' dir keinen Zwang an, Bertrand," lächelte dieser. „Du kannst es nicht über das Herz bringen, das „„Bürger Chatillon"", also bring' es auch nicht über die Lippen."

„Du mußt ihn entschuldigen, Grachus," sagte Hector zu seinem Freunde, „er ist zu alt geworden in der alten Form, um sich so leicht der neuen zu gewöhnen. Treue ist seine Haupteigenschaft — Treue gegen die Menschen und gegen die Dinge."

„Ja, die Treue", rief Froissard mit spöttischem Tone, „ist ein gut Ding, Bürger Papillon. Bewahrt sie nur der Republik so treu wie dem Königthume."

„Froissard!" fuhr Hector auf. „Euresgleichen könnten mir diese Treue schwer machen, wenn ihr etwas anderes in mir wecken könntet als Verachtung."

„Hoho, junger Cavalier, das forderte Blut, wäre ich eine Adelspuppe wie ihr. Aber wartet nur! Die Canaille hat auch ihre Waffen: ich bin euch wie die Guillotine, ihr verachtet uns, aber ihr fürchtet uns."

„Friede, Cameraden!“ sprach der Oberst. „Zwist unter den Officieren wäre unser sicheres Verderben in diesem Lande, wo nur völliges Ineinandergreifen uns vor einem allgegenwärtigen Feinde schützen kann. Ihr wißt, wie schwierig unsere Aufgabe. Nach unserem Siege an der Charente hat sich der Rest der Chouans etwa 300 Mann unter Charette und andern bedeutenden Führern geflüchtet und zwar vermuthlich in das Thal des Clairon auf Schloß Sombreuil. Wir wissen nicht, ob sie sich von da in's Gebirge werfen und mit George Cadoudal vereinen oder nach der Küste sich wenden wollen, um nach England zu fliehen. Beides muß verhindert werden. Denn nur durch systematische Zerstörung jedes kleinen Schößlings läßt sich der verderbliche Stamm brechen, der seine zähen Wurzeln nach allen Provinzen Frankreichs ausbreitet. General Hoche mit der Hauptarmee wird die Flüchtlinge von der Verbindung mit Cadoudal abhalten und gegen das linke Ufer des Clairon, wo Schloß Sombreuil liegt, vorrücken, indeß wir sie umgangen und das rechte Ufer gewonnen haben, um ihnen den Weg nach der Küste zu verlegen. Wir müssen sie verhindern auf das rechte Ufer des Flusses überzusetzen und sie auf dem linken festhalten, bis General Hoche sie erreichen und vernichten kann.“

„Freilich schwer genug,“ rief Froissard, „den Fuchs

im eignen Bau zu fangen. Sie kennen jeden Busch dieser Wälder, jeden Fels dieser Berge. Aber mich sollt' es freuen, den Herrn Grafen Alfons de Sombreuil auf den Zinnen seines eignen Schlosses zu hängen."

„Ihr könnt ihm die Schmarre von der Charente nicht verzeihen, rief Bertrand. Aber es geschah euch recht, ihr habt seinen schönen Rappen erstochen, das machte ihn wüthend. Das edle Thier that mir leid."

„Weiß Gott — oder vielmehr wüßte Gott, wenn's einen gäbe — die Rosse dieser Aristokraten sind so stolz wie ihre Reiter. Es ist mir immer, als ob solche Bestie mich verachtete. Als ich den Rappen mit der hochmüthigen Fußbewegung einher galopiren sah, hätte ich Roß und Reiter zur Guillotine schicken mögen. Da sprang ich hin und stieß ihm die Picke in den Bauch und der Schurke hieb mich über's Gesicht. Aber wir sind am Ziel!"

Der Zug war im Flußthal angekommen: die sechs oder sieben Hütten, sonst von Bauern und Fischern bewohnt, waren verlassen. Jenseits des Flusses auf einem Hügel lag Schloß Sombreuil. Die Brücke war abgebrochen, die Kähne, welche sonst den Uebergang vermittelten, verschwunden und ebenso die Stangen welche dazu dienten die Furten des kleinen, aber tiefen und reißenden Flusses zu bezeichnen. Die Mannschaft vertheilte sich

längs dem Ufer und in dem verlassenen Dörflein. Froissard traf die Wache: der Oberst und Hector quartierten sich in dem wohnlichsten der Häuser ein, welches von einem Blumengärtchen umgeben war und überall die Spuren eines fleißigen Wirths, ja die unverkennbaren Spuren einer reinlichen Weiberhand trug.

Hector überließ es der Sorge Bertrands, welcher überall im Hause umher wirthschaftete, Quartier zu machen, und legte sich in seinen Mantel gewickelt auf die schlichten Bretterstufen, welche von dem Garten an die Hausthür empor führten und von wo er das kleine Thal überschauen konnte. Es war nun dunkel geworden, die ersten Sterne gingen auf, die Stimmen der Thiere in Baum und Wiese verstummten und über der Landschaft lag tiefe Stille, die nur selten von einem Ruf der Wachen am Fluß, von dem Klirren einer Waffe unterbrochen wurde.

Hector versank in sinnende Betrachtung, die seinem Gesichte einen wehmüthigen Ausdruck lieh. Eine Hand legte sich traulich auf seine Schulter — „Du träumst, Hector," sprach eine milde Stimme — „wovon träumst du?"

Er sah auf, der Oberst stand bei ihm.

„O Guillaume, wovon als von ihr!"

„Von der Freiheit?" —

„Nein, von Hortense, der weißen Rose von Vaucluse.

Du glaubst nicht, wie mächtig diese grünen Waldhügel, diese Thäler und Schluchten mich mahnen an die Auen meiner Jugend, wo das Schloß meiner Väter stand in der blühenden Provence, und an sie, die die Rose jenes Gartens, die Blüthe meines Lebens war.“

„Das sind gefährliche Erinnerungen, Hector. Ueberhaupt ist dein Sinn nicht mehr derselbe seit wir Paris verlassen und diese Vendée betreten haben. Ich fürchte, dein bewegliches Herz ist nicht tief genug vom Golde der Freiheit befrachtet: es treibt auf den Wellen neuer Eindrücke.“

„Neuer Eindrücke? nein, Guillaume. Die Empfindungen, welche diese Wälder in mir wecken, sind die ältesten meiner Seele. Wie jetzt dort das alte Schloß, so habe ich alle Abende meiner Knabenzeit das graue Chatillon im Sternenschimmer liegen sehen, wenn ich heimkehrte von der Jagd aus den grünen Hügeln von Carcassonne. Dann ritt Bertrand neben mir und sang mir die alten Lieder der Provence und erzählte mir von meinen Ahnen, den ritterlichen Chatillons, die den weißen Falken im blauen Schild in den Schlachten der Capets und der Valois getragen. Diese schilfigen Ufer mahnen mich an die Niederungen der Durance, wo ich mit Hortense de Bellaflor den schwarzen Reiher jagte. Wie zierlich trug sie den Sperber auf der kleinen Hand! Es

war ein Maiabend wie heute — sie war schöner gewesen und freundlicher als je — ich hatte ihr nie von Liebe gesprochen, ich scheute mich, sie war ein Jahr älter als ich — sie hatte eine spanische Romanze gesungen vom Cid Campeador — da fiel ich ihr zu Füßen und bat sie, mir eine Gefahr, eine Heldenthat für sie aufzugeben, ich könnte nicht unverdient ihre Schönheit schauen, ihre süße Stimme hören. Da lächelte sie und löste mit spielender Hand eine weiße Schleife von meinem Mantel und sprach: Wohlan, ich nehme ihren Ritterdienst an, Hector! Von nun an vollbringt, was die Dame von der weißen Schleife von euch begehrt."

„Schwärmende Kinder!" lächelte der Oberst.

„Das sind nun fünf Jahre. Mein Vater schickte mich in die Pagerie nach Paris: da lernte ich dich kennen, du lehrtest Philosophie und Geschichte: mein Lehrer ward bald mein Freund. Du legtest den Schatz deiner großen Gedanken, deiner Freiheitsbegeisterung in meine Brust und erwecktest mir eine neue Welt in Rousseau, in den großen Philosophen. Du wecktest in mir die Liebe zur Menschheit, den Drang, Glück und Freiheit von Frankreich aus über alle Länder zu verbreiten und das natürliche Recht der Gleichheit allen Menschen wieder zu geben. In dem Weltmeere deiner Ideen versank alles, was mir früher theuer gewesen, mein Stand, das

Schloß meiner Väter selbst, meine Liebe. Als ich aus der Pagerie trat, war der Kampf mit der Tyrannei begonnen, mein Vater war todt. Ich sah die Genossen in Schaaren dem sinkenden Thron zu Hülfe eilen, aber ich war dein Schüler geworden und das Schwert von Chatillon war gegen die Bourbons gezückt. Sie zerbrachen mir mein altes Wappen, sie nahmen mir Alles bis auf das verfehmte Schwert — aber ich wankte nicht, ich folgte dir und der Freiheit blind durch alle Gefahren, ja durch Ströme von Blut; deine starke Logik baute mir Brücken über alle Abgründe; ich begriff, daß nur das Blut der Tyrannen die Schuld der Tyrannei sühnen und die Wurzeln der Freiheit tränken könne. Und in Paris, wo jeder Tag neue Gefahr, neue Aufregung brachte, wo die Republik stündlich ihr junges Leben gegen Gewalt und Verrath schützen mußte — da ertrug ich alles, selbst die Rohheit unserer eigenen Parthei, selbst die dumpfe Bestialität eines Froissard. Aber hier in diesen Wäldern ist es anders. Hier ruht der gequälte Verstand, die Seele tritt wieder in ihre Rechte, das Gemüth wird beredt: die Vergangenheit, meine Vergangenheit redet zu mir aus diesen grünen Bergen. Die Begeisterung dieser Jäger und Fischer für ihr Recht macht mich irre an unserm Recht und ich muß oft denken: die Chouans sind Helden, und wir sind Henker."

Der Oberst faßte bewegt die Hand des jungen Mannes: „Nein, Hector, werde nicht irre, wanke nicht! Es wäre mein Unglück, es wäre mehr, es wäre der Sturz meiner Idee; du weißt nicht, was du mir bist: dein Haupt trägt mir die Weihe des Symbols, ich ringe um deine Seele mit dem Geist der Vergangenheit und der Ausgang des Kampfes ist mir ein Gottesurtheil. Du weißt, wie ich geworden, was ich bin. Mein Vater war Kaufmann in Straßburg, ich sollte die Firma fortführen — ich fügte mich, des Tages habe ich Conti gezogen und Bücher gerechnet, aber Nachts habe ich studirt, und als mein Vater Banquerott machte und sich erschoß, habe ich mit 20 Jahren die Meinen als Professor an der Pagerie erhalten. Ich habe nie eine Jugend gehabt, nie eine Liebe, die Logik Rousseau's war mein Spiel, die Freiheit meine Verlobte: ich hatte entdeckt, daß die Menschheit seit 1700 Jahren geirrt hatte, daß sie alle Wurzeln des Geschehenen ausrotten, daß sie neu beginnen mußte, sollte sie nicht verfaulen in Laster und Tyrannei. Ich habe in mir erkannt, was der Wille kann, er muß es in Allen können, mit Grundsätzen kann man eine Welt beherrschen, warum nicht auch eine Welt neu bauen? Die Vergangenheit oder der Wahn der Vergangenheit ist ein gefährlicherer Feind unserer Republik als der zornige Bund aller Könige Europas. Aber

jeder Mensch kann seine Vergangenheit Lügen strafen, wenn er will. Meine Gegner in der Philosophie, die Engländer, die Deutschen, bestritten dieß — aber es ist die Frage nicht meines Lebens nur, es ist die Lebensfrage Frankreichs. Da finde ich dich: dein aufopfernd edler Geist, dein freier Sinn hat mich entzückt: in dir will ich den Verehrern der todten Vergangenheit einen lebendigen Gegenbeweis aufstellen: du, der geborne Edelmann, sollst durch die verwandelnde Kraft deines Willens der glühendste Republikaner werden. Ich selbst habe ein kleineres Beispiel davon geliefert: meine Natur neigt zu theoretischer Arbeit, zur Wissenschaft — aber ich sah, das Vaterland hat Ueberfluß an Philosophen und Mangel an Soldaten: ich bezwang die Natur und ward meiner Vergangenheit zum Trotz Soldat, Officier."

„Und ein tüchtiger Officier," rief Hector.

„Den größern, glänzendern Beweis sollst du liefern, Hector; laß mich nicht zu Schanden werden."

„Nein, Guillaume, gewiß nicht! führe mich gegen meine ausgewanderten Genossen, die Vaterlandsverräther, welche sich von preußischen Bayonnetten wollen zurückführen lassen, meines Vetters, meines Bruders Blut wollte ich vergießen in solchem Krieg. Aber es ist mir gegen das Herz, diese Bauern und Jäger hier mit überlegener Macht zu fangen und zu erschießen, welche in ihren

Bergen und Sümpfen für ihren alten Gott, für ihren König und ihre Grundherren mit rührender Treue kämpfen und sterben."

„Glaubst du, Hector, mir wird es leicht? Ich bin kein Froissard! Aber dem Heil der Menschheit muß auch dies Opfer fallen. Diese Thäler haben Jahrhunderte lang das Glück gehabt, unter einer milden und tüchtigen Adelsherrschaft zu stehen, kein Steuerpächter hat sie ausgesaugt, kein verdorbener Hof vergiftet. Sie haben den Fluch der Tyrannei nicht zu hassen gelernt, wie sollten sie die Freiheit lieben? Sie kämpfen für ein patriarchalisches Glück, das einzige, das sie kennen. Wir aber bringen ihnen ein höheres, ein politisches Glück: Geist, Bildung, Freiheit, und zwar, wenn es sein muß, mit Gewalt. Denn wie wir alle Menschen sind, Ein Begriff, so soll auch die ganze Menschheit nur Ein Glück haben, die Freiheit!"

„Brav, Oberst!" schrie Froissard, der unbemerkt herangetreten war. „Ja, wir bringen die Freiheit! Wir wollen ihnen austreiben, Unterschiede zu machen, die die Natur nicht kennt. Wird der Eine als Bauer geboren aus seiner Mutter Leib, der Andere als Edelmann, der reich, jener arm? Nein, beim Teufel, als Mensch wird jeder geboren und Menschen sollen wir alle sein, nichts weiter. Die Natur hat Eine gerade Linie gezogen, gleich

für Alle; was um einen Kopf darüber hinausragen will, muß um eben diesen Kopf kürzer gemacht werden. Uebrigens ist meine Wachtzeit um, an euch ist die Reihe, Bürger Chatillon: denn Bürger Grachus ist Oberst und hält nicht mit im Dienste, dieser Unterschied muß sein. Merkt die Parole: France und fraternité."

Hector stand schweigend auf und ging mit Bertrand auf seinen Posten an's Ufer, wo die Wachtfeuer brannten.

II.

Schloß Sombreuil lag etwa einen Kanonenschuß weit von dem linken Ufer des Clairon auf einem buschigen Hügel. Es war in der frühern Gothik des VI. Jahrhunderts gebaut mit der einfachen unbelebten Schönheit dieses Styles: der Spitzbogen wiederholte sich an allen Fenstern und Thüren und zwar in der ältern Form mit der mehr runden als keilförmigen Spitze und ebenso kehrte das Achteck wieder bei allen Thürmen, Erkern und Zinnen. Nur die obern Gemächer des östlichen Thurmes waren, weil zum Wohnraum der Grafenfamilie bestimmt, in wohnlichem Stand erhalten und daher mit einzelnen Neuerungen versehen worden. Die untern Geschosse aber, für das Gesinde und weiland für die reisige Besatzung bestimmt, mochten Jahrhunderte lang keine große Aenderung erfahren haben.

In einer weiten Halle dieser untern Räume waren am Abend unserer Erzählung einige der flüchtigen Royalisten versammelt. Man brannte kein Licht, um nicht die Aufmerksamkeit der Feinde zu wecken. Auf einer Erhöhung im Hintergrunde der Halle — dem sogenannten „dais", von welchem aus der Burgherr die Lehensfahnen an seine Vasallen zu vergeben pflegte — saß auf einem Armstuhle mit hohem, gothisch geschnitzten Rücken ein stattlicher Greis, dessen graue Locken bis auf die Schultern seines Wamses von violettem Sammt herunterflossen. Die Linke hing matt von der Seitenlehne des Stuhles, indeß seine Rechte auf dem Haupte eines schönen, in Trauer gekleideten, jungen Weibes ruhte, die zu seinen Füßen kniete und mit unendlich trübem Ausdrucke ihre großen dunkeln Augen zu ihm aufschlug; zu seiner Rechten stand ein Mann, den Tonsur und cingulum als katholischen Priester bezeichneten. Ein Mann von etwa 30 Jahren in der Officiersuniform der bourbonischen Gardetruppen, welcher den Arm in der Binde trug, maß mit ungeduldigen Schritten den Saal. Auf dem Boden lagen Büchsen, Pistolen, Säbel und Waffen aller Art zerstreut. In der Nische des großen Bogenfensters standen mehrere Männer in der grünen Jägertracht der Chouans. Alle waren leichter oder schwerer verwundet und blickten schweigend nach dem Ufer wo die rothen Wachtfeuer glühten.

Der Greis unterbrach die Stille: „Was ist beschlossen?“ fragte er den Officier. „Sprich, Alphons, ich beschwöre dich; dieses Schweigen ist schrecklicher als das ausgesprochene Verderben.“

„Wir können nichts beschließen, Graf Bellaflor, bis Martinet zurück ist. Ist es General Hoche selbst, der dort am Flusse lagert, so müssen wir zu Cadoudal in die Sümpfe fliehen. Ist es nur ein zufälliger Streifzug, so müssen wir seine Entfernung abwarten und dann über den Fluß und nach England eilen.“

Er verschwieg die dritte gefährlichste Möglichkeit, die er besorgte, daß jener Streifzug kein zufälliger sondern absichtlich ausgeschickt sei, um ihre Flucht nach England abzuschneiden, bis General Hoche sie auf dem linken Ufer des Clairon erreichen und vernichten würde. Nur der Umstand bewog ihn, dieß Schlimmste nicht zu besorgen, daß ein absichtlich gegen sie gerichteter Streifzug wohl geraden Weges das Schloß überfallen haben würde. Er setzte seinen unruhigen Weg fort, bis rasche Schritte auf dem Steingang ihrer aller Aufmerksamkeit weckten. Da eilte zur Saalthür herein, die gewichtigen Eichenflügel offen lassend, eine hübsche Bäuerin in der kleidsamen Tracht der Vendée. „O gnädige Herrschaft,“ rief sie in lauter Freude, „er ist da! er ist gesund wieder da, mein lieber kleiner Mann, mein Martinet.“ Und ihr auf dem

Fuße folgte der lang erwartete Späher, das Wasser aus seinen triefenden Kleidern schüttelnd. Es war eines jener köstlichen Bauerngesichter, welche die größte Treuherzigkeit und daneben einen Zug schalkhafter Schlauheit tragen.

„Ah Monseigneur, ah Comtesse, ah meine kleine Frau! das war der beste aber der gefährlichste Spaß meines Lebens. Jeanetton, gib mir einen Schluck Wein und eine trockne Jacke — ich bin halb todt vor Kälte und Hunger — wenn es die gnädige Herrschaft erlaubt. Also vor Allem: es ist nicht General Hoche, sondern Oberst le Gray, den sie Grachus nennen, mit etwa 400 Mann.“

„Also zu Cadoudal können wir nicht mehr!“ riefen Einige der Chouans.

„Nein,“ fuhr Martinet fort, „denn zwischen ihm und uns steht General Hoche und rückt in Eilmärschen gegen uns. Sie glauben nämlich, Alles, was nach dem Tage an der Charente noch von uns übrig gewesen, habe sich hieher geworfen und wissen nicht, daß sich, was noch rüstig war, unter Charette über die Berge zu Cadoudal gewendet hat. Das ist auch der Grund, weshalb sie nicht sofort das Schloß anzugreifen wagten.

„Und unsertwegen“, rief der Greis, „seid ihr mit uns in's Verderben gegangen, anstatt mit den Andern in Sicherheit.“

„Ah, Monseigneur, wir durften euch doch nicht allein lassen mit der Comtesse und dem armen verwundeten Herrn. Aber mit dem Verderben hat's noch gute Wege. Wenn Charette zu Cadoudal entrinnt und ihn von unserer bösen Lage unterrichtet, so werden sie gewiß das Aeußerste wagen, uns zu befreien."

„Unmöglich!" sagte der alte Graf. „Hoche ist ihnen dreifach überlegen."

„So müssen wir nach England!" rief der Caplan.

„Freilich, freilich," sagte Martinet mit einem verlegnen Lächeln.

„Hat Oberst Gray fest Quartier gemacht längs dem Fluß?" frug Alphons rasch.

„Ja freilich," erwiderte Martinet. — Alphons biß auf die Lippen; er sah geschehen was er fürchtete: jener Streifzug galt ausdrücklich dem Schloß Sombreuil — sie waren im Netz.

Niemand bemerkte seine Miene als Martinet, welcher allein außer ihm die Situation ganz überschaute.

„Doch deßhalb", rief er mit verstellter Munterkeit, „den Muth nicht verlieren, ich habe einen köstlichen Plan, ich schaffe die gnädige Herrschaft doch noch über den Fluß und nach der Küste."

„Laß hören", sagte Alphons hoffnungslos.

„Nämlich so. Die Sansculottes glauben, wir sind

ein Haufe von ein Paar hundert. Nun haben wir noch zwei alte Böller auf dem Schloß, die bei Todesfällen und Freudenfesten losgebrannt werden. Diese schleppen wir Chouans an die untere Furt unterhalb des Dorfes und feuern sie gegen die dortigen Posten am Engpaß ab, als ob wir dort mit Macht und Kraft den Uebergang erzwingen wollten; der ganze Streifzug wird sich auf diesen Punkt werfen und die Wachen vom obern Theile des Flusses abziehen; aber oberhalb des Dorfes am Bromberhügel ist die seichteste Furt, und indeß wir unten am Engpaß die Feinde beschäftigen, watet die Herrschaft oben gemächlich über den Fluß und hat einen Vorsprung von ein Paar Stunden gewonnen."

„Indeß am Engpaß so viel treue Herzen für uns verbluten!" rief der alte Graf. „Pfui über uns, wenn wir das dulden."

„Nun, was ist's denn weiter", rief Martinet fast ärgerlich, die aufopfernde Seite seines Planes entdeckt zu sehen. „Hat nicht die Herrschaft und die frühere Herrschaft von jeher für und mit uns gelebt, und sollen wir nicht einmal ein wenig sterben dürfen für die Herrschaft? Sie sind nicht nach Paris gezogen, sie nicht und ihre Väter nicht, und haben nicht am Hof das Blutgeld unserer Grundstiften verbraust, wie sie's wohl gekonnt hätten, gleich den Andern, sondern hier im grünen Land sind

sie geblieben, haben sich mit uns gefreut über ein gutes Jahr und uns fortgeholfen über ein schlechtes, — wir gehören zusammen, die Herrschaft und wir, wenn's erlaubt ist, so zu sagen, und darum —"

„Darum gehören wir auch im Tode zusammen, treuer Martinet", rief der alte Graf Bellaflor und erhob sich vom Stuhl in majestätischer Begeisterung. Hortense sah mit Bewunderung an ihrem greisen Vater empor — sein langes weißes Haar wallte auf seinen Schultern und sein sonst mildes Auge sprühte kriegerisches Feuer. Er trat vorwärts und ergriff ein zerfetztes Banner, das an einem Pfeiler in der Eismöhre steckte: „Ich sehe, Alphons, an deinem finstern Blicke, daß jenes Streifcorps unsertwegen gekommen ist. Wohlan, wir wollen sie erwarten. Noch einmal soll das Panier von Sombreuil im Kampfe wehen und der Heldengeist deines Gatten, Hortense, deines Bruders, Alphons, wird uns umrauschen. Wir wollen dieses Schloß vertheidigen bis auf den letzten Herzschlag."

„Und die beiden Frauen?" mahnte der Caplan.

Da faßte Hortense, fortgerissen von der Begeisterung ihres Vaters, seine Hand: „Sorge nicht um uns, Vater, es liegt ein Centner Pulver im Keller."

„Heldenmüthige Tochter!" rief der Greis, „ja ein Donnerschlag soll von Schloß Sombreuil in allen Ver-

gen der Vendée wiederhallen und Rache, Rache wird das Echo sein."

„Ich weihe eure Waffen mit dem Segen der Kirche", sprach der Caplan.

„Seid ihr bereit, Freunde, mit uns zu sterben?" rief Alphons, indem er die Fahne aus der Hand des Greises nahm und entfaltete.

„Ja, wir wollen sterben mit euch!" riefen die Chouans einstimmig.

Martinet aber brummte: „Ja! aber zuvor soll noch mancher der Vernunftanbeter von unserm Schloßberg herunterpurzeln. Zwar zu halten ist es nicht lange, das gute alte Haus, denn das Eisenbeschläge des Burgthores habe ich für die Stallthüre verwendet, im Schloßgarten sind statt des Wassers die Nelkenbeete der Frau Comtesse und in den Ringmauern sind Löcher, daß Mond und Sonne durchscheint und die Dorfkinder darin verstecken spielen. Aber François und Collin und ich haben noch selten gefehlt mit der Büchse, und die ersten, die heraufkommen, sollen nicht wieder hinunter."

Und er begann die Gewehre zu laden, die auf dem Estrich lagen, indeß die Chouans im Vordergrunde und die Grafenfamilie auf der Erhöhung der Halle zu einem kurzen Mahle, dem letzten, das sie zu halten gedachten,

sich niederließen und dann, nachdem sie eine Wache ausgestellt, einen unruhigen Schlaf zu gewinnen suchten.

Jeaneton brachte, nachdem sie die Herrschaft bedient, auch ihrem Manne zu essen: „Aber sage, Herzens-Martinet, wie hast du denn all die schönen Neuigkeiten erfahren, die du uns gebracht, und bist doch mit heiler Haut davongekommen?“

„Das will ich dir sagen, Schatz. Als wir gestern von der bösen Schlappe an der Charente zu euch Frauen zurückkamen, eilte ich gleich zurück in die Berge, um zu sehen, in welcher Richtung uns der Feind bedrohe. Bald stieß ich auf den Streifzug und erfuhr von den Nachzüglern, denen ich Brod und Branntwein verkaufte, allerhand; unter andern auch, daß sie das rechte Ufer des Clairon besetzen wollten. „„Da bekommen wir Gäste!““ dachte ich, und als aufmerksamer Wirth eilte ich voraus in unser Dorf, in unser kleines Haus — denn, dachte ich, Jeaneton ist eine saubere Hausfrau und gewiß gefällt es den Herren auch bei uns. Ich verstecke mich also im Keller zwischen den Fensterbalken, weißt du, die unter der Hausthürtreppe münden. Richtig. Bald kam ein junger Officier mit einem alten Diener — du, der rumorte weiter nicht im Hause umher, er erwischte unser letztes Huhn und drehte ihm den Hals um — dann kam gar Oberst Gray selbst und sie redeten auf der

Treppe eine Masse Zeug, was ich theils nicht verstand, theils aber gut brauchen konnte. Aber hör' — eins ist schnurrig — der junge Officier kennt Madame la Comtesse und ist sterblich in sie verliebt."

„Was, der Sansculotte?" rief Jeaneton entrüstet.

„Nein, beruhige dich, Schatz: er hat Hosen an und ganz feine; er ist so ein abtrünniger Graf, sie trauen ihm d'rum alle nicht recht drüben."

„Ein Graf? Wie heißt er? Nannte er denn die Frau Gräfin bei Namen?"

„Ja freilich nannte er sie, aber nicht bei ihrem Wittwennamen, sondern er nannte sie wie sie als Fräulein hieß, in der Zeit, da du ihre Zofe warst in der Vaucluse — er nannte sie Hortense, die weiße Rose von Bellaflor."

„Und er", rief Jeaneton hastig, „hieß er nicht Hector, Vicomte de Chatillon?"

„Ja, Hector heißt er — aber sieh, kleine Frau, du kennst ihn ja auch, den schmucken Officier? Muß ich auch noch die letzten sechs Stunden meines Lebens eifersüchtig werden?"

„Ach, sei still, du dummer kleiner Mann, das muß die Comtesse wissen." Und sie eilte zu Hortense, die an der Seite ihres Vaters ruhte. Sie schlief nicht und war im Augenblick bei Martinet, der ihr alles noch einmal

ausführlich erzählen und beschreiben mußte. „Es ist kein Zweifel," rief sie zuletzt, und drückte die Hand auf's pochende Herz, „es ist Hector! Was sagte er weiter, sprich!"

„Weiter hörte ich nichts. Ein dritter Officier kam dazu, da schwiegen sie. Aber es war sehr gut, daß der kam, sonst hätte ich aus meinem Versteck nicht heraus gekonnt, wie die Maus aus dem Loch, wo die Katze davorsitzt."

„Wie so?" fragte Jeaneton.

„Ei nun, ich wußte das Losungswort nicht für die Nacht, ohne das sie Niemand passiren lassen. Monsieur Froissard hatte die Güte, es mir d. h. eigentlich dem Vicomte zu sagen. Da schlich ich zur Hinterthür aus unserm Haus und kam unangefochten an die Furt am Bromberhügel oberhalb des Dorfes. Da hatte der alte Bertrand Wache, weißt du der Ceremonienmeister in unserm Hause, er ließ mich auf die Parole hin passiren und als er sich umwandte, tauchte ich in's Wasser, schwamm still wie eine Otter herüber et me voilà."

„Freunde," flüsterte Hortense von einem Gedanken ergriffen, der ihre bleichen Wangen glühen machte, — „ich sehe eine Hoffnung die uns Alle retten kann — ihr müßt mir beistehen, aber schweigt vor meinem Vater,

vor meinem Schwager, bis Alles gelungen, sie würden nie einwilligen."

„Auf uns könnt ihr zählen", antworteten beide.

III.

Die Mitternacht fand Hector nicht mehr auf dem rechten Ufer des Clairon, bei dem Lager der Republikaner, sondern auf dem linken. Oriel war an einen Baum des Bromberhügels gebunden, Hector ging in seinen Mantel gehüllt, den bloßen Degen in der Faust, vorsichtig spähend, um den buschigen Hügel. „Noch Niemand da? war es ein Traum? aber nein, ich wache, ich halte die weiße Schleife in der Hand, sie zerfließt nicht bei meinem Kuß! Hätte ich nur Bertrand hier, ihn noch einmal zu befragen. Wie war es doch? Er stand am Posten, als plötzlich ein Bauer aus dem Wasser auftauchend auf ihn zuschritt; er wußte die Parole, winkte ihm zu zu schweigen und flüsterte: „„sage deinem Herrn, dem Vicomte Hector de Chatillon, die weiße Rose von Vaucluse erwarte ihn um Mitternacht jenseits des Flusses am Bromberhügel, es gelte Tod und Leben"" und er reichte ihm die weiße Schleife und war wieder im Wasser verschwunden. — Und Bertrand brachte mir Botschaft und Pfand — ich kann nicht zweifeln, es ist Hortense, nur Hortense kann es sein! Aber wie käme

sie hieher aus der fernen Provence? Ist es eine Falle der Chouans? sie sollen ihren Mann finden. Aber Verrath und Hortense kommen nicht zusammen, wie die Hölle nicht zum Himmel. Doch horch, ein Geräusch! Wer da?" Eine dunkle Gestalt tauchte aus dem Gebüsche am Wege — es war eine Frau, ein schwarzer Seidenmantel mit Caputze und Schleier bedeckte die Erscheinung — sie schlug den Schleier auf und Hector erkannte Hortense.

„Hortense — sie hier — Nachts — allein! Welch' Wiedersehen!"

„Ja, Vicomte, ein unselig Wiedersehen! Wir sind verwandelt, beide verwandelt seit den schönen Tagen von Carcassonne!"

„Verwandelt? Sie vielleicht, Hortense — ich nicht, mein Herz schlägt für sie jetzt, wie damals, wie immer! Ich frage nicht, wie, warum sie mir hier erscheinen, ich weiß, die Engel sind allgegenwärtig und ich liebe dich wo ich dich finde, Hortense!"

„Schweigen sie, Vicomte, ich darf diese Sprache von ihnen nicht hören."

„Nicht hören, weil sie Gräfin geblieben und ich Officier der Republik geworden? O, Hortense, sie thun mir Unrecht mit ihrer Verachtung. Es war nicht Zwang, nicht Todesfurcht, was mich zu dieser Fahne führte: es war der freie Wille meiner Begeisterung; ich bin edler

als da ich von Adel war, ich bin deiner würdiger als damals, Hortense, ich beschwöre dich, höre mich an."

„Ich darf nicht, Hector, ich bin Gattin, ach nein, ich bin Wittwe, und der Geist meines gemordeten Gemahls schwebt zürnend hier in dieser Stunde über unserm Haupte."

„Vermählt! oh, wie konnten sie mir so weh thun? doch ich habe kein Recht zu dieser Frage — sie haben mich nie geliebt — ich konnte sie nicht verlieren, ich habe sie nie besessen!"

„Halt ein, Hector! Vermehren sie nicht grausam die Qual dieser Stunde für mein Herz. Stolzer Mann, glauben sie, Hortense hätte damals ohne Zürnen ihre Liebe angehört, wenn sie nicht leise sie erwidert? sie hätte jetzt Zuflucht bei ihrem Feinde gesucht, wenn sie ihn nicht liebte?"

„Sie machen mich selig, Hortense, und elend in Einem Augenblick! Sie lieben mich und haben einem Andern angehört und sind meine Feindin?"

„Gott, die köstlichen Minuten verrinnen, an denen so viele Leben hangen. Hören sie denn: ja, ich habe sie geliebt in dem Thale unserer Jugend — sie gingen nach Paris — die Revolution brach los — wir hörten bald, daß Vicomte Chatillon bei den Feinden des Thrones stand — oh Hector, wie konnten sie so sich, und ach!

wie konnten sie meiner so sehr vergessen! Sie kennen die Grundsätze meines Vaters — nie hätte er sein Kind dem Republikaner gegeben — da kam der Graf Castor de Sombreuil aus der Vendée — er war einer der ersten Helden des Königthums, er warb um mich — er war 20 Jahre älter als ich, aber mein Vater wünschte die Verbindung — sie Hector hatten mich vergessen — ich ward die Seine — im ersten Jahre unserer Ehe wurde er gefangen und die Guillotine war sein Loos!"

„Unselige!" rief Hector.

„Ich war ihm mit meinem Vater hieher gefolgt — mein Schwager führte den thränenvollen Krieg muthig fort — da wurden sie kürzlich an der Charente geschlagen, wir sind umzingelt auf Schloß Sombreuil und uns Alle erwartet der Tod. Da entdeckte ich sie durch einen Zufall im feindlichen Lager — und hier flehe ich ihre Großmuth an — retten sie mich."

„Hortense, Geliebte, du bist gerettet, folge mir in's Lager und ich schütze meine Braut gegen die Welt."

„Nicht so, Hector, nie kann ich die ihre werden, nie mein Schicksal von meinem Vater trennen und den Meinen."

Hector war bitter enttäuscht. „So sprechen sie," rief er gereizt, „was verlangt die Gesandte der Chouans?"

„Lassen sie morgen Mitternacht den Posten an dieser

Furt unbesetzt, lassen sie uns den Fluß passiren und nach England fliehen!"

„Unmöglich! Hortense, was verlangen sie von mir? Ich habe der Republik geschworen, soll ich ihr meinen Eid brechen, soll ich, als Officier ausgeschickt gegen die Chouans, deren Flucht unterstützen?" —

„Kaltes, egoistisches Männerherz, das sich rühmt ein Weib zu lieben und aus gereizter Eifersucht dieß Weib sterben, verzweifeln läßt! Hector, geben sie mir die Schleife zurück, sie sind nicht der ritterliche Mann, dem sie gebührt; muß ich sie mahnen an ihr Versprechen, alles zu thun und zu opfern für ihre Dame?"

„Alles thun, Hortense, außer das Verbrechen, alles opfern außer die Ehre. Ich kann nicht das Heer der Feinde der Republik entrinnen lassen, ich kann nicht retten, was ich verderben soll."

„Das Heer der Feinde der Republik! schnöde Ausflucht Ihres Hasses! Sind sie wirklich ausgesandt, zwei Frauen, einen Greis, einen Priester und ein Paar zu Krüppeln geschossene Helden zu vernichten, so vollenden sie ihr Werk, Henker, und halten sie ihren Schwur der Guillotine." Und sie wandte sich zum Gehen.

„Bleiben sie, Hortense, bleiben sie. Es ist also nicht der Heerhaufe des Charette, der mit 300 Mann

von der Charente entfloh, was dort in Schloß Sombreuil liegt und dessen Rettung sie von mir verlangen?“

„Charette hat sich längst zu Cadoudal gewandt; wir sind vier wehrlose Menschen mit wenigen Dienern.“

„Und sie wollen nicht die Meine werden, Hortense?“

„Niemals, Hector! Ich kaufe selbst mein Leben, selbst das meines Vaters nicht um eine Lüge. Die Wittwe Castors, der auf der Guillotine fiel, wird nie das Weib des Republikaners.“

„Ist das ihr letztes Wort, Hortense?“

„Mein letztes.“ — Hector preßte beide Hände auf das Gesicht; seine Brust hob sich in gewaltigem Kampf. Endlich rief er: „Wohlan, Gräfin Sombreuil, wer morgen Mitternachts die Furt passirt, findet keinen Posten, aber einen Beschützer.“

„Dank, Hector,“ rief sie, „Dank und Segen.“ Sie schieden ohne Abschied. Hector stieg auf's Pferd und hatte bald das andere Ufer erreicht. Die Gräfin eilte nach dem Schloß; da rief ihr aus dem Gebüsch eine Stimme zu: „Halt, Frau Gräfin, nicht so rasch! Nehmen sie mich auch mit!“ Erschrocken wandte sie sich um, doch es war Martinet mit seiner treuen Büchse. „Du hier, Martinet? Ich verbot dir, mir zu folgen.“ „Ja, Frau Gräfin, ich bin ihnen auch eigentlich nicht gefolgt — ich bin ihnen vorausgeeilt und war vor ihnen hier,

um zu sehen, ob Alles sauber sei. Verzeihen sie meine Indiscretion, aber ich hätte Monsieur le Vicomte todtgeschossen, wenn er nicht so galant gewesen wäre, nachzugeben.“ Und er geleitete sie nach dem Schloß, das alte Liedchen summend:

„Vergeblich all das Droh'n und Müh'n,
Ihr zwingt und fangt uns nie:
So lang im Land ein Busch noch grün,
Lebt die Chouanerie.“

IV.

Am andern Morgen wurde von ausgeschickten Patrouillen dem Oberst Grachus gemeldet, was wir schon wissen, daß nämlich Charette mit den Seinen die Aufstellung des General Hoche umgangen und sich zu Cadoudal gewandt habe und daß nur die Frauen und die wenigen Verwundeten, welche den höchst gefährlichen und erschöpfenden Eilmarsch über die unwegsamen Bergspitzen nicht hätten mitmachen können, in Schloß Sombreuil verweilen könnten. Sofort entspann sich unter den Officieren lebhafter Streit, indem Froissard darauf drang, den Fluß zu passiren und die Bewohner des Schlosses zu fangen, während Hector dem Obersten vorstellte, wie ihre Aufgabe gewesen sei, das Entwischen eines großen Chouanshaufens zu verhindern, nicht ein Paar Wehrlose

zu verderben, und daß es daher jetzt viel wichtiger sei, Charette mit aller Macht zu verfolgen und vor seiner Vereinigung mit Cadoudal zu vernichten, als hier eine kostbare Zeit zu verlieren mit einer ruhm- und nutzlosen Expedition.

Als sie allein waren, erinnerte er ihn auch daran, daß die Gefangenen unfehlbar der Guillotine verfallen seien und daß man nicht auch noch dieß Blut unnöthiger Weise auf das junge Haupt der Republik laden dürfe, welches genug zu tragen habe an den nothwendigen Todesurtheilen.

Guillaume schwankte. Aber der Eifer, das Corps des Charette aufzureiben, und daneben die Einsicht, daß er ohne Ordre die Stellung am Clairon nicht aufgeben durfte, die er auf Befehl des Obergenerals eingenommen, bestimmten ihn endlich, einen dritten Plan zu verfolgen, wodurch er beide Zwecke zu erreichen hoffte. Er selbst mit etwa 300 Mann brach auf, den flüchtigen Charette zu verfolgen, und ließ den Rest unter den beiden Capitains am Ufer zurück mit dem Auftrag, ruhig in der alten Stellung zu bleiben, bis er ihnen von General Hoche Ordre senden werde, Schloß Sombreuil liegen zu lassen oder zu nehmen. — Beim Abschied bat sich Hector den obern Theil des Flußes als sein Wachgebiet aus und Froissard erhielt den untern Theil nebst dem Dorfe.

Kaum aber war der Oberst abgezogen und Hector auf sein Gebiet gegangen, wo er die Soldaten nach seinem Plane vertheilte und den Posten bei der Furt am Brombeerhügel an Bertrand übertrug, als Froissard sowohl seine Leute als unter der Hand die Abtheilung Hectors für seine Absichten zu bearbeiten begann, was ihm um so leichter gelang, als der beste Kern der Truppen mit dem Oberst abgezogen und nur die sansculottische Hefe zurückgeblieben war und Hector viel zu sehr mit eignen Gedanken beschäftigt war, um auf die Katzenschritte Froissards zu achten.

Dieser beschied alle Soldaten auf den Abend zu sich in das Haus, das die Officiere bewohnten, zu einem Gelage — nur Hector und Bertrand fehlten. Froissard, der sich ohnehin bei den Zurückgebliebenen großer Popularität erfreute, weil er ihre Gesinnung theilte und ihre Sprache meisterlich zu reden verstand, tractirte sie mit Branntwein bis tief in die Nacht, und als sie endlich alle und er selbst zur Hälfte berauscht waren, stellte er sich auf das leere Faß und hob an, sie zu haranguiren:

„Cameraden, ihr wißt wie ich dazu gekommen, euer Officier zu sein — nicht weil ich mehr wüßte und könnte als ihr, sondern weil ich vor Andern Gelegenheit gehabt meine Liebe zur Republik zu bewähren. Ihr wißt, ich bin der Sohn von armen Handwerkern aus der Nähe

von Marseille — eines Abends kam ich nach Hause von der Arbeit — da jammerte meine alte Mutter — meine Schwester Fleurette sei von dem Diener des Gerichtsherrn verhaftet worden, ohne Grund, ohne Angabe eines Grundes! Cameraden, ich hatte nicht viel gelernt, aber ich wußte, daß alle großen Herren Schurken sind — und meine Schwester war 18 Jahre und hübsch. Cameraden, ich rannte auf das Schloß des Gerichtsherrn — ich fragte nach meiner Schwester — die Bedienten lachten und sagten sie sei eine Diebin, — sie habe das Herz des Präfecten gestohlen. — Da rannte ich zum Oberpräfecten und verklagte den Präfecten — aber der Oberpräfect war der Oncle des Präfecten und der Oberpräfect ließ mich einsperren — 8 Monate lang — da im Kerker hab' ich die glühende Liebe zur Freiheit gelernt — plötzlich ging der Teufel los in Marseille — das Volk erschoß die Großen, die Reichen, und half den Kleinen, den Armen — mein Kerker flog auf, ich wußte nicht wie — ich eilte heraus, einen Brand in der Linken, in der Rechten ein Messer, da: dieß Messer, es ist dasselbe — ich führte das Volk, weil ich den Präfecten am wüthendsten haßte — Cameraden, sein Schloß lag auf einem Hügel wie dort Schloß Sombreuil — wir überfielen, wir erstürmten das Schloß — ich warf den Brand in die seidnen Vorhänge — meine Schwester fand ich

nicht mehr, aber den Präfecten fand ich und schnitt ihm den Hals ab — und wir fanden seine schönen Töchter und den süßen Wein von Burgund in seinem Keller und Gold und Schätze und Freude die Fülle — und das Volk von Marseille machte mich zum Officier auf den rauchenden Trümmern des Schlosses."

„Vive Capitain Froissard!" — brüllten zweihundert Stimmen — „so hätten wir's auch gemacht, wären wir dabei gewesen — so ein Schloß möcht' ich auch verbrennen."

„Nun seht, Cameraden, wie ich's aufrichtig meine mit euch — heut früh im Kriegsrath hab' ich euch dasselbe Plaisir schaffen wollen."

„Wie so, wie das?" schrieen die Trunkenen.

„Nun, das alte Grafenschloß da drüben, das reiche Sombreuil hätte ich euch gegönnt — der aristokratische Raub von Jahrhunderten ist darin aufgehäuft und Wein und Weiber von der Provence und diese elenden Chouans, die uns an der Charente entkommen sind. Ich rieth dem Obersten, euch zum Plündern hinüber zu führen — aber der verkappte Vicomte verhinderte es, und nun will der Oberst erst noch einmal anfragen beim General, ob er auch thun dürfe, was ihm längst befohlen ist. Das verdankt ihr dem Herrn Vicomte!"

„Nieder mit Chatillon, nieder mit dem Verräther!" rief der Haufe.

„Ich sehe alles, wie es kommen wird. Der General wird befehlen, die Flüchtlinge laufen zu lassen und dem Cadoudal, diesem Teufel, wieder nachzusetzen durch alle seine Berge und Sümpfe und die tapfere Armee hat nicht einmal eine kleine Erholung. Schloß Sombreuil mit seinen Schätzen wird im Namen der Republik von den Financeschreibern versiegelt und ihr geht leer aus."

„Nein — das wollen wir nicht — wir warten die Rückkunft des Obersten nicht ab — führe du uns, Froissard, — führe uns gleich gegen das Schloß — wir wollen's plündern — vive Froissard!"

„Nun, ihr zwingt mich, Cameraden, drauf denn, in's Teufels Namen!"

Und der wilde Schwarm stürzte wüthend gegen den Fluß unterhalb des Dorfes; Froissard's Pferd entdeckte die Furt, und bald stürmten sie eilig, aber in aller Stille, um ihre Opfer nicht zu verscheuchen, auf dem untern Wege nach dem alten Schloß. —

Hector aber hatte einen schweren Tag verbracht: er fühlte einen harten Kampf in sich; das Angeborne und das Angenommene befehdeten sich auf Tod und Leben in seinem Herzen, und er sah wie die Republik und Guil- aume Schritt für Schritt den Boden verloren, wie die

Vergangenheit und Hortense immer siegreicher in den Vordergrund drängten. Was war die kalte Logik Guillaume's gegenüber der süßen Sprache der Geliebten, was der Enthusiasmus für die Menschheit, zu dem ihn des Freundes überlegener Geist fortgerissen, gegenüber den wiedererwachten Erinnerungen seiner Jugend! Und doch thäten wir Hector Unrecht im Glauben, er habe sich durch diesen süßen Egoismus nur einen Augenblick von seiner herben Pflicht abbringen lassen. „Ich will nicht der Fahne meiner Wahl treulos werden, wie der Fahne meiner Geburt: ich falle, wo ich stehe." — Nach diesem Siege über sich selbst konnte er um so leichter die Rettung der Geliebten und ihrer Freunde vor seinem Gewissen entschuldigen und er erwartete die Stunde der Gefahr mit jenem begeisterten Muth, welchen aufopfernde Selbstüberwindung immer gewährt. Bertrand, von Allem unterrichtet, zeigte den höchsten Eifer, das schöne Fräulein von Vaucluse, wie er sie noch immer nannte, zu retten. Er machte seinen Herrn auf die Umtriebe Froissard's und die böse Stimmung der Soldaten aufmerksam, aber der Idealist verachtete den dumpfen Gegner viel zu sehr, um ihn zu fürchten, und es war ihm sogar lieb, daß seine Einladung alle Soldaten nach dem Dorfe gelockt und von der obern Furt entfernt hatte. Es fiel ihm nicht ein, daß Froissard im Sinne des Hasses die Gränze der

Subordination ebensowohl überschreiten könne wie er selbst im Sinne der Liebe thun wollte.

Endlich kam die ersehnte Stunde heran; die Nacht war dunkel, aber heiter und windstill und das Schilf am Ufer stand regungslos wie in banger Erwartung. Gegen Mitternacht setzte Hector zu Pferd durch die Furt, um die Flüchtigen am jenseitigen Ufer zu empfangen; Bertrand sollte das jenseitige Ufer decken. Hectors Herz schlug hoch in Schmerz und Spannung. Endlich entdeckte er einen Zug von schwarzen Gestalten, die sich leise auf dem buschigen Wege dem Bromberhügel näherten. „Eure Losung?“ fragte er leise, „Hortense und Hector“ erwiderte Martinet, der den Zug führte. Ihm folgte Alphons und ein Chouan, der alte Graf, die beiden Frauen und der Caplan bildeten die Mitte, drei Chouans schlossen den Zug; alle Männer waren wohl bewaffnet.

„Monsieur Hector,“ flüsterte Alphons, „wir danken ihnen das Leben, aber ich wüßte keinen Menschen, dem ich es weniger gern dankte.“

Hector fuhr auf, die Faust am Degen — da fühlte er den Druck einer weichen Hand auf der seinen: — „Hector — bezwingen sie sich — Ruhe — ich fordere auch das noch — sie aber, Schwager, — halten sie ein — sie wissen nicht, welchen Edelsinn sie beleidigen.“

Alphons schwieg, Hector neigte sich und küßte ihre Hand.

„Hector,“ sprach der Greis, „ihr Wappen hat man zerbrochen, aber ihr Herz blieb unversehrt. Sie sühnen ihre Schuld am Adel Frankreichs, indem sie seine Perle retten, — meine Tochter.“

„Eilen wir,“ unterbrach Martinet, „Zeit verloren — Leben verloren!“

„In Gottes Namen denn!“ sprach der Caplan.

Hector hob die Gräfin auf den Rücken des treuen Oriel und führte diesen am Zügel sicher durch die Furt — die andern folgten schweigend; — kaum aber hatten sie, von Bertrand empfangen, das Ufer betreten, als Alphons, rückwärts zeigend, rief: „Ha, was ist das?“ Eine rothe Feuersäule stieg glühend in den nächtigen Himmel.

„Das ist Schloß Sombreuil,“ rief Martinet, „es steht in hellen Flammen.“

„Unvorsichtige,“ rief Hector, „habt ihr's angezündet, ehe ihr es verlassen? Das weckt die Aufmerksamkeit.“

„Nein, wir nicht!“ riefen die Flüchtlinge einstimmig.

„Dann ist es Froissard mit den Sansculottes!“ rief Bertrand, „oh, Monseigneur, ich habe sie gewarnt!“

„Still,“ rief Martinet und warf sich lauschend mit dem Ohr auf die Erde — „sie eilen vom Schlosse hieher — es sind über hundert — ein Pferd galoppirt voran.“

„Flieht," rief Hector, „ehe es zu spät ist, wir decken euch den Rücken."

„Weh dir, Frankreich," rief Alphons grimmig, den wunden Arm erhebend, „wenn wir wieder kommen!"

„Leb wohl, Vendée, wir kehren wieder," rief Martinet.

„Leb wohl, Hector!" rief Hortense, die auf Oriels Rücken davonsprengte.

„Leb wohl, Hortense, auf Nimmerwiedersehen!" rief Hector, und die Chouans waren verschwunden.

Hector und Bertrand stellten sich nebeneinander, so daß sie den ganzen Raum des schmalen Weges ausfüllten. „Bertrand — jetzt gilts!" rief Hector und drückte die Hand auf's Herz, auf dem Herzen aber trug er die weiße Schleife.

„Soll gelten, junger Herr," antwortete Bertrand, „hoch der weiße Falke von Chatillon!"

Da bogen Fackeln um den Bromberhügel — Froissard zu Pferd voraus, die Sansculottes hinter ihm setzten durch den Fluß und eilten gegen die Straße. „Halt! — donnerte ihnen Hector entgegen — das ist m e i n Posten — was wollt ihr?"

„Hier sind sie, die Verräther!" brüllte die Schaar und es fielen gegen die Beiden einige schlecht gezielte Schüße, die nicht trafen.

Da ritt Froissard dicht an sie heran, die Pistole in der Hand. „Zurück, — was sucht ihr?“ rief Hector.

„Die Chouans suchen wir, Monsieur le Vicomte!“ schrie Froissard, — „das Nest haben wir verbrannt, aber die Vögel waren ausgeflogen; doch die frische Spur im feuchten Gras führt deutlich bis hierher — wißt ihr, wo sie sind?“

„Ja, hoffentlich in Sicherheit!“

„Gebt sie heraus, laßt uns durch, ihr habt keine Ordre sie zu schützen.“

„Und ihr keine, sie zu morden.“

„Verdammter Aristokrat!„ schrie Froissard und schoß — Hector wankte und fiel.

Aber auch Bertrands Büchse blitzte und Froissard stürzte todt vom Pferde — im nächsten Moment fielen zehn Schüsse zugleich und Bertrand sank (sterbend) über seinen Herrn.

Mit gellendem Geschrei stürmten die Sansculottes vorwärts, die Flüchtigen zu verfolgen — da plötzlich hörten sie seitwärts Trommeln und Hornsignale — Fackeln zeigten sich auf den Hügeln und gleich darauf sprengte Oberst Grachus unter sie: „Halt,“ rief er, „halt ein, die Chouans von Sombreuil sind frei — General Hoche gibt sie frei — doch was seh ich — Froissard -- und du Hector, du stirbst!“

Hector richtete sich auf den linken Arm: „Sie sind frei, sagst du, frei?“

„Ja! General Hoche wurde am Tag, ehe ich bei ihm eintraf, von Cadoudal und Charette, die sich vereinigt hatten, überfallen und geschlagen — er selbst ist gefangen — Cadoudal gibt ihn nur frei, wenn die Chouans von Sombreuil sicher den Boden von England erreicht haben — Niemand wage sie zu verfolgen! Aber du Hector, du stirbst, — und stirbst für das Königthum!“

„Still“ — rief Hector — still — siehst du nicht wie meine Seele gen Himmel fliegt? der weiße Falke im blauen Feld! Hortense!“

Und er war todt und Oberst Grachus weinte über seiner Leiche.

Felix Dahn.

Lieder aus der Fremden-Legion.

(Helgoland, September 1855.)

Sonett als Vorwort.

An den Herausgeber des Albums.

Du hast zu Deinem Münch'ner Dichterkranz
Mit holder Gastlichkeit auch mich gebeten;
Allein wie käme Saul zu den Propheten,
Der Handwerksmann in freier Künste Glanz?

Erschein' ich dennoch, o so laß mich ganz
Bescheiden in den fernsten Winkel treten:
Es taugt der Expoet nicht zu Poeten,
So wenig wie Tendenz zur Intendanz.

Mein Pegasus, vordem kein übler Gaul,
Ist nur ein Zugthier noch am Thespis-Karren,
Zur Frohne gut genug, zum Staat zu faul.

Zerbricht er einst im Koller oder Sparren,
Das Joch mitsammt der Stang' im wunden Maul,
Dann sollt Ihr seines Flugs nicht lange harren.

I.

Nun ist's gescheh'n, nun ist's gethan, —
Ade, mein Vaterland!
Ich nahm das Geld des Werbers an,
Ich gab ihm meine Hand.

Ich habe mich der Königin
Viktoria verkauft,
Seewasser hat den deutschen Sinn
In Englisch umgetauft.

Heut' schwör' ich meinen Fahneneid
Als britischer Soldat;
Thut's morgen Deutschland um mich leid,
Ist's — wieder 'mal! — zu spat.

Nach Indien oder in die Krim,
Wohin mich's reißen thut,
Und wird es draußen noch so schlimm,
Daheim — war's auch nicht gut.

II.

Ihr seht für meinen Hochverrath
An Deutschland scheel mich an;
Hat nicht dasselbe, was ich that,
Manch großer Herr gethan?

Fragt meinen Alten: sein Papa,
Der gleichfalls Kriegsmann war,
Liegt drüben in Amerika
Wohl an die sieb'zig Jahr'!

Wer weiß, wie viele Pfunde schwer
Georg Rex für ihn gab?
Wir hatten nichts davon, und er —
Ein frühes, fremdes Grab.

Gelt, was ein Landesvater thut
Für Sich ist Allen recht,
Doch für ein armes junges Blut
Wie ich, da heißt es schlecht?

Ei, hab' ich nicht die Kreuz' und Quer
Gesucht seit Jahr und Tag
Im ganzen deutschen Reich umher,
Wo man zwei Arme mag?

In Schleswig-Holstein Anno Neun
Da that ich tapfer mit;
Wie jagten wir den dän'schen Leu'n
Auf jedem Schritt und Tritt!

Das ganze Deutschland sang dazu
Sein Meer-umschlungen Lied,
Bis Rußland rief: Den Hahn in Ruh,
Und England: Ruh im Glied!

Als drauf der Wälsche, der Magyar
In deutsche Lande fiel,
Da zog man uns'ren Erbfeind gar,
Den Russen, mit in's Spiel.

Was sich begab, was ihr geschah
Vom Herren wie vom Knecht,
Der alten Frau Germania
Schien Alles gleich und recht.

Am End' ward mir das Ding zu toll,
Ich habe fortgemußt:
Großvater's Krieger-Ader schwoll
Mir zornig in der Brust.

Ich ging auf's Paßamt hin und sprach
Den Schreibern in's Gesicht:

Erträgt ein ganzes Land die Schmach,
Ein ganzer Kerl thut's nicht!

III.

Wenn das mein alter Meister wüßt',
Ach! oder die Frau Mutter,
Was ich hier alles lernen müßt'
Blos zum Kanonenfutter!

Hoch oben, an der Klippe Rand,
Wo sonst die Schafe grasen,
Da wird gedrillt, den Stock zur Hand,
Und Horn dazu geblasen.

Wer hart begreift, wer gar einmal
Links oder Rechts verwechselt,
Dem wird vom Herren Korporal
Flugs Eine angedrechselt.

Herr Korporal, laßt mit Vergunst
Nur Faust und Fuchtel ruhen,
Es bleibet ja den Russen sunst
An uns nichts mehr zu thuen.

Auch der Herr Leutnant sind nicht faul,
Kann fluchen nach der Regel

Und führt ein Lexikon im Maul
Voll Esel, Ochs und Flegel.

Fürwahr, mein einz'ger Trost ist bei
Dem ungeschlachten Treiben,
Daß Schimpferei und Schlägerei
Unter uns Deutschen bleiben.

So haben wir's als theu'ren Schatz
Verschrieben und besiegelt,
Daß statt der neungeschwänzten Katz'
Ein deutscher Strick uns striegelt.

Soll's denn einmal gehauen sein,
So wird's von Landsmanns Händen
Die Haut hindurch, in's Herz hinein,
Mehr schmerzen, minder **schänden**!

IV.

Am hohen Falm mein Schilderhaus
Schaut einsam in die Welt hinaus;
Rings blauer Himmel, grüne See, —
Mein Herz thut mir so weh, so weh!

Kriegsschiffe nah'n, Kriegsschiffe geh'n, —
Kein deutsches hab' ich nie geseh'n;

Nur wo man Butt und Hummer fängt,
Sind deutsche Farben ausgehängt.

Deutsch war der Fleck, worauf ich steh',
So weit ich blicke deutsch die See;
Nun sitzt auch hier im Felsen-Nest
Von Helgoland der Brite fest.

Er hält zu uns'rem eig'nen Haus
Die Schlüssel, sperrt den Herren aus
Und schleppt des Hauses Kinder fort, —
Der Hausherr wagt kein Wort, kein Wort!

Wer alles das in Ruhe denkt
In alte Zeiten sich versenkt,
Dazu mit englischer Musket'
Hier als verlor'ner Posten steht:

Ach Gott verzeih's der armen Wacht,
Wenn sie Gewehr beim Fuße macht,
Den Kolben auf die Erde stößt,
Losdrückt — und ausruft: Abgelöst!

V.

Nach London möcht' ich einmal hin
Zum Buckingham-Palast;

Dann trät' ich vor die Königin
Und spräche kurzgefaßt:

Frau Majestät, Eu'r Reich ist groß
In alt' und neuer Welt;
Euch kann's egal sein, welches Loos
Mir armem Teufel fällt.

Befehlet Eurem Feldmarschall,
Denn dafür seid Ihr Queen:
Der deutsche Bursche soll einmal
Just nach der Kapstadt hin.

Das Land der guten Hoffnung ist
Auch Euch nicht unbekannt
Und wo man hofft, Frau Kön'gin, wißt,
Ist deutsches Vaterland!

VI.

Zwar, wenn ich's besser überleg',
London gefiele mir;
Ich ging am liebsten gar nicht weg, —
Victörchen, laß uns hier!

Das Corps baumlanger Schlingel dort,
Das Pferdegard sich nennt,

Die schick' in Gottes Namen fort
In deinen Orient.

Die And'ren mit carrirtem Frack
Und faselnackten Knie'n,
Die Schotten laß mit Dudel-Sack
Und Pack gen Malta zieh'n.

Die britisch-deutsche Legion
Laß deine Leibwach' sein;
Sie stelle dicht um Haus und Thron
In eisenfesten Reih'n.

Den Herren Liebsten und Gemahl,
Prinz Albert Exzellenz,
Gieb ihr zum Obergeneral
Und Chef des Regiments.

Du hast seit langen Jahren gut
Erkannt an seiner Hand,
Wie deutsche Lieb' und Treue thut
Im kalten Engelland.

Und macht's einmal, wo Gott vor sei,
Dein London wie Paris,
Wir steh'n Dir bis zum Letzten bei,
Wenn Alles Dich verließ.

Das Oberhaus, das Unterhaus,
Wir kehren es mit Spaß
Vom Dach bis in den Keller aus, —
In Deutschland lernt sich das.

Wir klopfen Dir John Bullens Trotz
So weich in kurzer Frist,
Wie unser Beefsteak, leider Gott's,
Nicht alle Tage ist!

VII.

Vom Festland weht ein kuhler Wind,
Man merkt, daß wir im Herbste sind;
Schon kommen hier Zugvögel an
Und wandern südwärts ihre Bahn.

Dagegen kommen über's Meer
Zugmenschen noch gen Norden her,
Zu baden in der kalten See, —
Die müssen schmutzig sein, — Herr Je!

Die Meisten sind aus deutschem Land,
Uns mehr und minder stammverwandt;
Sie grüß' ich bei der Ankunft stets:
Herr Landsmann, sagt, wie steht's, wie geht's?

Allein, so Viel' ich fragen mag,
Die Antwort gleicht sich alle Tag':
's könnt besser sein, der Erste spricht,
Der Zweite: Besser ward's noch nicht.

Der Oesterreicher hofft und borgt,
Der Preuße betet, zweifelt, sorgt,
Der Bayer preist sein Bier, nur seins,
Der Schwabe singt: 's ischt Alles oins.

Der Sachse macht in Industrie,
Holstein in Mast- und and'rem Vieh,
Hannover krümmt sich, — armes Wurm, —
Im neuesten Verfassungs-Sturm.

Das kleine Volk lebt immerfort
In Tag hinein; das Bibelwort:
Die Letzten soll'n die Ersten sein,
Fällt ihnen auch im Traum nicht ein.

Oft lach' ich laut sie alle aus
Und seufze dann für mich zu Haus:
Von Deutschland weht ein kuhler Wind,
Man merkt, daß wir im Herbste sind!

VIII.

Mädel, komm in die Barracke,
Noch ein Tänzlein, eh' ich wand're:
Rother Rock und rothe Jacke,
Die ergänzen eins das and're.

Wir zwei beide scheinen kritisch
Für einander auserlesen;
Halber deutsch und halber britisch
Sind wir wahlverwandte Wesen.

Fiedler, spielt! Und meinethalben
Walzer oder Galoppade!
Nächstens tanzt mit uns der Alban
So den Kehraus ohne Gnade.

Gestern kommen, heute siegen,
Morgen — niemals dagewesen:
Denn auf Bällen und in Kriegen
Taugt kein langes Federlesen.

Bin ich erst im Oriente,
Wird es besser noch getrieben:
Ganz in meinem Elemente
Werd' ich leben dort und lieben.

Haben wir in der Bataille
Oder sind wir auch geschlagen,
Immer laß' ich's im Seraile
Eines Paschas mir behagen.

Der Verbündeten Verpflichtung
Heißt vor allen and'ren Dingen
Treulich und in jeder Richtung
Krankem Manne beizuspringen.

Dies vermag, trotz rother Hose
Oder blauer Hosenbänder,
Nicht der schwächliche Franzose
Noch der träge Engelländer.

Doch der deutschen Legionen
Herkules- und Helden-Thaten
Werden späte Gen'rationen
Im Osmanen-Reich verrathen.

IX.

Jetzt wird es Zeit, jetzt wird es Ernst:
Befiehl dich Gottes Gnade
Und mach, daß du marschiren lernst,
Denn morgen gibt's Parade.

Es hat die Otter sich bei Nacht
Und Nebel hergestohlen:
Rekruten hat sie mitgebracht
Und will Soldaten holen.

Heut' liegt das alte Kaperschiff
Noch ruhig hier im Hafen,
Bald aber wird's im Shorncliff
Und wir in England schlafen.

Nu', Bruder Pommer, aufgepaßt
Und thu nicht so vernagelt;
Wenn du nicht alles proper hast,
Gieb Acht, wie's Hiebe hagelt!

Den Falm entlang, die Trepp' hinab
Geht's an das Seegestade:
Voran in Gala unser Stab
Und die Musik vom Bade.

Sie spielet auf das deutsche Lied
Vom guten Kameraden;
Den Takt tritt uns das zweite Glied
Erläuternd auf die Waden.

Am Strand empfangen uns im Kreis
Sämmtliche Bade-Narren;

Die Fräulein weh'n mit Tüchern weiß,
Die Männlein mit Cigarren.

Das Boot stößt ab. God save the Queen,
Stimmt an der Chor, der ganze;
Du kannst es nicht? Schrei immerhin:
Heil Dir im Siegerkranze!

X.

Wir schwimmen schon auf hohem Meer,
Himmel und Wasser rings umher;
Ich seh vom Deck hinab, hinauf
In Wolkenzug, in Wellenlauf.

Die See ist prächtig grün, allein
So grün nicht wie der Vater Rhein;
Der Himmel heiter, aber schau,
Nicht gleich dem deutschen tief und blau.

Ein frischer Wind weht in's Gesicht,
Doch Heimathshauche bringt er nicht;
Nein, das ist keine deutsche Luft
Voll Blüthen- oder Tannen-Duft.

Wo Deutschland liegt, das sag mir an
Und zeig' die Gegend, Steuermann!

Er schüttelt mürrisch Kopf und Hand
Und brummt etwas wie „understand“.

Ich brauche dich, du grober Wicht,
Und deinen dummen Kompaß nicht;
Mir sagt mein Herz mit rasch'rem Schlag,
Wo Deutschland liegt — ach! wo es lag!

Ein Tropfen tritt mir salzig heiß
In's Auge, ohne daß ich's weiß;
Wenn der nicht von Spritzwellen kam,
So war's ein Thränlein — Pfui der Scham!

Mein Herz wird seltsam hohl und weit, —
Herr Doktor, ist das Seekrankheit?
Doch steckt nur Eu're Pillen ein,
Es könnte wohl das Heimweh sein.

Fahr wohl, fahr wohl, mein Vaterland!
Ich grüße dich mit Herz und Hand;
Du bist verschwunden im Gesicht,
Doch uns verloren bist du nicht.

Und wenn du einst dich neu ermannst,
Selbst wieder Männer brauchen kannst,
Dann rufe; wär's aus höchstem Glück
Wir kämen doch zu dir zurück!

Wohin uns auch das Schicksal treib',
Es dorre uns die Hand am Leib,
Die gegen dich zum Muttermord
Sich hebt, trotz Werbung und Accord!

Wie schön in's Meer die Sonne sinkt!
Ob sie uns deinen Segen winkt?
Es beugt sich wie von selbst mein Knie:
Sie sieht dich wieder, — ich wohl nie!

Franz Dingelstedt.

Annan Wasser *).

(Schottisch.)

„Annan Wasser ist wundertief
Und Anna mein Lieb ist wunderlieblich,
Und nimmer soll sie netzen den Fuß
Im tiefen Strom, denn sie nur lieb' ich.

Geh', sattle mir rasch den schönen Rapp',
Geh', sattle mir rasch und mach ihn fertig,
Denn fort muß ich nach Gatehopepaß,
Zu seh'n und steh'n meiner Dame gewärtig." —

Er jagte davon auf dem Rappen so schön,
Er gab mit den Sporen nicht Rast, nicht Friede,
Doch eh' er gewann den Gatehopepaß,
Denk' ich, das Roß war matt und müde.

---

*) Der Fluß Annan ist einer der Grenzströme Schottland's im Westen gegen England.

Er jagte davon auf dem Rappen so schön,
Er ritt wohl recht und ritt wohl richtig,
Nicht steh'n und stellen mocht' er's Roß,
Bis er der Dame würd' ansichtig.

O, wie er jagt über Stock und Stein
Durch Moor und Moos, von Sehnsucht trunken,
Die stählernen Sporen stachelten heiß,
Und von dem Vorhuf stoben die Funken.

„Nun, schöner Rapp, noch halt mir aus,
Kannst du mich heut zu ihr hinführen,
Sollst stets dann ruh'n bei Hafer und Heu
Und nie soll dich ein Sporn berühren." —

Das war ein Roß und ein treffliches Roß,
Auch mocht' es wohl an's Wasser gelangen,
Dann konnt' es keinen Fußbreit mehr
Und wär's um tausend Mark gegangen.

„O, Bootsmann, Bootsmann, lös dein Boot,
Für golden Geld komm' zu mir nieder;
Die Nacht noch muß ich hinüber den Strom,
Sonst seh ich nie mein Treulieb wieder." —

O, nein, ich schwur noch gestern Nacht
Mit heil'gem Eid, mich nicht zu rühren;

Für alles Gold in ganz Schottland
Darf ich Euch nicht zu Anna führen.“ —

Steil war der Strand und tief der Grund,
Von Bank zu Bank das Wasser sausend;
Der schöne Rapp, er triefte vor Furcht,
Denn er hörte das Wasser furchtbar brausend.

Doch Er warf ab sein langes Kleid,
Die Silberknöpfe blitzten helle,
Die Weste riß er von der Brust
Und finster starrt er auf die Welle.

Dann nahm er die Furth an Stromes Rand
Und stark und stattlich schwamm er nieder;
Doch der Strom war breit und riß ihn hinab; —
Und niemals sah er schön Anna wieder.

„O, weh dir uferloser Strand,
Und weh dir Schleedorn, den er faßte,
Und der zerbrach in Treuliebs Hand,
Als die Kraft ihn ließ, daß er erblaßte.

Und dreimal weh dir, Annan Wasser,
Und Strand und Strom, Fluch sei euch beiden!
Eine Brücke will ich über euch bauen,
Daß ihr nie mehr Treulieb soll't scheiden.“ —

W. Dönniges.

Elfenhöh'.

(Dänisch.)

Der Glaube des Volkes im ganzen germanischen Norden war, daß wer mit den Elfen, den Geistern der Natur spricht, tanzt oder trinkt, wer mit ihnen einen Bund schließt, ihnen angehört, in den Schlaf, in das Reich der Vergessenheit versinkt, und dann im Elfenreich, unter dem Wasser oder im Innern der Berge (wie auch Carl der Große und Barbarossa) fortlebt. Herder hat dieses Lied schon übersetzt, aber es trotz des vortrefflichen Tons mit Fehlern und Auslassungen wiedergegeben.

Ich legte mein Haupt auf Elfenhöh'
Meine Augen begannen zu sinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfrauen schön,
Die thaten zur Rede mir winken. —
Seitdem ich sie zuerst geseh'n. —*)

*) Ist der immer wiederholte musikalische Kehrreim.

Die Eine, sie strich mir die weiße, weiße Wang',
Die And're, sie flüstert in's Ohr mir:
„Steh' auf, junger Knappe, so wunderschön,
Und rühre zum Tanze dich vor mir.

Wach auf, junger Knappe, so wunderschön,
Willst du zum Tanz mit uns springen,
Das schönste der Lieder, das dir gefällt,
Meine Jungfrau'n sollen es singen." —

Und geschwind wie der Wind hub die Eine an
Und thät eine Weise beginnen, —
Der reißende Strom stand still dabei
Und hörte wohl auf zu rinnen.

Der reißende Strom stand still dabei
Und hörte wohl auf zu rinnen,
Mit den Flossen spielten die Fischlein klein
In klaren Fluthen drinnen.

Mit den Schwänzlein spielten die Fischlein klein
In den Fluthen allzumale,
Die Vöglein all' aus hoher Luft
Begannen zu singen im Thale.

„Hör an, junger Knappe, so wunderschön,
Willst du hier bei uns bleiben,

Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Dazu noch lesen und schreiben.

Ich will dich lehren zu binden den Bär,
Den Keiler am Stamm der Eichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor dir fliehen und weichen." —

Sie tanzten auf und tanzten ab,
All auf der Elfenfährte;*)
Da saß der junge, schöne Knab'
Gestützt auf seinem Schwerdte.

„Hör du, schön junger Knappe du,
Willst du nicht mit uns sprechen,
So reißen wir dir das Herz aus der Brust,
Mit Messer und Schwert, uns zu rächen." —

Und da zum Glück, behüt' mich Gott,
Der Hahn schlug seine Schwingen,
Sonst wär ich blieben auf Elfenhöh',
Wo die Elfenjungfraun singen.

---

*) Elfenfährte, auch in deutschen Sagen wohlbekannt, sind die Striche im Thau, auf grünen Flächen, wo des Nachts die Elfen getanzt haben.

D'rum rath' ich jedem dänischen Mann,
Der hin zu Hof will eilen,
Er reite nicht nach Elfenhöh'
Schlafend dort zu weilen.

W. Dönniges.

Sühne.

Bei Hallstadt, wo der Salzberg auf sich bäumt
Und wild in's Thal der Waldbach niederschäumt,
Auf unwegsam verworrner Klippen Rand
Erhebt sich eine thurmhoch steile Wand.

D'ran einst ein armer Holzknecht klomm empor,
Der in der Wildniß seinen Pfad verlor
Und weiter stets, — nicht konnt' er mehr zurück, —
Von Kluft zu Kluft hinankroch auf gut Glück.

Doch mehr und mehr die Wand, vom Regen glatt,
Und mehr und mehr der arme Holzknecht matt
Und immer gräßlicher sich zeigt die Noth, —
Hinauf und rückwärts, — um und neben — Tod!

Hin in den Abgrund wirft er seine Schuh
Und klimmt auf blanken Sohlen immer zu
Und mit dem Messer schlitzt er sich die Haut,
Damit sein Blut den glatten Fels bethaut.

Doch eine Klippe hat er jetzt erreicht,
Wo sich die schwindle Bahn zu Ende zeigt,
Wo klafterlang der Felsen springt hervor, —
Nicht eine Gemse kröche dran empor.

Da steht er nun auf einer Spanne Raum,
Nicht mächtig eines Schritts, ja aufrecht kaum,
Und jede kleinste Wendung führt hinab
In's unerbittlich schaudervolle Grab. —

Doch aus dem Thal hat man die Noth gesehn
Und winkt hinauf dem Armen: still zu stehn,
Und thürmet Leitern auf, so viel man kann, —
Umsonst! kein Zehntheil reichen sie hinan.

Nun wird die Wand erklimmt am hintern Theil
Hinabgelassen Seil, gefügt an Seil;
Umsonst! so fern ihm hängt es, daß kein Mann,
Auch mit zehn Armen nicht, es fassen kann.

So ist denn keine Hülfe dieser Noth,
Kein Weg als — in den grausenvollen Tod! —
Auf daß jedoch die Seel' errettet sei
Mit der Monstranz der Priester eilt herbei.

Und hebt empor zu ihm das Sakrament;
Doch jener ruft, da er den Kelch erkennt:
„Hand Gottes, wie den Freund ich stürzt' hinab,
Du mich!!" und stürzt zerschellt in's Felsengrab.

v. Elsholz.

An Natalie.

Noch spät verläßt der Fischer sein Haus
Und schaut in die kräuselnde Fluth hinaus,
Nimmt emsig Ruder und Netz zur Hand
Und stößt den Nachen vom sich'ren Strand.

Manch Jahr durchschnitt er des Meeres Bahn,
Gar viele Züge hatt' er gethan,
Doch wenig war ihm geneigt das Glück
Meist ohne Beute kam er zurück.

Noch führte rasch er das Ruder und leicht,
Wiewohl die Zeit schon sein Haupt gebleicht,
Gebleicht der Augen und Wangen Gluth,
Doch nicht gebrochen des Herzens Muth.

So fuhr denn zwischen Sinnen und Traum
Der Fischer hin an der Küste Saum,
Wo Garn und Angel in's feuchte Grab
Er fruchtlos oft schon gesenkt hinab.

Auch heute blieben die Netze leer;
Doch plötzlich schimmert's vom Ufer her
Im grauen Sande, wie Sternenlicht,
Hervor aus dunklem Gewölke bricht.

Der Fischer sieht es und hemmt den Kahn
Und findet, — Himmel ihn täuscht kein Wahn!
Ein Kleinod findet er, reich wie je
Entstiegen eines dem Schooß der See.

Die schönste Perle, wie Lilien rein,
Die, von benachbarter Rosen Schein
Süß angelächelt, erröthen mild, —
Der Lieb' und Unschuld vereinigt Bild.

Doch sie erfassend der Fischer, tief
Von Schmerz und Wonne durchdrungen, rief:
„Du holde Perle, warum, o sprich, —
Warum vor Jahren nicht fand ich dich!?"

„O da, wie hättest du mich beglückt,
Mein armes Leben mit Glanz geschmückt,
Zum Port der Ruhe mein Schiff gelenkt,
Das Loos der Seligen mir geschenkt!!"

„Nun aber, wo mich der Winter grüßt,
Da du in Fülle des Lenzes blühst,

Und mir, da fast der Becher geleert,
Erst wird enträthselt des Daseins Werth." —

„Nun, süße Perl, nun darf dein Licht
Den Pfad des Fischers bestrahlen nicht;
Er wandelt einsam ihn, wie bisher;
Dich ruft die Heimath zurück, — das Meer."

„Ja dann erst wieder suche den Tag
Wann dich ein Würd'gerer finden mag!"
Er spricht's, und in die schweigende Fluth
Die Perl versenkt er — sein letztes Gut!

v. Elsholz.

Annele.

Der Großvater strich der blühenden Enkelin die weichen Locken aus dem Gesichte und küßte ihr die schöne Stirne, um die sich der Brautkranz mit seinen schneeweißen Myrthenblüthen schlang.

„Ich will dir was erzählen, Klärchen“ — hub er nach einer Weile an, indem er das Bräutchen zum Setzen nöthigte, — „eine einfache Geschichte, die meines Dünkens just für deinen Hochzeitmorgen paßt. Liegt mancherlei darinnen, was du dir zu Gemüthe ziehen magst; so kann sie dir auch Zeugniß geben, daß der schlichte Bauernstand, dem deine Voreltern angehörten, derselben erregten und erhöhten Empfindung fähig sei, als die vornehme Welt, in welcher du dich bewegst. Dann wirst du dich dessen nie schämen, daß dein Großvater aus einer Selde abstammte; denn zwischen den rauchigen Wänden des Leerhauses kann eben so gut die feine Blüthe der Poesie gedeihen, wie hinter den Gardinen des Prachtklosets. Gedruckt werden diese dichterischen Versuche freilich seltener

und würden sich wohl auch weniger glatt lesen, als manche unserer modernen Dorfgeschichten! Also höre:

„Du weißt: deiner Ureltern Heimath war in einem Dörflein etwa eine Wegesstunde nordwärts von Kufstein. Es war eine bescheidene Hütte, die sich recht armselig gegenüber dem stattlichen Gehöfte ausnahm, welches dem Nachbar zugehörte. Der Hinteracherbauer — so hieß dieser — war ein eben so stattlicher Mann, wie sein Hans, hatte ein braves Weib und zwei Mädeln, die mit ihren Weißköpfen und rothen Bäcklein jedem Menschen das Herz rührten. Es war in den neunziger Jahren. Selbiger Zeit hatte ich bereits meine etlichen Sommer hinter mir und war — was man so sagt — ein fertiger Bursche. Aber ich kannte mir keine größere Freude, als während des Feierabends jeweils mit den kleinen Dirnen mich herumzubalgen. Drum galt ich auch Alles bei ihnen, und der Hinteracher meinte, er wolle mir nachgerade Eine davon zur Hausfrau ablassen, wenn mir bishin die Zeit und Weile nicht lange würde. Ich nahm's wohl für Spaß; denn der Bauer war ein reicher Kauz, der selbst einen Halbhöfler über die Achsel ansah, geschweige denn einen Seldengütler!

„Eines Tages — es war ein heller, gottfreudiger Frühlingsmorgen, arbeitete ich draußen auf der hohen Leiten, trabte hinter meinem Oechslein her und machte

mit „Hott und Wist“ meinen Gedanken Luft. Da schlug es plötzlich drüben an im Dorfe. Wie ich nüber gucke, sehe ich, daß der dicke Rauch allbereits aufsteigt und die Leute zurennen. Also schnell den Bifang durchgeackert, das Oechslein an den Zaunpfahl gebunden und davon! — Als ich an den Kirchweg kam, konnte ich erkennen, wie der Hinteracherhof in helllichten Flammen stund. Aus den Fenstern des untern Geschosses züngelte das Feuer und ein dicker Qualm ließ nur hie und da, wenn ein Luftzug kam, den Giebelbau frei. Da kamen der Bauer und sein Weib gerannt, die sich mit Knechten und Dirnen auf dem Felde befanden. „Jesus Maria! meine Kinder!“ schrie der Hinteracher, während die Bäurin vor Schrecken zusammenstürzte. In demselben Augenblicke zertheilte ein Windstoß den qualmenden Dampf. Da sah man die beiden Mädeln, wie sie am Fenster des obern Gelasses stunden, weinend und jammernd, denn der Rauch drohte sie zu ersticken und die Flamme hatte bereits das Stiegenhaus ergriffen, so, daß eine Flucht unmöglich war. Verzweiflungsvoll suchte der Bauer durch die Hausthüre einzudringen; es war vergeblich! Ich blieb besonnener, riß dem Nachbar die Feuerleiter aus der Hand, legte sie an und versuchte hinaufzuklettern.

„Die Flammen zuckten um mich, versengten mir den Flaum an der Joppe und die Haare am Kopfe; dennoch

gelangte ich fast zur Höhe der Fensterbrüstung. Da fügte es der Himmel, daß der Sprossen unter meinen Füßen brach. Ich stürzte rücklings hinab und grade, daß mich Einer noch am Aermel erwischte, sonst hätte mich der Brand jämmerlich zugerichtet. Nur auf ein Paar Augenblicke war mir Hören und Sehen vergangen; — das herzzerreißende Geschrei der armen Geschöpfe brachte mich bald wieder zu mir selber und spornte mich zu einem neuen Versuche. Da gewahrten wir, wie die ältere der Schwestern — 's Moidele — sich auf die Fensterbrüstung schwang und die Jüngere gewaltsam nachzog. Weiter brachte sie es nicht zuwege, denn die Kleine stemmte sich an's Fensterkreuz und jammerte erbärmlich. Das Moidele aber faßte ein Herz und sprang mit einem kühnen Satze von der Höhe des zweiten Gadens über die zischende Flammenzunge weg in die Tiefe. Ein Schrei des Entsetzens drang aus Aller Munde — dann ward es plötzlich todtenstille! — Aber 's Moidele war just auf den Dunghaufen gesprungen, stand alsbald wieder auf, als wäre nichts geschehen, putzte sich mit den kleinen Händlein das Röckle ab und rief — indem sie zur Höhe guckte — dem Schwesterlein mit heller, klarer Stimme zu: „Spring dächten runter, Annele, — 's thut nit weh!“ Und die Kleine öffnete die Aermlein auf Moideles Ruf und flog mehr, als sie sprang, und ein Engel

mochte das unschuldige Kind auf den Händen getragen haben, denn es kam unversehrt hernieder, wie sein Schwesterlein.

Eine wundersame, schier athemlose Stille waltete während dieser Paar verhängnißvollen Augenblicke. Der Hinteracher war der Erste, der sie unterbrach. Er stürzte auf seine geretteten Kinder zu und schrie, indem ihm die schweren Thränen über die rustigen Backen liefen: „Laßt den Plunder brennen, Mander! hat mir doch der Herrgott und unsre liebe Frau meinen größten Schatz unversehrt aus dem Feuer geholt!" Und er nahm das Annele auf den Arm und sein weinendes Weib umschlang 's Moidele und sie sanken auf die Kniee allbeide und die ganze Gemeine mit ihnen. Ein lautes Dankgebet erscholl in den Frühlingsmorgen hinein. Das Feuer aber brannte ungestört hellauf, wie eine heilige Opferflamme und die Sturmglocke klang schier wie Festgeläute drein, und als die Betenden das Kreuz machten, fielen mit lautem Gekrach die Dachsparren zusammen. Es war ein herzerschütternder Moment, den wohl Keiner vergessen hat, der dabei gewesen. An's Löschen aber dachte Niemand mehr und nach einer halben Stunde war das Haus ein dampfender Meiler.

Von derselben Zeit an war mit dem Annele eine gewaltige Aenderung vorgegangen. Das fröhliche, heitere

Kind ward ernst und stille und schaute Einem ganz eigen in's Gesicht. Einmal nach längerer Zeit, da ich es zwischen den Knieen hatte, fragte ich: „Sag, Annele, warum bist du so still? Guck, wie's Moidele rum springt, sich freut über die Buttervögel und die Blumen und über's Henet. Warum mach'st du ihr's nit nach? Bist ja so ernsthaft, wie noch einmal ein Klosterfräule!" Da sah mich die kleine Dirne lächelnd an und meinte, es wäre ihr just recht, wenn sie ein Klosterfräule werden könnte. Seit sie selbigs Mal beim Brande ihr Schutzengelein in die Arme genommen und über die Flammen weggehoben, müsse sie immer an den Himmel denken und an die Engelein mit ihren güldenen Flügeln und ihren gottfrommen Gesichtern, wie sie ihrer eines leibhaftig gesehen. Denn was die Leute meinten, daß ihr 's Moidele gerufen, sei nit wahr und sie wisse es besser. Solcher Ton könne aus keines Menschen Mund kommen. Sie höre es alleweil im Ohre klingen: „Spring runter, Annele, 's thut nit weh!" — und sehe ihn noch, den heiligen Schutzengel, wie er dabei die Arme gen sie ausgestreckt und dann zur Höh geflogen sei und sie mitgenommen habe! —

Ich schaute dem Kinde mit sonderlicher Andacht in die klaren Aeuglein und ließ es bei dem Gedanken, der ihm auch blieb, bis mich das Schicksal weit wegführte von der Heimath und mich meinem eigenen Stande fremd machte.

Aber die Geschichte vom Hinteracherbauern und seinen zwei Mädchen ist noch nicht aus. Was ich weiter davon erzähle, habe ich nachgerade aus anderer Leute Mund vernommen. Das Moidele hat, nachdem es zur hübschen Jungfrau aufgeblüht war, einen wackern Mann gekriegt und hat weitab ziehen müssen vom Elternhaus bis hinunter in's Etschthal. Annele blieb daheim, waltete still und nachdenklich fort, wie sie als Kind gewesen, und führte, nachdem sie der Mutter die Augen zugedrückt, mit milder, ruhiger Geschäftigkeit das Hauswesen. So kam das verhängnißvolle Jahr neun, und die Sturmglocke heulte durch's Tyroler Ländle und den Hinteracher litt es nicht mehr daheim. Er riß den Stutzen von der Wand, übergab Haus und Hof der Tochter, kämpfte wacker am Iseler Berg trotz seiner sechszig Jahre und zog dann mit dem Speckbacher gen Kufstein zur Belagerung. Als aber General Deroi das Innthal herauf zum Entsatze heran rückte, mußte er flüchtig gehen, tiefer in die Oberinnthaler Berge, Haus und Tochter völlig dem Schicksale überlassend. Das waltete mit Unsegen über dem Hinteracher Hofe. Franzosen und Bayern plünderten abwechselnd, legten in's Quartier, hausten wie die Panduren, und Annele hatte Unsägliches zu dulden. Zuletzt lag Einer auf dem Hofe, ein Korporal oder Waibel, oder sonst etwas Aehnliches. Der war ein junger, bild-

hübscher Mensch, aber die Leute sagten, er wäre ein Tyroler Landeskind, und so hat sich's auch nachderhand erwiesen. Diese Apostaten trieben es am buntesten in dem unglücklichen Ländle und der Huppacher — so nannten ihn seine Kameraden — gehörte wohl zu den lästerlichsten und verderbtesten Burschen dieses Gelichters. Er drängte die Dirne mit seiner Lüsternheit, so, daß sie nur mit Mühe seiner Gewalt entgehen konnte.

Da geschah es, daß eine bayrische Colonne unter Obrist Metzen von Bayrischzell her gen Thiersee vorrückte, um die Tyroler am linken Innufer zu umgehen. Während dessen erfuhr aber der General, daß die Bauern beim Passe Hörhag sich verschanzt hätten und wollte davon dem Obristen Kunde verschaffen. Der Huppacher erhielt deßfalls Ordonanz und da er vorgab, des Weges über die Berge unkundig zu sein, wußte er's so einzurichten, daß ihm Annele das Geleit geben mußte. Bangen Gemüths trat das Mädel die Wanderung mit dem wüsten Gesellen an. Es war der 12. Mai, der Vorabend jenes blutigen Himmelfahrtstages, da Wrede den Strubpaß eroberte.

Ein klarer, sonnenheller Frühlingsnachmittag lag über der Landschaft, die unser Herrgott wahrlich nicht mit so wundersamer Pracht ausstaffirt hat, damit der Mensch mit seinen Gräueln sie verunstalte! Die Dirne wanderte raschen Schrittes bergan, der Bursche schweigsam

hinterdrein. Als sie nach angestrengtem Marsche auf der Höhe des Joches ankamen, hing die Abendglut wie ein rother Schleier an den Zacken des Wendelsteins. Ein frommer Gedanke mochte durch Anneles Herz gehen; denn sie faltete die Hände, blieb eine Weile stehen und sah mit feuchtem Auge der untergehenden Sonne nach. Andere Gefühle aber regten sich in ihrem Geleitsmanne. Die Einsamkeit deuchte ihm günstig für Erreichung seiner unlautern Absichten, und Annele war auch so viel schön und reizend. Mit Entsetzen und Widerwillen entzog sie sich seinen Liebkosungen. Der Bursche aber ward zudringlicher, um so mehr sich die arme Dirne wehrte. Seine kräftigen Arme umschlangen sie und ihr Hilferuf widerhallte machtlos an den starren, herzlosen Felswänden. Da nahm sie in der Herzensangst alle Gewalt zusammen. Als wäre plötzlich ihr schwacher Arm gestählt, so entwand sie sich mit einem Rucke den Händen des Drängers und — wie mit geflügelten Sohlen — rannte sie die Wieshalde entlang, dem Steilrande des Berges zu. Aber — da ging plötzlich die Felswand senkrecht ab, — vor ihren Füßen gähnte eine tiefe dämmernde Schlucht, das Rauschen des wilden Bergwassers klang von der endlosen Tiefe herauf und — kein spannbreiter Vorsprung, der auch nur einer Gemse gerecht gewesen wäre zum Niederklettern! Händeringend lief sie den Felsenrand entlang,

ihr Haar flog aufgelöst im Winde, — der Bursche folgte ihr auf der Ferse; — schon war er ihr auf Klafterlänge nahe, — schon streckte er seine Hand aus um ihr flatterndes Gewand zu erhaschen, — — da klang es leise und bebend von ihren Lippen: „Spring runter, Annele, 's thut nit weh!“ — und sie breitete die Arme aus wie damals, als sie über die Flammen wegsprang, und — ein dumpfer Fall, — ein schwacher Schrei — drang aus der finstern Tiefe empor; dann rauschte das wilde Bergwasser wieder, als wäre nichts geschehen!

Bleich, athemlos, von furchtbarem Schrecken gelähmt, stand der Huppacher am Rande der Kluft; — schier, daß es ihn nachzog in die grausige Tiefe, auf deren Grund das schöne Annele zerschmettert lag. Als ihn das Gewissen aufgerüttelt hatte, trieb es ihn fort von dieser Stelle des Schreckens. Er irrte in den Bergen umher, zwei Tage und zwei Nächte lang, verstört, unstät, flüchtig, bis er einem bayrischen Streifoffizier in die Hände fiel und als Ausreißer vor's Kriegsgericht kam. Desselbigen Abends ward er füsilirt. Vorerst aber gestund er in bittrer Reue, wie er um Anneles willen den Tod verdiene und damit seine Schuld zu sühnen hoffe. —

Das ist die Geschichte vom schönen Annele auf dem Hinteracher-Hofe. —

Fentsch.

Im Volkstone.

I.

Mägdleins Klage.

Steht der Wald im Laube dicht, —
  Vöglein, singe leise! —
Weiß mein fernes Schätzel nicht,
Wie mein Herz vor Kummer bricht,
  Daß es fort mußt' wandern,
    Ja wandern!

Wird das Laub so gelb im Wald, —
  Vöglein, singe leise! —
Weht der Wind hindurch so kalt;
Kommt mein Schätzlein noch nicht bald,
  Ach so kommt er nimmer,
    Ja nimmer.

Bleibt er wohl in fremder Stadt, —
  Vöglein, singe leise! —

Wo er eine Liebste hat,
Die er nun an meiner Statt
  Darf von Herzen lieben,
    Ja lieben!

Liebt sie dich von Herzen sehr; —
  Vöglein, singe leise! —
Schau' mein Aug von Thränlein schwer,
So wie ich liebt keine mehr,
  So viel treu und reine,
    Ja keine!

II.

Treue um Treue.

Das war die Maid vom Grafenschloß,
  Die kam zu Wald gegangen.
Es glänzten ihre Aeugelein
Als wie zwei blaue Veigelein,
  Wie Kirschen ihre Wangen.

Der Jäger zog zum Birschen aus,
  Das Rehlein stund im Schlage.
Er ging den gleichen Steig entlang,
Und wie er pfiff, und wie er sang:
  Die Jungfer stund am Hage.

„Willkommen, Schönste, gottwillkomm',
„Du Holde und du Feine!"
Er nahm sie bei der weißen Hand:
„Dieweil ich noch kein Liebchen fand,
„Sei du, o Schatz, das meine!"

Ein junges Herz und eins dazu,
Die finden sich behende!
Und aber — kaum ein kurzes Jahr,
Da war's mit seiner Liebe gar;
Das Mädel rang die Hände.

Und aber — kaum ein kurzes Jahr,
War auch ihr Gram verschwunden.
Die Liebe bricht kein Dirnenherz,
Sobald ein Zweiter anderwärts
Als Liebster sich gefunden!

III.

Liebesglück.

Lieb's Mägdlein, du feines, so schlank wie ein Reh,
Mit Augen so blank, wie die Fischlein im See;

Ei Schätzlein, ich glaub' wohl, du hast mich behext,
Daß mir nun die Lieb wie ein Blumenbeet wächst;

Daß mir nun in's Herz dringt dein lieblich Gered,
Wie Waldvöglein-Lied, wann der Frühling aufgeht!

Ich hab' mich besonnen, nun ist es mir klar:
Wir taugen zusammen auf's Aug und auf's Haar!

Zwei Sternlein am Himmel, zwei Röslein am Hag, —
Mein Herz und das Dein' sind vom selbigen Schlag!

Zwei Quellen, zwei Bächlein, die rinnen selband,
Es scheidet ihr Wasser kein Mensch voneinand'.

Und nisten zwei Schwalben erst unter dem Dach,
So hol ich dich heim in mein bräutlich Gemach!

IV.

Wanderschaft.

Und will's dein Vater nicht leiden,
Daß ich dein Liebster bin,
So wandere ich in die Fremde
Ueber Fluß und Bächlein hin.

Herr Vater und Frau Mutter,
Nun gebt mir Reisegeld,
Ich will mein Glück versuchen
In der weiten, weiten Welt!

In die Fremde will ich wandern,
In's fernige, welsche Land;
Dann soll dir ein Brieflein künden,
Daß ich keinen Schatz mehr fand.

Meine Fingerlein sind die Federn,
Grün' Waldlaub das Papier,
Meine Zährlein sind die Dinten,
Damit ich schreib' zu Dir!

Beim Wandern auf der Landstraß'
Hab' ich dieß' Liedlein erdacht,
Dieweil schon in jungen Jahren
Die Liebe mich fremd gemacht!

V.

Wechsel.

Ich fand mein' Schatz —
Es hielt der Frühling Hochzeit just,
Und kündete sein' Herzenslust,
Noch von der Brautnacht trunken,
In tausend Liebesfunken —
In Funken!

Die Zeit fliegt schnell!
Ach Gott, du kurzer Frühlingstraum!
Der Sommer rüttelt schon am Baum,
Die Blüthe fällt vom Aste,
Bald sitzt der Herbst zu Gaste —
Zu Gaste!

Es fällt der Reif.
Der Winter sucht die Herbergsruh,
Es seufzt der Schnee mir unter'm Schuh,
Mein Herzblut ist gefroren, —
Ich hab mein' Schatz verloren —
Verloren!

Fentsch.

Die arme Wittwe.

(Eine schwäbische Begebenheit.)

Ein Haus ist eingestürzt! Ihr seht's am Staube,
Der zu dem kaum erhellten Himmel steigt:
Ihr hörtet es am Donnerschlag! — Die Taube,
Die um die trümmervolle Stätte fleugt,
Nach ihren Jungen kreischt, die tief begraben,
Sagt euch, was Menschen mitzufühlen haben.

Ein Haus ist eingestürzt! Ein morsch Gebäude
Von mehr als hundertjährigem Bestand;
Noch gestern war's ein Sitz der Mutterfreude,
Die, was sie heut' erleben muß, nicht ahnt.
Da liegt's im Schutt bis auf den Grund zerfallen,
Und ringsum hört man Jammertöne schallen.

Auf, eilt, o helft! o rettet, Menschenschaaren! —
Du frägst: Wer hat den Unglücksraum bewohnt?
„Ein Weib mit Kindern in den ersten Jahren!
Vielleicht hat dennoch sie der Sturz verschont!

Es steht vielleicht im Grund noch eine Mauer:
Sie leben, wimmern noch im Todesschauer!" —

Inzwischen röthet eine Wintersonne
Den Platz, und tausend Hände regen sich:
Die Steine weichen; rüstig schafft die Frohne: —
Da fliegt ein Weib heran: „O höret mich,"
Ruft sie, „o meine Kinder! Laßt mich graben;
Ich will sie lebend, — meine Kinder haben!"

Und wie die Taube nicht vom Orte scheidet,
Sie will die Schnellverlornen wiederseh'n:
So auch die Mutter, die so namlos leidet,
Sie bleibt, und will nicht von der Stelle geh'n,
Bis sie die Kleinen heil zurückerhalten,
Sie wühlet kraftlos in des Schuttes Spalten.

Das arme Weib! den Taglohn zu verdienen,
War sie, die Wittwe, früh davon geeilt
In kalter Nacht, mit unverdroß'nen Mienen
Suchend das Brod, das sie zu Hause theilt;
Und kommt zurück, und kann es nicht erfassen,
Daß todt die sey'n, die sie daheim gelassen.

Sie hört die Kinder nach der Mutter rufen: —
O leerer Wahn! — doch dringt der Spaten vor,

Man naht sich jetzt des Hauses unter'n Stufen,
Das Inn're öffnet sich; es tritt hervor:
Hier ist die Stube: — aber Wände, Decken
Umschirmen sie nicht mehr — welch neuer Schrecken!

Herabgestürzt liegt das Gebälk am Boden,
Und wehrt dem Fußtritt, wenn er vorwärts dringt;
Laut spricht die Menge: Zählt sie zu den Todten,
Die sind schon, wo der Engel Lied erklingt:
Allein nicht eher schweigt der Mutter Jammer,
Als bis die Schaufel vordringt bis zur Kammer.

„Dort hab' ich sie in letzter Nacht gebettet,
Dort schlummern sie, gewiß sie leben noch!
O schaffet, Männer! grabet, eilet, rettet!
Denkt eurer Kinder! helft, erbarmt euch doch!"
Und sieh, es bahnt ein Schacht sich rasch nach Innen,
Die Hoffnung winkt, die Kammer zu gewinnen.

Und als das Licht den tiefsten Raum erhellet,
O welch ein Schauspiel beut dem Aug' sich dar!
Die Balken brechend haben sich gestellet
Dort in ein Kreuz, und bilden wunderbar
Ein schirmend Dach über dem kleinen Bette,
Zwei zarter Kinder enger Schlummerstätte.

Ach, brich nicht, bangend Herz! da ruh'n die Kleinen,
Und Alles frägt: Sind sie doch unverletzt?
Sie liegen, als ob sie zu schlummern scheinen!
Umklammernd ein's das and're! — Aber jetzt,
Da durch den Schacht blickt freundlich-hell die Sonne,
Da weicht der Schmerz der höchsten Mutterwonne.

Denn Uli ruft: „mein Rößle," wie im Traume,
Und regt sich, schlägt die Augen auf, und schaut,
Und lächelt; denn er sieht an Bettleins Saume
Sein liebes Rößle steh'n, von Holz erbaut;
Die Mutter hatte ja mit Roß und Wagen
Das Kinderpaar des Nachts zu Bett getragen.

Und als der Knabe ruft, da lauscht die Menge,
Und Jeder hält besorgt den Athem an;
Die Mutter aber stürzt aus dem Gedränge,
Bis zu dem Bett der Kinder schrei'nd hinan:
„Mein Uli, Bertha! Herr des Tods und Lebens!
So war mein Müh'n und Hoffen nicht vergebens!"

Und mit den Beiden, die sie fest umschlingen,
Auf ihren Armen, kehrt das Weib zurück,
Und sinkt auf's Knie, und ihre Hände ringen
Sich auf zu Gott: — „Er lenket das Geschick,

Er gibt die Rettung, kehrt das Leid in Freude:
Mag stürzen ganz in Schutt jetzt das Gebäude!"

Indeß unschuldig steh'n in Volkes Kreise
Die Kinder, die nicht wissen, was gescheh'n;
Die Bürger eilen: Der bringt ihnen Speise,
Der will mit neuer Habe sie verseh'n:
Ergriffen von der armen Wittwe Lage,
Sorgt selbst der Landesfürst für ihre Tage.

Carl Fernau.

An ***

die mich für ihre dichterischen Versuche um Belehrung bat.

I.

Nach steiler Höh' auf mühevollen Wegen
Wo Stein und Dornen Ungemach bereiten
Und stets in Klüfte droht der Fuß zu gleiten,
Seh ich Dich, halb beherzt und — halb verlegen.

Mißtrauend mehr als Dir den bösen Stegen,
Und im Verlangen, rascher vorzuschreiten,
Streckst Du die Hand, als sollt' ich Dich geleiten,
Mit holder Anmuth freundlich mir entgegen.

Die Freude macht, daß wir uns selbst vergessen.
Kaum daß ich Dich zu führen mich vermessen
Und Deiner Finger Spitzen nur berühret:

Seh ich die bunten Schwingen Dich entfalten,
Und mich, der ich vermeinte, Dich zu halten
Durch Dich mit Dir in's Aethermeer geführet.

II.

Doch wie ich oft in leichtbeschwingten Träumen
Vernahm, vom leisen Flügelschlag getragen,
Gleich dem Propheten in dem Feuerwagen
Tief unten Wälder rauschen, Wogen schäumen;

Und wie ich dann von goldner Wolken Säumen
Mich an den harten Boden fand geschlagen
Und mit getäuschter Thorheit eitler Klagen
Umschaute nach den froh durchflog'nen Räumen:

So sah ich plötzlich, mit des Blitzes Schnelle,
Geworfen mich zu der verlaß'nen Stelle;
Dich aber schweben in die lichte Ferne.

Und wie ich fortan vorwärts geh' und klimme,
Folg' ich dem Klange nur von Deiner Stimme
Und Deiner Augen hellem Doppelsterne.

Licht und Liebe.

Es treten Wolken vor den Glanz der Sonnen
Und Nebel sieht man dichte Schleier breiten,
Den neid'schen Mond verfinsternd vor sie schreiten,
Die Nacht austrocknen ihres Lichtes Bronnen.

Ein Blick von ihr: und alles ist zerronnen,
Die Nacht und Finsterniß und Dunkelheiten;
Es strömen neu gewohnte Seligkeiten
Des Strahlenthaues unnennbare Wonnen.

Und wenn nun Augen voll des wärmsten Lichtes
Sich streng den unsrigen und kalt entziehen,
Als wollten sie uns nöthigen zu fliehen:

Gedenken wir des Sonnenangesichtes
Und hoffen, daß selbst hinter Pallas Schilde
Sich flüchtig nur verberge Güt' und Milde.

Ernst Förster.

Herakles auf dem Oeta.

Halt' aus! Und ob's wie fressend Feuer auch
Bis an's Gebein dir zehrt; dies ist das letzte,
Was du zu dulden hast; halt' aus mein Herz!

In Qualen noch des Todes preis' ich dich,
O Vater Zeus, Erhabner; denn ich weiß,
Du hast dem Sohne, dem in Sterblichkeit
Geborenen, auch dies zum Heil verordnet;
Und ziehst durch Leid und Hitze den du liebst,
Weil er dich sucht, in deine Klarheit nach.

Aus eitel Kampf und Mühsal webtest du
Mein irdisch Loos, und wie des Ringers Stunde
Am Tag des Spieles ging mein Leben hin.
Hab' ich vom Aufgang bis zum Niedergang
Den Erdkreis nicht bewandert? Hab' ich nicht,
Der nackte Mann, gerungen bis auf's Blut
Mit all der Riesenbrut der schwangern Wildniß,
Die, aufgequollen aus dem Element,

In trotz'ger Urkraft jeder Sühnung lachte,
Bis diese Sehnen ihre Wuth erdrückt?
Hab' ich nicht deines Himmels stolz Gewölb
Getragen auf den Schultern hier und bin
Hinabgestiegen zu den Pforten drunten
Der ew'gen Nacht, daß ich den Wächter dort
Mit meiner Hand, den grimmen, bändigte?

Nicht reut der Arbeit mich. Im Schweiß des Kampfes
Wuchs in der Brust der Kühnheit Blüthe mir,
Des Harrens Muth und meiner Glieder Kraft
Ward wie geschmiedet Erz. Doch preis' ich dich
Um Größeres. Denn wo die Brüder mir
Trostlos verzagten oder eingehüllt
In dumpfem Trotz unwillig nur dem Schicksal
Wie einer maßlos fremden Macht sich beugten,
Da gabst du mir's, durch alles Irrsals Graus
Das Walten deiner Segenshand zu ahnen;
Und immer, wenn ich der gewalt'gen Noth,
Der unbeugsamen, fest in's Auge blickte,
Zuletzt erkannt' ich in den strengen Zügen
Dein Antlitz doch, o Vater, wie's auf mich
Auch so Verheißung lächelnd niedersah.

Heil mir! Denn wieder wie durch Schleier seh' ich's
Zu dieser Stunde. Horch, schon rollt, schon rollt

Um Oeta's Gipfel aus entwölktem Blau
Dein naher Donner Gnade kündend her,
Und winkend zuckt wie Adlers-Flügelschlag
Dein Blitz herab. Hab Dank, hab Dank, es lodern
Um mich die Scheiter; über, unter mir
Schlagen der Lösung Flammen jauchzend auf;
Und wie das Staubgeborne endlich, endlich
Gleichwie ein mürb Gewand herniederflockt,
Trägt mich des Rauches blühend Goldgewölk
Hinauf, hinauf zu dir, und schauernd trink' ich
In deinem Odem, der von Oben mir
Begegnet, Jugend und Unsterblichkeit!

Emanuel Geibel.

Der Epheu.

Sag an, was macht so theuer
Und innig dem Gemüth
Den Epheu am Gemäuer
Ob er auch nimmer blüht?

Es ist sein innig Ranken
Am alternden Gebäu,
Ob auch die Mauern wanken
Fest hält doch seine Treu.

Es ist sein Grünen immer
In trüber Winterzeit
Der süßen Hoffnung Schimmer
Im schweren Herzeleid.

So ist er mir geblieben
Und rankt sich in mein Herz
Ein Bild vom treuen Lieben
Und Hoffen auch im Schmerz.

Des Herrn Wort.

Des Herren Wort ist eine Saat
Hinaus gestreut in's Menschenleben,
Die, wenn sie reift mit Gottes Gnad,
Dem Herzen kann den Himmel geben.

Es ist ein endlos tiefer Schacht,
Doch soll der Schatz darin Dich laben,
Dir zeigen seine Himmelspracht,
Mußt du mit Fleiß und Liebe graben.

Es ist ein feurig blankes Schild,
Auf dem sich schwarz die Sünden malen,
Aus dessen tiefem Grunde mild
Auch Liebe und Versöhnung strahlen.

Es ist ein endlos reicher Quell,
Aus dem viel hundert Bäche fließen,
An deren Wassern rein und hell
Des Lebens schönste Blumen sprießen.

Es ist ein reines Himmelslicht,
Das in des Lebens Nacht und Grauen
Gleich einem Strahl aus Wolken bricht
Und leitet uns auf lichte Auen.

Es ist ein theures festes Pfand,
Von Gottes treuer Vatergüte
Durch seinen Sohn herabgesandt
Zum Trost dem zagenden Gemüthe.

Und was auch eitle Thorheit spricht,
Fest will ich an dem Pfande halten;
Es bleib mein Schild, mein Schatz, mein Licht
Und seine Kraft wird nie veralten.

L. v. Gombart.

Gasele.

Sieh, die Holde wallt hernieder wie die Sonne hehr erwacht;
Poche leiser Herz, und alle Seelenaugen habet Acht:
Unter weißem Halmenhute, sanft verschlungen zu dem Kranz
Um der Stirne freie Wölbung ruht der Locken dunkle Pracht;
Auf der Wangen weichen Formen, hingehaucht auf Blüthenschnee,
Strahlt die keusche Gluth des Morgens, rosenroth und hold entfacht,
Ihrer Augen dunkle Flammen leuchten kühn und zauberhaft, —
Unergründlich tiefe, süße, träumerische Sternen-Nacht!
Von den Lippen gleiten Worte, Harfenlaute, süß und rein,
Wundertönig, herzenrührend mit der Sehnsucht süßer Macht;

Ihres Busens Wellen küssen sanft des Kleides Blumen-
saum,
Und sie steigen und sie sinken mit den Seufzern leis
und sacht;
Prächtig wallt um edle Glieder, reich, in Falten ihr
Gewand,
Mit dem stolzen Wuchse streitet um den Preis die stolze
Tracht;
Wo sie wandelt, wo sie weilet, fliegen ihr die Herzen zu,
Ob sie sinnend schweigt, ob redet, ob ihr Mund hold-
selig lacht;
Ja, sie lenkt geheime Kräfte: willig ihrer Zauberhand
Steigt des Edelfalken Schwinge ihr zum Preis empor
zur Schlacht;
Und dieselben Hände dämpfen wieder seiner Triebe Gluth,
Und er hält auf ihrer Schulter gleich der Taube fromm
die Wacht;
Mit der Schönheit Strahl und Waffen weckt und sänf-
tigt sie das Herz, —
Schöne Heldin, nimm das Opfer, das ein Dichter dir
gebracht!

Karl Ludwig Graul.

Agnes.

I.

Die Nachtsee rauscht, der Spätwind sang
Um's hohe Schloß am Meer.
Schön Agnes, was bist so bleich und bang,
Was weinest Du so sehr? —
Meerkönig fährt auf weißem Schaum
Hoch über die dunkle Flut.
Schön Agnes, was wälz'st Du Dich im Traum,
Was wallt Dein junges Blut? —

Wie standest Du stolz im Frauenkreis,
Ein königlicher Schwan,
Kein Sänger noch Ritter kühn und heiß
Hat je Dir's angethan —
Dem fremden Helden nur gabst Du Dank,
Wie flüsterten die Frau'n,
Seine Wange so bleich, sein Wuchs so schlank,
Sein Auge voll süßem Grau'n.

„Prinzessin, Ihr spottet der Ritter stolz
Und sehnt nach Geistern Euch.
Schön Agnes in Euren Augen schmolz
Mein ganzes blaues Reich —
Und ging mein Leben in Stürmen hin,
In flutenden Oeden weit,
Dein Auge bändigt den rauhen Sinn,
Macht rauschen die Einsamkeit. —

Versunkene Flotten im Mondesglanz
Auftauchen aus Todesruh —
Meine Schwestern die Winde im Wirbeltanz
Singen und spielen dazu;
Meine Mutter hat Wetter in ihrem Schooß
Und Perlen und Edelgestein —
Meine Geistermacht und mein Geisterschloß
Soll alles Dein eigen sein!" —

Und sein Wort wie Wellen im Abendwind
Klang rauschend bald und weich,
In seinem Arm das Königskind
Ward rosig und ward bleich.
Wo ist nun Dein feiner Ritter, wohin?
Er schwand im Nebelflor —
Was ist zum Tod betrübt Dein Sinn?
Meerkönig Dich erkor. —

Steh auf, steh auf — seine Stimme ruft:
Schön Agnes Du bist mein!
Und es wogt herauf in der blassen Luft
Wie Wellen im Mondenschein,
Die Nachtsee rauscht, der Spätwind sang
Um's hohe Schloß am Meer. —
Schön Agnes suchten sie mondenlang
Und fanden sie nicht mehr. —

II.

Die Wogen ruh'n, und die Lüfte blau'n,
Weit tönet der Ostergesang.
Mit weißem Haare Männer und Frau'n
Wallen zum Kirchengang.
Ihr Blumen und Todten sollt aufersteh'n,
Für Euch floß Gottes Blut! —
Und es lauschen der Kunde hoch oben die Höh'n,
Tief unten die schweigende Flut. —

„Schön Agnes, was trübt Dein Auge klar,
Du Königin der See?
Hier welkt keine Blume, hier bleicht kein Haar,
Hier fällt nicht Thau noch Schnee. —

Laß droben läuten den Glockenklang,
Dort wechselt Schwinden und Blüh'n —
Schön Agnes, sei nicht so stumm und bang,
Meine Liebe kann nie verglüh'n."

„Ich bin nun bei Dir sieben Jahr
In Ehren und in Treu,
Keine Trauer trübte mein Auge klar
Und keiner Thränen Reu —
Keine Sehnsucht war so schwer und tief
Wie meine Liebe so groß —
Meine Seele alles vergaß, verschlief
In Deinem grünen Schooß.

Doch heut schwand all meine Ruh in Qual,
Weiß nicht, wie mir gescheh'n;
Meine alten Eltern nur einmal
Möcht ich noch wiederseh'n —
Nur einmal noch an dem Altar
Der Heimath möcht ich knie'n —
Dann bleib ich gern noch siebenzig Jahr,
O König laß mich zieh'n."

„Schön Agnes, wie kannst Du klagen so,
So reich in unſ'rer Pracht,

Wer soll Deine Kinder singen froh
Und wiegen bei der Nacht?
Schön Agnes, weine und klage nicht,
Zwei Stunden sollst Du han,
Deine Mutterliebe ist Dein Gericht,
So fahre zum Licht hinan!" —

Die Lüfte blau'n und die Wogen ruh'n,
Die Orgel rauschet mild,
Da wandelt in Sonnen auf Geisterschuh'n
Ein todtenhaftes Bild. —
Die Bäume und Blumen neigen sich all
Und die Halmen schmiegen sich weich,
Im Fliederbaum eine Nachtigall
Begann zu schlagen sogleich. —

Und sie wandelt hinab zum offnen Thor
Durch schweigende Beterreih'n.
Mutter und Vater knien am Chor,
Der strahlt im Kerzenschein.
Da nahte sie hehr und geisterschön,
Platz machen die Andern still —
Den Eltern die Augen übergeh'n
Und das Herz fast brechen will. —

Schön Agnes erstand vom blassen Tod,
Lobsingt dem Herrn in der Höh! —
Und kämst Du wieder aus Schand und Noth,
Wir theilen nun all Dein Weh!
Und es hallet hinaus der Jubelchoral
Zu den Höhn und hinab zum Meer;
Seekönig saß im blauen Saal,
Schön Agnes kam nimmermehr.

III.

Das Spätroth glomm, im blassen Duft
Felsen und Zinnen stehn,
Drunten die Schleier in nächtlicher Luft,
Droben die Fahnen wehn.
Drinnen bei Kerzen am goldnen Mahl
Rauschen die Harfen weich,
Draußen im silbernen Mondenstrahl
Rauschen die Brunnen zugleich.

Schön Agnes saß — ein Heiligenbild
Wie aus einer anderen Welt —
Zwischen den Eltern lächelnd mild,
Deß freute sich manch ein Held.

Gesühnt mit Gottes Leib und Blut
Ist sündiger Jahre Weh,
Gebeugt der Seele stolzer Muth,
Vergessen die blaue See.

Da wandelt sie ein Dürsten an
Nach Wasser nicht, noch Wein.
Was hat es ihr plötzlich angethan
Wie Zauber und Herzenspein?
Und ein Wunderapfel roth wie Blut
Fiel in Agnes Schooß herab.
„O werft den Apfel gleich in die Glut,
Sonst öffnet sich mein Grab!"

Und der Apfel zischte im Feuer kaum,
Meerkönig stand im Saal —
Sein Bart so weiß wie Meeresschaum,
Seine Stirn wie Wetterstrahl —
Und rauschend wild seine Stimme klang
Wie donnernde Braudung hohl,
Bald weich wie ferner Wandergesang
Und rührendes Lebewohl. —

„Schön Agnes willst Dich scheiden nun
Auf ewiglich von mir.

Was soll ich mit unsern sieben Kindern thun,
Sie schluchzen und lallen nach Dir.
Wir haben getheilt ein mächtig Reich,
Die Kinder sind gleiches werth — —
Drei für jeden, das siebente gleich
Theilen wir mit dem Schwert!"

„Halt ein Meerkönig — Gemahl halt ein,
Und willst Du tödten mein Kind,
Viel lieber will ich Dein eigen sein
Auf ewig bei Nacht und Wind!"
Das Spätroth glomm — in blassem Duft
Felsen und Zinnen stehn —
Schön Agnes in grüner Meeresgruft
Ward nimmermehr gesehn. —

Julius Große.

Bilder und Sprüche.

I.

Ich streu' aus voller Hand des Kornes goldnen Regen
Und lock' die Hühner her; wie wimmelts mir entgegen!

Es flattert von dem Zaun, es flattert aus der Tenne,
Mit hellem Schrei noch ruft der Hahn die letzte Henne.

Bald rauscht vom Nachbarhaus herab ein Schwarm von Tauben.
Welch fröhliches Gewühl, wie picken sie und klauben!

Der Sperling unterm Dach erschmeckt es auch im Nu,
Und mit ihm fliegen Fink und Ammer traut herzu.

Die Ratte hinterm Stall lugt auch und spitzt das Ohr,
Und aus der Scheuer huscht die Maus mit ihr hervor.

So regt sich rings umher ein harmlos lustig Leben.
Empfangen, welch ein Glück! Doch welche Lust erst: geben!

II.

Wie dein Gemüth gestimmt, so tönen dir die Glocken,
Du hörst sie trauern heut', hörst morgen sie frohlocken,
Bald dumpf, wie Sturmgeheul, wie Grabgesang so kläglich,
Bald wieder hell und klar: hochzeitlich, feiertäglich.

III.

Geduldig laß die Frühlingswinde stauben,
Die Büsche zausen und die Bäume rütteln.
Soll sich der Wald, der Garten jung belauben,
Müssen sie ab die dürren Blätter schütteln.

IV.

Wenn ich düster um mich seh,
Klagt mir Alles Leid und Weh;
Sind mir Herz und Augen sonnig,
Lacht die ganze Welt mir wonnig.

V.

Mühsal findet Jeder
Unterm Mond genug,
Ob er führt die Feder
Oder lenkt den Pflug:
Rührig denn und munter durch:
Zeil um Zeile, Furch um Furch'.

VI.

Mit schwerem Hammer kannst du schnell den Stein durchklopfen,
Langsam vermag es auch der leichte Wassertropfen.

VII.

O Glück, wie bist du voller Launen:
Dein Liebling schläft in Eiderdaunen;
Doch, wem du grollst, der liegt auf Stroh,
Und wird auch nicht im Traume froh.

VIII.

Ein falbes Epheublatt im Buch,
Ein Löckchen Haar, ein kurzer Spruch:
Daran hält die Erinnerung
Die alten Freunde frisch und jung.

IX.

„Sag, was ist Poesie?" Der Erde schönster Traum:
Auf ödem Haideland ein Frühlingsblüthenbaum,
Den Wipfel hoch umschwebt von froher Vögel Chor,
Und tief den Stamm umwebt von duft'gem Blumenflor.

X.

Nichts ist so kümmerlich, so kleinlich und so kläglich,
Das nicht Humor und Witz dir machten noch erträglich.

XI.

Der Schadenfreude verbirg dein Leid,
Und aber: verbirg dein Glück dem Neid,
Verschweig dein Sehnen und dein Sorgen,
Und du bleibst still in dir geborgen.

XII.

Wie die Knaben einst gespielt,
Werden sie als Männer schalten,
Und wer hoch im Scherz gezielt,
Wird im Ernst noch höher halten.

XIII.

Wähle dir zum Freund den Ernst,
Nur ein Gast sei dir der Scherz;
Daß du würdig tragen lernst:
Erdenlust und Erdenschmerz.

XIV.

Nur nicht in Thränen um dich schau,
Da scheint dir Erd' und Himmel grau,
Siehst keine Blumen, keine Sterne,
Herbstneblig Alles nah und ferne.

XV.

Argwohn ist ein schlimmer Gast,
Gönn' ihm auch nicht kurze Rast;
Wo der herbergt, zieh'n im Haus
Alle guten Geister aus.

XVI.

Alt wirst du nicht durch Menschenkunst,
Ein graues Haupt ist Himmelsgunst;
Doch jung an Herz und Geist zu bleiben,
Die schöne Kunst magst du betreiben.

XVII.

Schön ist die Blüth' am Baum, doch nach des Frühlings Flucht
Viel schöner noch im Herbst die zeit'ge gold'ne Frucht:
Den blüh'nden Jüngling schau ich wohlgefällig an,
Doch mit noch größ'rer Lust den lebensreifen Mann.

XVIII.

Das Glück ist ein vergrabner Schatz,
Nur einem Sonntagskind beschert;
Und trifft ein Zaubrer auch den Platz,
Das Kleinod bleibt ihm doch verwehrt.

XIX.

Geduld! Was ist Geduld? „Es ist ein gläubig Neigen,
Ein liebend Tragen und ein hoffend Stilleschweigen."
Und sonst ist der Geduld auf Erden nichts beschieden?
„Mit Gott und mit sich selbst und mit den Menschen
Frieden."

XX.

Auswendig in der Schul' lernst du den Spruch verständig,
Inwendig macht ihn erst Erfahrung dir lebendig.

Auswendig hab' ich leicht gelernt in jungen Jahren,
Inwendig, da ich alt, die Wahrheit schwer erfahren.

Friedrich Güll.

Die Liebe.

Vom Himmel fällt der Thau, der auf die Rose schließt,
So fällt die Liebe auch, die in das Herz sich gießt.

Die Liebe ist der Thau, die gräbt in's Herz sich ein,
Dem Wassertropfen gleich, der höhlt den Marmorstein.

Vom Berge stürzt der Quell, der glänzt so wunderbar,
So glänzt das Aug der Liebe, nah' dem Brautaltar.

Die Liebe ist der Quell, der nie in uns versiegt,
Der uns vom Erdenschooß in schön're Träume wiegt.

Den Blumen folgend rinnt zum Thal hinab der Bach,
So folgt der Treuen Lieb' des Lebens Wonne nach.

Die Liebe ist der Bach, sein Wasser ist Krystall,
Drin sich des Himmels Antlitz spiegelt überall.

Zum Strome wird der Bach, dann mehrt sich seine Kraft,
So wächst die Liebe auch heran zur Leidenschaft.

Die Liebe ist der Strom, sein starker Wellenschlag
Zerstört der Jahre Bau gar oft an einem Tag!

Kein Lüftchen rauscht, still liegt vor mir der See,
So liegt die Liebe still, beglückt in deiner Näh'!

Die Liebe ist der See, still nur soweit du siehst,
Indeß in seiner Tief ein wilder Strudel ist.

Der Perlen viele birgt der finst're Meeresgrund,
So birgt der Freuden viel ein Kuß von deinem Mund.

Die Liebe ist das Meer, sein Grund ist nicht zu schau'n,
Doch magst du sicher ihm im Sturme selbst vertrau'n.

Ludwig v. Hagens.

Der Anfang des siebenten Kreuzzuges durch Raimund von Majorka.

Mehr als anderthalbhundert Jahre waren seit dem ersten Kreuzzuge verflossen, als Ludwig der Heilige die Stände des Reiches in Paris versammelte, um mit ihrer Zustimmung den sechsten großen Heereszug gegen die Saracenen vollenden zu können (1267). Als er hier das Kreuz zum zweitenmale nahm, betheuerte er, auch wenn Alle ihn verließen, wollte er ganz allein hinziehen, um das Leben zur Eroberung des heiligen Landes zu opfern.

Ein gerechter König, der von seinem Volke geliebt wird, vermag viel. Ludwigs Begeisterung ging, wenn auch zögernd, auf die Nation über. Die Rüstung von zwei Jahren schwächte sie nicht. Man konnte am Erfolge nicht zweifeln. Der Plan des Zuges war die Frucht einer langen Kriegserfahrung. Man mußte vor Allem von Afrika her Sicherheit haben, wenn man im Oriente bleibend Sieger sein wollte. An der Stelle des alten Karthago hatte

sich Tunis erhoben. Hier und in Egypten mußte erst das Kreuz sicher gepflanzt werden, wenn es nicht in Jerusalem unaufhörlich bedroht sein sollte. Dazu ward der Zug über Tunis beschlossen.

Der Sommer des Jahres 1270 führte das Christenheer nach Sicilien und von da gegen Tunis. Wer hätte der schönen Flotte des Königs, als sie die Gestade Europa's verließ, nicht den glänzendsten Sieg verkündet! Die besten Schiffe Genuas trugen die besten Krieger Frankreichs. Die Waffen der Gegner konnten gegen die Zahl und Ordnung des christlichen Heeres nichts vermögen.

Aber es gab noch andere Waffen, denen kein Heldenmuth trotzen konnte. Viele der Edelsten starben am Fieber. Ludwig der Heilige erlag am 25. August 1270 den Angriffen der afrikanischen Seuche.

Dieser Schluß des edelsten Heldenlebens, das je zum Waffendienste des Kreuzes sich hingegeben hat, mußte tiefe Erschütterung an die Stelle der Begeisterung treten lassen.

Niemand konnte an die gerechte Sache des Christenthums glauben, ohne zum Verlangen nach einem bessern Kampfe hingedrängt zu werden. Es konnte nicht der Wille Gottes sein, daß die Waffen von Stahl und Eisen den Christen Sieg brächten.

Das fühlte der Heldenkönig selbst, als der Tod ihm nahte, und sprach es aus. Mit sterbender, aber ver-

nehmlicher Stimme wiederholte er öfters die Mahnung: „Laßt uns um der Liebe Gottes willen Sorge tragen, daß in Tunis unser heiliger Glaube verkündet und aufgenommen werde. Großer Gott! Wer wird sich finden, der ihnen das Evangelium predigt!“

Das war das Kriegstestament des heiligen Ludwig. Es war zugleich die Einladung zu einem neuen Kreuzzuge, der mit bisher wenig versuchten Waffen geführt werden sollte. Darf man das wehrlose Bemühen gläubiger Männer, die Vorurtheile der Muslimen zu vernichten und dem Könige des Himmels auf dem Boden des menschlichen Gemüthes sein uraltes Herrscherrecht zurückzugeben, mit den Kämpfen der christlichen Ritter in Eine Reihe stellen, so ist dieses Unternehmen der siebente Kreuzzug. Es ist ein Kreuzzug der Intelligenz, dem die natürliche Verständigung vorangehen mußte.

Bisher waren sich Christen und Muslimen trotz der vielfältigen Berührungen geistig wenig nahe gekommen. Man denke nicht, daß die christlichen Niederlassungen in Palästina, Moabitis, am Libanon an der phönicischen Küste und in Syrien eine gegenseitige Vertrautheit mit dem innern Geistesleben hervorbrachten. Gerade die Menge dieser Christenburgen hinderte das Eingehen in den Geist des Orients. Von Tripolis wanderte man im Sommer auf die Schlösser am Libanon; die Edelfräulein machten

hie und da an schönen Tagen in gehöriger Begleitung ihre Ausflüge, aber die schmutzigen Beduinen in ihrem Dichten und Denken kennen zu lernen fehlte Lust und vielleicht die Möglichkeit. Das Innere der Nationalität blieb unerforscht und was an den Schulen und Moscheen im weiten Umkreise des Islam gelehrt ward blieb ein Geheimniß. Auf der andern muslimischen Seite begnügte man sich damit einige Kenntniß von der orientalischen Kirche zu besitzen, aber von den geistigen Schwingungen, die um einen Bernhard oder Franz von Assisi her sich zeigten, hatten selbst die Gebildetsten keine Ahnung. Unübersteigliche Vorurtheile lagen zwischen den Muslimen und Christen auch wo sie nahe zusammenwohnten. Selbst bei solchem Zusammenleben, wie es in ruhigen Zeiten in Spanien war, blieb man doch gerade im Religiösen sich unbekannt. Die enge Nachbarschaft hebt die religiösen Vorurtheile nicht auf. Ganz nahe wohnten in mancher mittelalterlichen Stadt die Juden um ihre Synagoge her neben den Christen und doch trug man sich gegenseitig mit fabelhaften Sagen von den Uebungen der Religion.

So läßt es sich recht wohl erklären, daß das Innere des Islam geheimnißvoll verschlossen blieb, obwohl die ganze Küste von Phönicien mit europäischen Niederlassungen besetzt war.

Wenige gingen so weit, die Sprache zu lernen, in welcher die Muslimen beteten, lehrten und disputirten.

Erst zur Zeit des heiligen Ludwig wurden diese Schranken durchbrochen. Aus dem Dominikanerorden, welcher damals in der Kraft der Erstlingsbegeisterung blühte, gingen viele eifrige Männer hervor, welche sich die Bekehrung der Muslimen zur Aufgabe machten.

Doch keiner kam an Tiefe, an Gründlichkeit der Vorstudien, wie an Rührigkeit dem philosophisch gebildeten Raimund von Majorka gleich.

Bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre — etwa 1265 — hatte der Beruf, ein Verkünder des Evangeliums unter den Saracenen zu werden in ihm geschlummert. Während er das Amt eines Seneschalls am Hofe des Vicekönigs von Majorka verwaltete, kümmerte ihn der Zustand der Muslimen nicht. Als er aber angefangen hatte Mitleid mit seinen eigenen Verirrungen zu fühlen, empfand er es auch gegen die Saracenen.

Nachdem er mit großem Ernste alles Weichliche von sich gelegt hatte und ein Jünger des heiligen Franz von Assisi, dessen Orden damals blühte, geworden war, rüstete er sich nicht nur selbst zu dem apostolischen Unternehmen, sondern suchte auch bleibende Anstalten zur Fortsetzung desselben im größten Maaßstabe zu gründen. Der letzte Wunsch des heiligen Ludwig war in seine Seele eingegangen und wirkte von da aus auch auf Könige. Seiner lebhaften Anregung Folge leistend errichtete Jacob, König

von Arragonien, zehn Anstalten zur Ausbildung solcher Männer, welche das Arabische zum Zwecke der Glaubensverkündung lernen sollten.

Raimund machte sich mit der genannten Sprache vertraut und vertiefte sich zugleich in philosophische Studien. Es mußte ihm bekannt sein, daß an den Schulen des Islam die Bücher der griechischen Philosophen studirt und mit gewissen Aenderungen deren Lehren eingeübt wurden. Aus dieser Rüstkammer stammten die stärksten Waffen, welche der Islam dem Geiste des Christenthums entgegenzusetzen hatte. Darum suchte Raimund einen Standpunkt über jenen Theorien zu gewinnen. Er bildete ein neues System, an dessen unbesiegbare Ueberzeugungskraft er fest glaubte. Er nannte es die große Kunst des Erkennens und zweifelte nicht, daß durch die Annahme derselben die christlichen Schulen alle Gegner des Glaubens überwinden würden.

Die Art, wie er von seinem Systeme gegen den Islam Gebrauch machte, ist in mehreren Schriften von ihm dargelegt, auf besondere Art in einem Buche, welches dem letzten Decennium seines Lebens angehört.

Als der unermüdete Verkünder der christlichen Wahrheit nahezu am Ende seiner Laufbahn angekommen war (1307), verfaßte er, 72 Jahre alt, eine Schrift zur Vertheidigung des Christenthums, welche sich ebenso durch

seltsame dramatische Einkleidung wie durch den Adel hoher Milde auszeichnete. Er hatte, so scheint es, ein Lesepublikum im Auge, welches ihm auf den trockenen Wegen der abstrakten Erörterung von allgemein zugestandenen Principien nicht gefolgt wäre und noch weniger Geduld gehabt hätte, die Einwürfe abzuhören, die vom Standpunkte des Judenthums, des Islams wie der allgemeinen Vernunft gegen den christlichen Glauben erhoben wurden. Darum bekleidete er die Principien und Lehrsätze mit Fleisch und Blut, nach dem Vorgange arabischer Muster.

Aus dem Thore einer großen Stadt — wir müssen sie wohl nach Afrika in die Nähe des Atlasgebirges verlegen — treten an einem schönen Tage ein Rabbi, ein Scheich und ein christlicher Priester hervor, um im Freien zu lustwandeln. Harmlos gestimmt begrüßen sie einander auf's Höflichste und treffen in dem Wunsche zusammen, von der schweren Arbeit ihrer Studien auszuruhen. Sie sind schnell darüber im Reinen, daß sie miteinander dem nahen Walde zugehen und dort unter wissenschaftlichen Gesprächen rasten wollen. Dieses Kleeblatt zu vereinen war eine kleine Mühe, denn in manchen Städten Nordafrikas und Andalusiens bestanden die drei Religionen nebeneinander. Schwieriger war es, einen Stellvertreter der reinen Vernunft herbeizubringen. Doch Raimund

von Majorka durfte darauf rechnen, daß Reisen aus Wissensdurst in die fernsten Länder natürlich seien, weil sich Beispiele davon oft in Tunis und Kairo zeigten. Ein heidnischer Denker — wohl im innern Afrika — fühlt mit tiefem Schmerz das Oede seiner Weltanschauung. Ohne Glauben an Gott, an Auferstehung und Unsterblichkeit erschrickt er beim Gedanken an den Tod einerseits und an die Wonne der Welt andrerseits. Es drängt ihn, die Einsamkeit des Waldes zu suchen, um dort über die Räthsel des Daseins zu sinnen. Unter großen Kämpfen der Seele, die Raimund ausführlich schildert, kommt er gerade da an, wo die drei Gelehrten sich einfanden.

So sind die Gegensätze gehörig gegenübergestellt. Daß Raimund zu den Füßen der vier Wahrheitserforscher eine freundliche Quelle rieseln läßt, macht weder ihm noch dem Leser Schwierigkeit. Auch dieses gewährt man ihm gerne, daß er die Quelle mit Bäumen besetzt, aber ein halt! möchte ihm der Leser zurufen, wenn er gerade fünf Bäume, nicht mehr und nicht weniger, dorthin pflanzt. Diese fünf Bäume sind ihm eben schlechterdings unentbehrlich; sie müssen die Grundprincipien der Wahrheit darstellen und hiezu auch von ihren Blättern und Blüthen gar manches herleihen. Das Künstliche dieser Anordnung wird dadurch theils gemildert, theils aber

auch gesteigert, daß vor den Augen der vier erstaunten Männer eine herrliche Frau von wunderbarer Schönheit, hohem Anstande, prachtvoll gekleidet sich zeigt. Ein edles Pferd, das sie aus der Quelle trinken läßt, trägt sie.*) Diese majestätische Frau wird von allen Anwesenden mit Ehrfurcht begrüßt; es ist die Intelligenz. Ihr wird von allen gehuldigt und ohne Widerrede wird von ihr die Deutung der fünf Bäume mit ihren beschriebenen Blättern angenommen.

Durch dieses Mittel wird ein gemeinsamer Boden von Grundsätzen der Wahrheit gewonnen. Das Wissen, welches der menschliche Geist naturgemäß in sich trägt oder als allgemeinen Wiederschein der Weltwahrheit finden kann, ist gemeinsam anerkannt. Der Glaube soll als die Vollendung desselben erscheinen. Da er aber nicht als Einer auftritt, sondern als jüdischer, christlicher und muhamedanischer, so müssen sich die einzelnen Bekenner des Glaubens vor dem Richterstuhle der Wahrheit rechtfertigen.

Die Erörterung, welche hier die Form eines artigen Streitgespräches hat, ist dadurch ausgezeichnet, daß sie

*) In der Mainzerausgabe der Werke des heil. Raimundus Lullus ist diese Waldakademie in einem großen Kupferstiche von Ostertag und Holdenrieder sorgfältig dargestellt. B. Raymundi Lulli doctoris illuminati operum tomus II. Mogunt. 1722.

sich streng auf den Bahnen antiker Philosophie bewegt. Wie wir manchmal in mittelalterlichen Waffensammlungen die Schwerter der alten Ritter zu schwer für unsern Arm finden, so macht uns die Beweisführung Raimunds nicht geringe Mühe. Aber der tiefe, gründliche Ernst, womit er den geistigen Kampf gegen den Islam führte, gebietet Achtung.

Bewunderung flößt uns die Milde und Ruhe ein, welche wir bei ihm finden. Sie ist keine künstliche, sondern aus Grundsätzen gebildet. Nach seiner Auffassung kann man naturgemäß durch eigenes Denken zur Verehrung Gottes und von dieser mit Benützung des geschichtlich Gegebenen zum Christenthum kommen. Alle Abweichungen sind Mißverständnisse.

Darum konnte er in jenem Walddispute die Gegensätze nicht nur freundlich sammeln, sondern auch friedlich entlassen.

Er treibt zunächst die Lösung der Mißverständnisse nicht weiter, als daß der Heide allmählig den Gedanken von Gott gewinnt. Nie hat ein Künstler den Strahl der aufgehenden Sonne an Bergen und Bäumen so zu fesseln vermocht, wie Raimund uns am Schlusse des Streitgespräches das allmählige Dämmern und Aufleuchten des Gottesbegriffes zeigt.

Damit ist er vor der Hand zufrieden. Die Streit-

redner beabschieden sich, bitten sich gar artig um Verzeihung, wenn im Eifer dem Einen oder Andern ein persönlich kränkendes Wort entfallen wäre und geben sich das Versprechen, bald wieder zur weitern Erörterung der Gegensätze zusammen zu kommen.

Raimund hat unsers Wissens sie nicht mehr zusammengeführt, aber er hat in zahlreichen Schriften das Mißverständniß zu lösen gesucht, welches nach seiner Anschauung den Islam und das Christenthum trennte.

Die Lösung dieses Mißverständnisses war seine Lebensaufgabe.

Es ganz zu lösen, hing nicht allein von ihm ab. Er that ein halbes Jahrhundert hindurch von der Zeit seiner Bekehrung an bis zu seinem Martertode viel. Die maurische Bevölkerung seiner Heimath Majorka wurde durch seine Vorträge großentheils bewogen, das Christenthum anzunehmen. Er wagte sich auch nach Afrika hinüber; das erstemal im Jahre 1292, wo wir ihn auf dem Boden des alten Karthago treffen, das zweitemal, 1305, wo er zu Budschia predigt; das drittemal, 1311, wo er zum zweitenmal Tunis besuchte.

Er war bei diesem letzten Besuche ein Greis von 80 Jahren. Die ungeschwächte Jugendkraft seiner Seele gestattete ihm mit der ganzen Stärke seiner Erfahrung und seines Glaubens aufzutreten. Er hatte keinen andern

irdischen Schutz, als den seines Wortes. Dieses verhallte ungehört. Seine Botschaft des Friedens wurde mit Mißhandlungen erwiedert. Zur Stadt hinausgestoßen erlag er einem Hagel tödtlicher Steinwürfe (1311). Kaufleute von Majorka entdeckten am folgenden Tage seinen Leib und führten ihn als einen theuern Schatz in die Heimath zurück. Hier wurde ihm ein herrliches Grabmal erbaut, die Zeichen und die Verehrung eines Heiligen vollendeten dessen Schmuck.

Seinen Geist haben die Gelehrten in seinen zahlreichen Schriften aufgesucht. Nach gewöhnlich oberflächlicher Einsicht sind die meisten mit Achselzucken vorübergegangen; andere, worunter Giordano Bruno und Bovillus, haben den Philosophen von Majorka hochgeschätzt.

Wir wagen nicht zu entscheiden; aber das steht fest, daß sein Geist mehr in den Thaten, als den Büchern beurkundet liegt. Er hat an unglaublich vielen Orten vieles unternommen. Wir finden ihn wiederholt in Paris, wo er sein System lehrte, dann wieder in Montpellier, Genua, Rom, Neapel und in Sicilien, überall lehrend, schreibend und zu Unternehmungen mahnend.

Die geringste Hoffnung, einen von den Mächtigen der Erde für die Durchführung seiner Ideen zu gewinnen, führte ihn in die entlegensten Orte. So war kaum jene

trügerische Erwartung, die sich beim Auftreten des Mongolen Kazan (1301) in Syrien für das Christenthum zeigte, im Abendlande verbreitet worden, als sich Raimund aufmachte und über Cypern nach Cilicien zog. Die Enttäuschung hieß ihn umkehren, aber weil ihm im Innern die Ueberzeugung unerschüttert blieb, konnte er sogleich in Famagusta in Cypern ein Buch schreiben, das ganz von gleichem Gusse ist, wie jene, die er ruhig zu Pisa oder in Paris verfaßte. So oft in jenem halben Jahrhundert, das von seiner Bekehrung bis zum Tode verfloß, ein neuer Pabst den Stuhl Petri bestieg, trug er ihm die Wünsche seines Herzens vor, ohne durch die wiederholten Abweisungen sich entmuthigen zu lassen. Als Clemens V. zu Avignon Vorbereitungen zu einer großen Kirchenversammlung machte, bestürmte ihn Raimund, als hochbetagter Greis, drei Wünsche zu erfüllen: Es sollten an den Hauptorten der romanischen Länder Schulen zum Studium der arabischen Literatur errichtet werden. Den Commentaren des Averroes sollte die Alleinherrschaft in den Schulen entzogen werden, ja man sollte sie so viel wie möglich vernichten. Endlich sollte die bunte Mannigfaltigkeit der Ritterorden aufgehoben werden, nur ein einziger Orden dieser Art möge bestehen. Dieser dritte Wunsch stimmt mit den Bemühungen überein, wodurch sich Raimund schon 1291 unter Pabst Nicolaus IV. aus-

gezeichnet hatte. Dort bestrebte er sich, den Orden der Johanniter und Templer zu vereinen.

Es geht aus dem Eifer, welchen Raimund bei diesen ritterlichen Fragen entwickelte, deutlich genug hervor, daß er den Kampf im Sinne der frühern Kreuzzüge nicht für unnütz hielt.

Was die Johanniter auf Cypern und Rhodus und Malta noch bis auf unsere Tage in einem kleinen Muster aufrecht hielten, diese gewaffnete Kriegesdrohung der Christenheit war aus der umfangreichen Seele Raimunds nicht ausgeschlossen, doch sein Element war der freie Kreuzzug der Intelligenz.

Indem er in diesem als Märtyrer starb, rechtfertigte er sich zugleich hinlänglich darüber, daß er den äußern Kampf gegen die rohen Uebergriffe muslimischer Herrscher und Corsaren guthieß.

Es mußte erst ein halbes Jahrtausend über dem Grabe Raimunds hinziehen, bis Afrika's Küsten wirthlicher wurden. Der Islam blieb nach außen mit unzugänglichen Vorurtheilen umschanzt, der wehrlose Zutritt von Glaubensverkündern war überall ein Gang zum sichern Tod.

Anders ist es nun. Die Schranken sind wo nicht ganz doch vielfältig gefallen. Durch literarische Erkenntniß ist der Weg in's Innerste des Islam zugänglich,

es fehlt zur Vollführung des von Raimund begonnenen Werkes nur an Männern von ähnlicher Willenskraft und gleicher Stärke der christlichen Ueberzeugung, wie Erkenntniß. Das System, welchem er folgte, mag mit seinem Leibe ruhen, aber von seinem Geiste aus noch immer sein schönes Bekenntniß gültig sein: „Weil wir uns nicht zur Aufnahme der göttlichen Kraft bereiten, durch die wir gute Diener und seelenvolle Verehrer des göttlichen Wesens und starke Dulder um seines Namens willen sein könnten, gibt uns Gott die Macht nicht, die nöthig ist, um mit göttlicher Gewalt die Irrthümer solcher Menschen zu zerstören, welche wähnen auf dem Wege der Rettung zu sein, während sie den Weg der Verwerfung wandeln."

B. Haneberg.

Nächtlicher Besuch des Heidenthurmes.

Was weben die dort am Heidenthurm
In mitternächtlicher Stunde?
Bald schweben sie langsam, bald im Sturm
Und machen so nächtlich die Runde,
Bis dann mit des Hahnes erstem Schrei
Die schweigenden Schaaren verschwinden.
Wer ist dieser Geister bunte Reih,
Die nimmermehr Ruhe mag finden?

Mit Scepter und Schwert, den Kaisern gleich
Des heiligen römischen Reiches,
So schweben im Nebel Gestalten bleich
Durch's Dunkel des Wolkenbereiches.
Sie scheucht aus der Ruh' nicht ew'ge Pein
All' Nächte des rollenden Jahres:
Sie kommen herauf sich am Nest zu freu'n,
Am Nest des germanischen Aares.

Mondnacht.

Wolken ziehen windgetrieben,
Niedersinkt die dunkle Nacht.
Flieht ihr Nebel, flieht ihr trüben
Wolken vor des Mondes Pracht!

Heller werden ihre Grenzen,
Lichter wird der Nacht Gewand,
Mondlicht schwebt mit mildem Glänzen
Ueber jener Wolke Rand.

Zitternd fließet auf uns nieder
Seiner Strahlen duft'ger Schein —
In der Seele klingt's wie Lieder,
In das Herz zieht Friede ein.

Spielend mit des Flusses Wellen
Spiegeln sich in dunkler Fluth
Seine Strahlen, seine hellen,
Wo so gern Dein Auge ruht.

Glänzend rauscht herab das Wasser
Von der Mühle steilem Wehr,
Und der alten Thürme blasser
Schatten lagert vor ihm her.

Kühner Brücken flache Bögen,
Goth'scher Thürme Riesenbau,
Mühlenwerk mit emſ'gem Sägen,
Häuser-Giebel nebelgrau:

Breiten ihre dunklen Schatten
Auf des Wassers Wellen aus,
Wo das Mondlicht gießt die matten
Strahlen zwischen ihnen aus.

Sollten Wolken da umdüstern
Uns're Stirn bei Mondesglanz?
Sollte Liebe da nicht flüstern
Bei der lichten Wellen Tanz?

Der Rheinfall.

Donnernd stürzt sich über Felsen
  Schaumbedeckt die grüne Fluth —
Aufgethürmte Wogen wälzen
  Sich hinab in wilder Wuth;
Sich umklammernd, jäh sich bäumend,
  Drängen sie durch's Felsenthor;
Wasserstaubes Wolken, schäumend
  Brausen an dem Riff empor.
Wie in kampfergrimmtem Stöhnen
  Sprühet auf des Wassers Strahl,
Und des Echos dumpfes Dröhnen
  Rollt erzürnet durch das Thal. —
Auf umbraustem Felsgesteine
  Wiegt sich eines Baumes Zweig
In dem hellen Sonnenscheine
  Ueber der Zerstörung Reich;

Auf des Wasserstaubes Wogen
Ueber der empörten Fluth
Lagert sich ein Regenbogen,
Der im weißen Gischte ruht.

E. Harleß.

Aus dem Orient.

Eingang.

Preis sei Gott, dem Allerbarmer, dem Sender kalter Tag und warmer, und Frieden euch, ihr Brüder in der Runde, vernehmt geneigt meine Kunde. In dieser Zeit voll Streit und Hader, voll Lanzenstoß und Seegeschwader, wo jeder springen läßt seine Ader, und sich beweist als Ursalbader, da wollt ich friedliche Natur mir suchen nach des Kampfes Spur, nicht mit dem Wort des Streits mich rüsten und brüsten mit heißer Lieb' zum Vaterlande und And're zeih'n der Schmach und Schande — wir lieben all die deutschen Lande, und hassen, wer sich von ihm wandte — wir wollen nicht der Liebe willen des Hasses Lust am Freunde stillen: ich möchte unsern Rosengarten, den blühenden und zarten, schmücken mit Blüthen und Früchten aus des Morgenlandes Sagen und Gerüchten, Gedichten und Geschichten. So nehmt denn freundlich, was ich gebe, was aus dem Schacht ich euch erhebe, und denkt, daß aus der Berge Grund der Knappe

nicht immer fördert reichen Fund von Edelgestein und Gold und Silber hell und rein. Was Schlacken sind, die mögt ihr scheiden — will um die Arbeit euch nicht neiden.

Ibrahim ben Sulaiman ben Abdul-Malik ben Merwan erzählt: Zur Zeit, als die Würden des Chalifats von den Amagjaden an die Abassiden übergingen, und diese alle Abkömmlinge des erstern Stammes grausam mordeten oder einfingen, saß ich außerhalb Kufa auf der Terrasse eines Hauses, das gegen die Wüste hinausschaute. Da bemerkte ich eine Schaar von Leuten mit schwarzen Fahnen von Kufa aus gegen mein Haus zuschreiten, und sogleich fühlte ich den Gedanken in mir sich aufdringen, diese Menschen seien abgeschickt, mich in den Kerker zu bringen. Ich stieg von der Terrasse herab, hüllte mich in eine Verkleidung, und ging nach Kufa; doch bemerkte ich Niemanden, um dessenwillen ich mich zu verstellen benöthigt hätte. So gelangte ich an die Pforte eines großen Palastes, wo ich einen schönen Mann erblickte, der zu Pferde sitzend von zahlreichen Dienern und Knechten umrungen war. Ich grüßte ihn, und als er mich fragte, wer ich wäre und was ich begehre, sprach ich: Ich bin ein Flüchtling, der, als ihn

der nahende Feind erschreckte, in deinem Hause einen Zufluchtsort entdeckte. Darauf hieß er mich willkommen unter seinem Dache und verbarg mich in einem kleinen Zimmer neben dem Frauengemache. In dieser Lage verbrachte ich einige angenehme Tage, indem mein Beschützer mir reichlich gewährte, was ich immer an Speisen, Getränken oder Kleidern begehrte. Niemals aber fragte er, wie der Fremdling heiße, den er so gastlich beehrte, und ritt täglich einmal aus, indem er bald wieder zurückkehrte. Eines Tages fragte ich ihn: Ich bemerke, daß du täglich fortreitest, und bald darauf wieder heimkehrest; was für ein Werk ist es, das du im Geheimen bereitest? Er antwortete: Ibrahim, Sohn des Suleiman, hat meinen Vater erschlagen; ich hörte, er halte sich in dieser Stadt versteckt, und ziehe daher täglich aus, ihm nachzujagen, bis ich ihn ausspüre und das Recht der Blutrache an ihm vollführe. Als ich diese Worte hörte, staunte ich über mein Verhängniß, das mich zufällig in die Wohnung eines Mannes führte, der mir mit Mordplänen nachspürte. Ich ward meines Lebens müde, fragte ihn um seinen und seines Vaters Namen, und fand, daß er die Wahrheit angegeben.

Da sprach ich: Edler Mann, du hast viele Rechte auf mich; daher ist meine Pflicht, daß ich dich auf des Feindes Spur sende und somit dein mühevolles Suchen

und Umherschweifen rasch beende. Ich selbst bin Ibrahim ben Sulaiman, von mir fordere deines Vaters Blut. Er aber glaubte es nicht und sprach: Du scheinst dein Dasein zu bereuen und willst dich auf diese Art von deinem Elend befreien. Ich aber sprach: Nein, bei Gott, ich habe deinen Vater erschlagen; und begann zugleich ihm die nähern Umstände herzusagen. Da erkannte er, daß ich wahr gesprochen hatte, sein Antlitz entflammte sich in Wuth und seine Augen brannten in rother Gluth. Darauf aber neigte er nachdenkend das Haupt, und sprach: Bald vielleicht mußt du meinem Vater nachfolgen, dann wird er selbst sein Blut von dir begehren; ich aber versprach dir eine Zuflucht und will mein Versprechen nicht entehren. Stehe denn auf und gehe, denn meine Leidenschaft könnte mich überwältigen, und ich will nicht, daß dir ein Leid geschehe. Hierauf befahl er, mir tausend Dinare zu geben, welche ich einstrich und dann mich leise hinausschlich.

Aus Sadi's Rosengarten.

Jemand hatte einen Freund, der als Beamter des Divan angestellt war; da er diesen lange Zeit nicht mehr besucht hatte, fragte ein anderer Bekannter: Was hat er

dir denn angethan, daß du ihn nicht mehr besuchen willst? Er antwortete: Wir stehen ganz gut; aber ich denke, einen Freund beim Divan zu besuchen, gibt es Zeit genug, wenn er abgesetzt ist; dann wird ihm auch meine Muße nicht ärgerlich sein.

Abu Horeira besuchte täglich den Propheten, dem Gott Gnade und Frieden gebe. Eines Tages sagte dieser: O Abu Horeira, besuche mich weniger, damit die Liebe sich mehre.

Zu einem einsichtsvollen Mann sagte man: So schön die Sonne auch ist, so hören wir doch nicht, daß einer sie recht liebgewonnen hätte. Er erwiderte: Das kommt daher, weil man sie alle Tage sehen kann, außer im Winter, wo sie ersehnt ist und geliebt.

Ein König, der ein wichtiges Unternehmen vor sich hatte, sagte: Wenn dieses Vorhaben nach meinem Wunsche gelingt, gebe ich eine so und so große Summe den Frommen dieser Stadt. Als sein Wunsch in Erfüllung ging und sein Gemüth zufrieden war, gab er einem Diener seine Börse voll Dirhem, daß er sie zur Erfüllung

des Gelübdes unter die Frommen vertheile. Der Diener, klug und schlau, ging den ganzen Tag herum und kehrte erst am Abend zurück. Er küßte die Dirhem, legte sie vor dem König nieder und sagte: So sehr ich auch nach Frommen suchte, ich habe nicht einen gefunden. Der König erwiderte: Was soll das heißen? So viel ich weiß, sind vierhundert Fromme in dieser Stadt. Der Diener sagte: O Herrscher der Welt! wer fromm ist, nimmt kein Geld, und wer Geld nimmt, ist kein Frommer. Da lachte der König und sagte zu den Großen: So sehr ich auch den Gottesfürchtigen geneigt bin und die Streiche dieses Gauners hasse, so ist doch die Wahrheit auf seiner Seite.

Spruch: Den Weisen gib Gold, daß sie ferner lernen; den Frommen gib nichts, damit sie fromm bleiben.

Heinrich Hayß.

Schamyl und seine Mutter.

Zu Dargo im Gebirge wild
Die greise Chanum sitzt im Haus.
Aus ihrer Wasserpfeife quillt
In langen Zügen Rauch heraus.
Auf buntem Teppich stehn vor ihr
Der Männer vier;
Den Gruß des Friedens tauscht man aus.

„Wir kommen vom Tschetschenzenland,
O Mutter des Schamyl, zu dir,
Vom Dorf Gunoi am fernsten Rand,
Die Nächsten an den Russen wir.
Sie brannten uns die Waldung ab,
Die Schirm uns gab,
Und wehrlos wurden Mensch und Thier.

Da sprach das Dorf: die Zeit wird schwül,
Ein tödtlich Wetter zieht heran.
Geht hin und flehet zu Schamyl,
Daß er es scheuch' im Sturm vondann.

Wo nicht, gestatt' er unserm Land
Die Zaarenhand
Zu küssen, eh' sie blitzen kann.

Wir gingen und gedachten bang,
Nie mehr zu schau'n der Heimath Licht.
Wohl ist der Speer des Helden lang,
Bis in die Ebne reicht er nicht.
Und schwor Schamyl nicht Jedem Tod,
Der in der Noth
Von Frieden mit den Giauren spricht?

Wir gingen, weil das Loos uns fiel,
Und achteten's ein Todesloos.
Ich aber sprach: Streng ist Schamyl,
Doch seiner Mutter Macht ist groß.
Ein Wunsch, den sie im Herzen nährt,
Ist schon gewährt;
So sprich denn du, und sprich uns los." —

Die greise Chanum wiegt' ihr Haupt,
Blies dichte Wolken vor sich hin
„Und wär' ich mächtig, wie ihr glaubt —
Ich kenne meines Sohnes Sinn.

Wer fleht, was der Koran verwehrt,
Verfällt dem Schwert,
Und wär' ich selbst die Mittlerin."

Der Mann der Tschetschna hört's und schweigt,
Den langen Kaftan knöpft er auf.
Indem er sich zum Teppich neigt
Drei Beutel Goldes leert er drauf.
Er spricht: Sieh unsre Armuth an
Und rette dann
Die hoffend schau'n zu dir hinauf.

Der Chanum welke Wange glüht
Vom Glanz des Goldes angefacht.
Ihr mattes Auge Funken sprüht,
Da ihm der Schatz entgegenlacht.
Sie murmelt: Traurig steht's um Euch;
Mein Herz ist weich,
Versuchen will ich meine Macht.

Und als der Thau des Abends fällt,
Zu ihrem Sohne tritt sie ein.
Im Kreis der Führer sitzt der Held
Und rathschlagt bei der Lampe Schein.

Die Feldherrn küssen ihr Gewand,
Der Sohn die Hand.
„Was führt dich uns so spät herein?"

„„Ein Wort auf meinen Lippen ist,
Das eine Stätte sucht bei dir."" —
„Und hat es nicht bis morgen Frist?" —
„„Sohn, meinen Schlummer raubt es mir."" —
Er winkt, die Feldherrn gehn hinaus
Und harren drauß.
Im Haus der Chanum harren vier.

Was sprach die Mutter, was der Sohn?
Niemals erfuhr's ein Menschenohr.
Erst als die Mitternacht entflohn,
Tritt Chanum aus dem Haus hervor.
Ihr Aug' ist roth und ohne Glanz;
Gebrochen ganz
Heim wankt sie zitternd wie ein Rohr.

Früh ein Müride rief und sprach:
Du Volk von Dargo, zur Moschee!
Ein Fluch stellt deinen Brüdern nach,
Drum heilige dich mehr wie je.

Schamyl in Fasten und Gebet
Vor Allah steht,
Auf daß die Noth vorübergeh'. —

Und wie das Volk zum Markt sich schaart,
Die Pforten all sind zugethan.
Die Männer seufzen in den Bart,
Die Weiber klagen himmelan.
Die Sonne steigt, die Sonne sinkt,
Der Mond erblinkt,
Und immer will Schamyl nicht nah'n.

Und aber kommt und geht der Tag
Und fastend, wachend, betend liegt
Das Volk noch wie es gestern lag,
Von Ohnmacht Mancher eingewiegt.
Nur dann und wann die Stille brach
Ein heis'res Ach,
Das klagend um den Tempel fliegt.

Und sieh, beim dritten Morgenlicht
Auf thut sich das Moscheenthor.
Schamyl mit bleichem Angesicht
Tritt langsam an den Tag hervor.

Er steigt zum ebnen Dache stumm;
Das Volk ringsum —
Zu seinem Auge lauscht's empor.

„Der Herr ist Gott. Was sein Prophet
Gebeut, das ist ein Gottgebot.
So aber redet Mohamed:
Wer mit dem Giauren bricht das Brod,
Wer sich vom Kampf des Glaubens kehrt
Und Frieden schwört,
Der fällt anheim dem bitt'ren Tod.

Und doch von den Tschetschenzen kam
Mir Botschaft, die nach Frieden schrie.
Die Boten aber zwang die Schaam;
Und Ränke spinnend wählten sie,
Zu retten ihren feigen Leib,
Ein schwaches Weib,
Das seinen Mund der Schwäche lieh.

Dies Weib — den Staub, der es beschwert,
Hätt' ich mit meinem Blut gesprengt,
Den Blitz, der ihr ein Haar versehrt,
Auf meine Scheitel abgelenkt.

Und nun sie richten! — das sei fern!
Ich rief zum Herrn:
Sprich du, was ihr dein Zorn verhängt!

Und da ich Tag' und Nächte rang,
Die heil'ge Taube flog herab,
Und des Propheten Stimme klang:
„Mit hundert Streichen büß es ab,
Wer Friede heischend zu dir trat. —
Das aber that
Weh! sie, die mir das Leben gab.“ — —

Er schwieg, und Alles schwieg darnach.
Ein Mund nur stöhnt mit schwachem Ton;
Und sieh, es führen auf das Dach
Die Mutter zwei Müriden schon.
Schamyl, da sie sich naht, erbebt;
Die Geißel hebt
Mit eigner Hand der eigne Sohn.

Und schlägt die Mutter! — fünfmal fällt
Die Geißel; vor dem sechsten Mal
Zusammen, ächzend, bricht der Held,
Als träf' ihn jäh ein Wetterstrahl.

Am Boden liegt er unbewegt,
Ein Schauder schlägt
In Mark und Bein dem Volk zumal.

Da plötzlich wie ein Bogenstrang
Springt er empor, sein Auge flammt:
„Ihr Himmelsmächte, habet Dank!
Ihr nehmt mir ab mein grauses Amt.
Ich hör' euch, ja, ihr ruft mir zu:
Verbüße d u
Die Schuld, die dieses Weib verdammt!"

Und strahlend wie am höchsten Fest
Wirft er zurück sein Oberkleid.
„Nun spendet mir der Buße Rest,
Doch weh euch, wenn ihr milde seid!
Denn — bei dem Herrn der straft und lohnt! —
Wo ihr mich schont,
Dem Tode seid ihr selbst geweiht!"

Sie schonen nicht Herab auf's Dach
Das Blut von seinem Rücken träuft.
Die Marter fünfundneunzigfach
Ist über Dargos Herrn gehäuft.

Er aber trägt sie freudenreich.
Bei jedem Streich
Ein Zucken durch die Reihen läuft.

Doch als der letzte fiel, durchweht
Ein lauter Sturm das Volksgewühl.
„Der Herr ist Gott, und sein Prophet
War Mohammed und ist Schamyl!"
Und jetzt, da er hinunterschritt,
Beut seinem Tritt
Von tausend Häuptern sich ein Pfühl.

Er aber spricht: „Wo sind die Vier?"
Sie stürzen in die Knie und fleh'n:
„Zu deinen Füßen laß uns hier,
Du Heil'ger Gottes, untergeh'n! —
Er hebt sie auf: „Kehrt heim sofort
Und kündet dort
Dem ganzen Volk, was ihr geseh'n!"

Paul Heyse.

Minnelieder.

Widmung.

Der Lenz mit grünem Schellengewand
Springt lustig über Stadt und Land
Und pflanzt sein freudenreich Panier,
Wir tanzen darum im Waldrevier.
Herr Lenz! für diese selige Zeit
Sei euch herztausiger Dank geseit.
In deinem offenen Minnehofe
Sing ich den Frauen und der Zofe,
Neig' mich den guten Jungfräulein
Voraus dem allerschönsten
Herzliebsten Mägdelein.

I.

Wie Blumen auf der Aue
Der lichte Sonnenschein,
So geht mir schöne Fraue
Dein Wort in's Herz hinein.

Hei! wie's da fröhlich sprießet,
Die Knösplein springen zu Hauf';
Die Blume des Liedes schließet
Den duftigen Kelch mir auf.

II.

Mein Lieb trägt kein goldfarben Haar,
Ist nur von nußbrauner Seiden,
Doch bin ich ihr treu auf immerdar
Und springt mein Herz in Freuden,
Schau an ich ihre Wohlgestalt,
Die ihr Gemüthe so manigfalt
Mit Wonne will überkleiden.

Ich minne deinen schönen Leib
Und dein wunderhelles Gemüthe!
Gesegne dich Gott, du reines Weib
Du süße Maienblüthe.*

Daß auf der Welt du werdest mein
Und ich mit dir zum Himmel ein=
Ginge durch seine Güte!

III.

Ich bin ein armes Sängerlein
Und habe nichts als die Laute,
Doch klingt sie zu deinen Ehren rein,
Du Süße, du Schöne, du Traute!
Du herzig Herz, du lieb' Amie,
Ein besser Mägdelein würde mir nie
Und nimmermehr auf Erden.

Wollt' Gott ich hätt' ein Schlößlein gleich
Oder die Burg am Meere,
Wie stünde mein Muth so freudenreich,
Der jetzt so schwach und schwere.
Will sie mich nicht — weiß was ich thu',
Geh' dann dem tiefsten Walde zu,
Dort Einsiedel zu werden.

IV.

Es zieht der Maie mit hellem Getön
Singend über die Haide,

Da blühen Gilgen und Rosen schön
Der Minne zur Augenweide.
  Ich hab nur einen guten Wahn,
  Daß ich der Liebsten unterthan
  Und ewiglich möchte bleiben.

Der Sommer kam und der Herbst entwich,
Es fielen die Blätter der Linde,
Da bot ich die Hände so inniglich
Meinem herzliebsten Kinde.
  Ahi! liegt außen auch Schnee und Eis,
  Ich trag' im Herzen doch grünes Reis,
  Das soll auch ewiglich treiben!

H. Holland.

Ich wußt' ein Auge.

Ich wußt' ein Auge, tief und klar,
Und hab' es einst besessen,
Drin blühte mir so wunderbar,
Was je dem Herzen theuer war;
Ich kann es nie vergessen.

Da dieses Auge mir gelacht
Mit seinem Kindesfrieden,
Da sind von seiner linden Macht
Mir tausend Wonnen auferwacht,
Die längst von mir geschieden.

Es war ein heiligstiller See,
Wo meine Träume schliefen;
Hold lockte mich die treue Fee, —
Ich sank hinab voll Lust und Weh
In seine goldnen Tiefen.

Doch was im Grund mein Blick geschaut,
Das werd' ich nimmer sagen;
Dort fiel an's Herz mir meine Braut
Und hat ein Mährchen mir vertraut
Von wunderseel'gen Tagen.

O Auge süß, o Auge licht!
Wer konnte dich ergründen!
Du heiltest nur, du strafest nicht,
Und doch — du warst auch mein Gericht
Für alle meine Sünden.

Gern mocht' ich deinen holden Scherz,
Dein leuchtend Lächeln trinken;
Doch süßer faßt' es mir das Herz,
Sah drin ich einen schönen Schmerz
Und einen Seufzer blinken.

Oft sah ich deinen feuchten Schein
Sich fromm zum Himmel heben
Und eine Zähre, zart und rein,
Als einen hellen Edelstein
An deiner Wimper beben.

O Auge süß, o Auge licht!
Und muß ich fern dich wissen!
Ach trübte sich dein Spiegel nicht,
Ach tränkte dich nur Sternenlicht:
Ich wollte gern dich missen.

Ach möchtest du nur ganz und gar
Für diese Welt erblinden!
Dort oben in der Engelschaar,
Dort würd' ich einst dich wunderklar
Und selig wiederfinden.

Joseph Hunkele.

Hanns von Weert.

Wie weit es Einer bringen kann,
Wenn Einer nur ein rechter Mann,
Das lehre Euch Herr Hanns von Weert,
Ein tapfrer Kriegsheld hochgeehrt!

Als Schusterbube fing er an
Zu Weert bei Lüttich seine Bahn,
Und starb, geschmückt mit Ehr' und Lohn,
Als General und Reichsbaron
Auf Schloß Brauneck im Böhmerland,
Das ihm geschenkt des Kaisers Hand.

Das Schustern war nicht seine Sach',
Drum folgte er der Trommel nach
Gen Niederland im Sturmeslauf,
Dann gen Hispanien, hielt darauf
Vor Jülichs Wall als Lieutenant
Mit Fünfzig gen Zweihundert Stand.

Als Capitain im Heldenzorn
Schlug er bei Nördlingen den Horn,
Im Elsaß als General-Major
Hieb er den Franzmann über's Ohr,
Und jagt ihn heim bis Saint Denis
Als General der Cavallerie.

Drauf nahm er Freiburg, Hohentwiel,
Erobert' Wimpffen, Dünkelspiel
Und Regensburg und Cöln am Rhein,
Bennsheim und Ehrenbreitenstein.

Doch bei Rheinfelden in der Schlacht
Obsiegt' des Feindes Uebermacht;
Da führt', mit Kettenlast beschwert,
Man nach Paris den Hanns von Weert.

Das war ein Staunen überall,
Von König und von Cardinal,
Vom feinsten Volk der feinsten Stadt,
Als Hanns von Weert in's Louvre trat
Und also anhob, zornesroth:
„Zwei Regimenter schlug ich todt,
Zwei Rosse sanken unter mir,
Drum als Gefangner steh' ich hier,

Und nicht, als Sieger lobesam,
Vor'm Hochaltar in Notre-Dame!"

Sein Kaiser zahlt ihm Lösegeld,
Und Hanns von Weert zog neu in's Feld,
Und schlug noch siegreich manche Schlacht,
Bis endlich Friede ward gemacht.

So lehret Euch Herr Hanns von Weert,
Ein tapfrer Kriegsheld hochgeehrt,
Wie weit es Einer bringen kann,
Wenn Einer nur ein rechter Mann!

Die Schlaf-Räuber.

Im Königsschlosse war's, zu Prag,
Daß Einer einst zu Bette lag,
Voll Unruh', Sorg' und Kummer;
Kühl war die Nacht und weich das Bett,
Doch fand er nicht die rechte Stätt'
Für den ersehnten Schlummer.

Das war Herr Kaiser Sigismund,
Ein froher Herr sonst, kerngesund
Und frisch bei Spiel und Sange;
„Ei" sprach er, „bin ich doch ein Thor!"
Und sprang vom Lager flugs empor,
„Was plag' ich mich noch lange!?"

Und nach der Glocke griff er schnell,
„Ruft mir den Kanzler her zur Stell',
Und's ganze Hofgesinde,

Den Narrn, die Räthe und den Koch,
Den Doktor und wer immer noch
In meinem Schloß sich finde!"

Auf dieß gestrenge Herrscherwort
Erhoben Alle sich sofort
Erschrocken aus den Betten,
Und thäten, angst- und sorgenbleich
Um's heilig römisch deutsche Reich,
Hinein zum Kaiser treten.

„Ihr seid mir wackre Freund', ihr Herr'n, —
Deß muß ich mich gar sehr beschwer'n!"
Sprach Sigmund zornesbrausend;
„Ließ't gestern einen schlimmen Troß
Von Räubern mir herein in's Schloß,
Gar ihrer vierzigtausend!

Herr Wladislav von Ungarland,
Der hat sie mir herein gesandt,
Daß sie mein Herz zerquälen,
Daß sie mit gleißend eitler Macht
Die Ruh' bei Tag, den Schlaf bei Nacht
In arger List mir stehlen!

Drum schaffet, — ich befehl' es Euch, —
Die Füchse mir vom Hals sogleich,
Die Räuber meiner Ruhe;
Seht zu, daß ihr sie Alle fischt, —
Noch ist kein Einz'ger mir entwischt
Dort aus der eich'nen Truhe!"

Das Schloß hinweg, den Deckel auf:
Da lagen sie, geschaart zu Hauf,
Wie reife, goldne Saaten,
Die Räuber all' mit stolzem Blick,
Vollwichtig, vierzigtausend Stück
Von ungrischen Dukaten.

Hei, gab's da eine scharfe Jagd,
Ein Fah'n, ein Greifen unverzagt,
Es schwollen Sack und Taschen;
So schnell, so gut, so gründlich gar
Sah man in aller Welt fürwahr
Noch nie nach Räubern haschen.

Und als zu Ende ging die Jagd,
Und all' die Herren Dank gesagt
Und goldbeschwert geschieden,

Da blies Herr Sigmund aus der Truh'
Den Staub, und klappt' den Deckel zu,
Und lächelt' still zufrieden;

Legt' sich dann wieder in sein Bett,
Und fand gar bald die rechte Stätt',
Zu schlummern ohne Sorgen;
„Schau," dacht' er, „warum geht's denn jetzt?"
Und schlief, von süßem Schlaf geletzt,
Bis an den lichten Morgen.

Eduard Ille.

Frauen.

Was wär' die Erde ohne Frauen?
Das fühlt das Herz, ist's Auge blind.
Ein Garten wär' sie anzuschauen,
In welchem keine Blumen sind;
Wär' wie ein Tag, der ohne Sonne,
Wie eine Nacht ohn' Sternenlicht,
Hätt' nie gefühlt der Liebe Wonne,
Geglaubt auch wohl an Engel nicht.
Dann hätte wohl auch Gottes Liebe
Kein fühlend Herz auf sie gestellt,
Denn, o, wie öde, kalt und trübe
Wär' ohne Frauen dem die Welt!

Preis jeder Stunde, wo gegeben
Gott dieser Welt ein weiblich Kind
Zu lichtem, warmem Frauenleben,
Und wenn es noch so viele sind! —

Ein Rath.

Hast du ein Herz in's Herz genommen,
So schließe bald dein Herze zu,
Laß Wenige nur dahin kommen,
Die Menge stört des Herzens Ruh.
Ein Herz nur kannst du dir erwählen,
Das mit dir durch die Leiden geht;
Willst du auf viele Herzen zählen,
Die kommen alle dir zu spät.
O denke, wie in enger Kammer
Oft bange schlägt ein gutes Herz
Und stille trägt in sich den Jammer
Betrogner Freundschaft bittern Schmerz.
Der, welcher setzt nur sein Vertrauen
Auf Menschenhilfe, — baut auf Glas.
Auf Gott nur kannst du Felsen bauen!
Ein alter, wahrer Spruch ist das.

Justinus Kerner.

Sonett.

Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben,
Denn alles Sein nur werthet sich am Ende
Und Keiner weiß, wie es die Stunde wende;
So gilt der Spruch und mag ihn Jeder proben.

Mir aber hat es stets das Herz erhoben
Und gern zum Danke faltet' ich die Hände
Wenn duft'ger Morgen streute seine Spende,
Ob flüchtig auch der Glanz ihm nur verwoben.

Du siehst wohl eine schmucke Blume steh'n,
Gesproßt auf alten Pulverthurmes Mauer,
Ein Funke — und es ist um sie gescheh'n.

Doch wie sie blühet sonder Angst und Schauer,
So wolle froh auch mit der Freude geh'n
Und laß das Sorgen sein und ihre Dauer.

Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts um's Jagen wär',
Als frei im Holz zu streifen,
Zu lauschen wie der Guckuck ruft
Und wie die Finken pfeifen,
Zu athmen frischen Tannenduft
Und thaugekühlte Morgenluft,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts um's Jagen wär',
Als fern vom Stadtgewimmel
Durch Lauben, wie sie baut der Wald,
Zu schau'n den blauen Himmel,
Den Schwätzern aus dem Weg zu geh'n
Und keine Narren mehr zu seh'n,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts um's Jagen wär',
Als d'ran die Zeit gewinnen,
Ein Liedlein an das Liebchen fein
In Ruhe zu ersinnen,
Und würde ob dem holden Bild
Vergessen selber gar das Wild,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei.

Fr. von Kobell.

Gute Sprüche

aus asiatischen und europäischen Dichtern.

Gesund sein ist das Beste für den sterblichen Menschen, das zweite schön sein von Gestalt, das dritte reich sein ohne Trug, und das vierte seine Jugend mit lieben Freunden verleben. Zu des Mannes vollkommen glücklichem Leben aber gehört vor Allem, daß auch sein Vaterland ruhmvoll und glücklich sei.

Griechisch.

Fünf Dinge gibt es hienieden, die ihrem Besitzer Lebensglück geben und Frieden: Das erste heißt Gesundheit, das zweite Unabhängigkeit, das dritte Wohlstand, das vierte ein treuer Gefährte, das fünfte ein ruhiges Herz: wer diese fünf Dinge verlor, dem schloß sich auf immer des Glückes Thor.

Persisch.

Folgsame Kinder und zärtliche Gattin, treue Genossen und gütige Herrn, Frohsinn im Herzen und feste Gesund-

heit, Güter die von der Vergänglichkeit fern, dann einen Freund und die Weisheit daneben, möge uns Wischnu, der Himmlische, geben!

Indisch.

Dein Wesen, Mensch, ist eine Stadt, die mancherlei Bewohner hat.
Du selber bist der Fürst im Land, und dein Minister heißt Verstand:
Rebellen sind, voll böser Kraft, Geiz, Uebermuth und Leidenschaft:
Doch Duldsamkeit und frommer Sinn sind gute, treue Bürger d'rin.
Bist milde, Fürst, den Schlechten du, wo finden die Gerechten Ruh?
Die Sinnlichkeit, dein grimmster Feind, weh' dir, wenn er mit Stolz sich eint,
Losreißt er sich von Treu und Pflicht und hört auf dich, den Fürsten, nicht,
Doch beugt er sich, sobald Verstand ihm drohend weist die starke Hand.
Allein genug; wozu noch Rathes? ein Wort genügt, erprobt die That es.

Wer nicht gefunden die Einsamkeit, hat Nichts gefunden in dieser Zeit;
Wer nicht gekostet Genügsamkeit, hat nicht gekostet die Seligkeit.

Ein Mann der Liebe, welchem Einer schrieb:
Ist Himmel lieber oder Hölle dir?
Schrieb rasch zurück: Dies frage nicht von mir,
Was Gott wird lieb sein, wird auch mir sein lieb.

Nur wenn dein Wissen von dir selber dich befreit,
Nenn' ich das Wissen besser als Unwissenheit.

Gott selbst ist der Gefährte dessen, der Ihn sucht; er ergreift des Suchenden Hand und führt ihn selbst seiner Sehnsucht nach.

Was das Qualvollste auf Erden sei? Gewißheit, daß das Ende naht, und Bewußtsein keiner guten That.

Die Tage sind Blätter im Buche Leben, drum schreibe nichts hinein als gute Thaten und reines Streben.

Persisch.

An dem Giftbaum des Lebens wachsen zwei süße Früchte: der Nektar der Poesie und der Umgang mit edlen Menschen.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinauf strahlt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Des Menschen Geist ist bald sein eigner Freund, bald sein eigner Feind: Sein eigner Freund ist, wer sich selbst besiegt; wer sich nicht selbst besiegt, ist sich selbst entgegen wie ein Feind.

Der Glaube eines Jeden ist das Abbild seines Wesens, wie das, was Jeder glaubt, so ist er selbst.

Die alle ihre Werke in mir (Gott) niederlegen und auf mich allein ihr Denken richten, die werde ich in kurzer Zeit aus dem Ocean der Todeswelt herausziehen. Auf mich richte darum deine Seele, in mich versetze dein Gemüth. Darum zu jeder Zeit sei meiner eingedenk und kämpfe! Hast du Geist und Seele mir zugewendet, so kommst du gewiß zu mir.

Indisch.

Aus den Bekenntnissen der Königin Christine von Schweden.

Es gibt in der Natur etwas Feindseliges, was sich dem vollkommenen Ruhm und Glück des Menschen widersetzt.

Es ist eine Art Bitterkeit über alles Sichtbare und Fühlbare verbreitet, welche die Einen früher, die Andern später kosten.

Die Welt hat nichts, um ein großes Herz zu befriedigen, auch wenn sie sich ihm ganz hingäbe.

Große Menschen haben ein Vorgefühl ihres Schicksals, das sie selten täuscht.

Die Einsamkeit ist das Element großer Geister.

Die Tugend, welche nicht Gott allein zu ihrem Zweck hat, ist nichts, als bloße Eitelkeit.

Was auch die Philosophen sagen mögen, ich halte Armuth, Krankheit, Schmerzen für wahre Uebel, über welche die Vernunft uns nicht trösten kann. Die Religion allein gibt gründlichen Trost gegen alle Leiden des Lebens.

Nur durch Schweigen, Bewunderung und Liebe betet man Gott würdig an. Das schönste aller Gebete ist das Gebet der Ergebung und des Stillschweigens; aber Gott

allein lehrt uns diese Sprache, die meisten Menschen verstehen sie nicht.

Wenn man Gott sein Glück, seinen Vortheil, seinen Ruhm und alle seine Hoffnungen aufgeopfert, so ist dieses Opfer groß und kommt dem, der es bringt, theuer zu stehen; aber Jeder, der Gott die Leidenschaft einer wahren und feurigen Liebe aufopfert, thut noch mehr. Man faßt die Größe dieses Opfers nicht, selbst die Aufopferung des Lebens ist damit nicht zu vergleichen, und ich glaube, es ist das größte, obgleich geheimste Martyrthum.

Was ist das Bleibende für den Menschen von den Mühen seines Daseins?

Salomon.

Immer fühle ich etwas Unerfülltes in meiner Brust.

Petrarca.

Ich bin froh, dem Irrsal entronnen zu sein: ich habe den Hafen gefunden, Schicksal und Zufall lebt wohl! ich habe Christum gefunden, hinweg mit euch, eitele Götter!

Comenius.

Ernst von Lasaulx.

Gnomen.

I.

Schmeichelei.

Die Schmeichelworte, welche dich umgaukeln,
Sind deiner Eigenliebe Kinderschaukeln;
Du glaubst mit ihnen in die Höh' zu fliegen,
Da sie doch nur dich hin und wieder wiegen;
Sie thun, als sollt'st du unter Sternen blitzen,
Und laßen gleich dich an der Erde sitzen.

II.

Aechtes Lob.

Ein ächtes Lob der guten Mutter gleicht,
Die dir ein Feierkleid zum Schmucke reicht;
In ihrem Auge glänzt dein Spiegelbild,
Das deine wahre Schönheit dir enthüllt.

III.

Lächeln.

Das Lächeln übet mehr Gewalt
Als schallendes Gelächter:
Metall wohl aus dem Lacher schallt,
Des Lächelns Gold ist ächter.

IV.

Alte und junge Gedanken.

Der jungen Schwalbenköpfchen Reihe
Vom Neste lauert in das Freie;
Die Alten hin und wieder schweben,
Die Speise ihrer Brut zu geben. —
So ist es auch mit den Gedanken:
Die Jungen noch im Neste schwanken;
Sie sind beseelet von dem Zuge
Nach ihrem ersten, freien Fluge;
Die Alten müssen sie ernähren
Und müssen sie zu fliegen lehren. —

V.

Fertig.

Wenn einen Marmorblock zu einem Bilde
Du suchest, — suche wählerisch;

Und sei, wenn sich das Bild am Stein erfüllte,
Zu bessern stets nicht quälerisch.

VI.

Schlaf.

Ein Kerkermeister ist der Schlaf,
Des Freudentags Bezwinger; —
Wenn uns ein schweres Leiden traf,
Ist er der Freiheitsbringer.

VII.

Noth und Arbeit.

Wenn stürmt durch eine Lebenslücke
Die Fluth der bittern Noth herein,
Dann schlag' darüber eine Brücke
Aus harter Arbeit Urgestein.

VIII.

Trübsinn und Freude.

Trübsinn mit den Rabenflügeln
Flattert gern auf Todtenhügeln;
Freude mit den lichten Schwingen
Will in hohen Lüften singen.

IX.

Mit offenen Augen blind.

Wenn Einer auch die ganze Welt umfährt
Und seinem Schauen ist das All beschert,
Dann ist er doch mit offnen Augen blind,
Wenn nicht sein Geist ums All die Fäden spinnt.

X.

Die große Menge.

In der großen Menge
Wird es dir zu enge,
Weil sie dir verbaut,
Was dein Geist erschaut.

XI.

Einer unter Tausenden.

Begegnen wir arbeitendem Gewimmel
Und wandern hier von Hand zu Hand die Steine,
Zu thürmen ein Gebäude gegen Himmel,
Zu gipfeln es in's Blaue, in das reine:
Da schauen wir die Last der schweren Erde,
Gehoben nur durch Tausende von Händen;
Doch für des Baues schöne Form das Werde
Kann nur die ein'ge Künstlerseele spenden.

XII.

Der Zweifel.

Es macht der Zweifel alte Bande lose
Als Ränkeschmied in dem Familienschooße;
Er trennet das auf's Innigste Verbund'ne,
Und höhnt die Liebe, selbst die tiefst empfund'ne.
Doch mehrt er auch des Geistes schöne Klarheit,
Die dichten Schleier reißend von der Wahrheit;
Er ist von Gift und Gegengift ein Zwitterwesen,
Das macht erkranken und auch oft genesen.

Dr. Sigmund Lichtenstein.

Alte und neue Zeit.

Der Sommer ist der Welt entleidet,
Es neigen sich zur Abendruh
Die weißen Birken ausgekleidet
Die Wipfel deckt der Nebel zu.

Hier saß ich einst vor vielen Jahren,
Ein Sommerabend war's und heiß —
Der Ort ist längst schon überfahren
Auf Schienenweg und Bahngeleis.

Ich und ein fröhlicher Genosse
Wir saßen unter jenem Baum
Und sprachen von des Glückes Sprosse,
Als wär' das Leben nur ein Traum.

Wie viel ist seit der Zeit geschehen!
Ich selbst schon seh' vor mir dahin
Das zweite Menschenalter gehen
Und Glück wie Freude vor mir flieh'n.

Mich zieht zurück ein stilles Sehnen,
Noch möcht' ich mich, wie damals, heut
Im Schatten an die Buche lehnen,
Die schon ihr welkes Laub verstreut.

Noch viel hat Einst und Jetzt gemeinsam,
Und kommt kein Bahnzug mit Gebraus,
So sieht's im Walde noch so einsam
Und träumerisch wie damals aus.

Nur Etwas sah ich ganz sich ändern:
Wenn früher Jemand Abschied nahm,
Um fort zu zieh'n nach fremden Ländern
Und früh vor's Haus der Wagen kam,

Man hatte doch zum Küssen, Weinen —
Auch wenn die harte Stunde schlug —
Zum Winken an den Gartenzäunen
Und zum Begleiten Zeit genug.

Doch jetzt, so will es oft mich dünken,
Als hätte man nicht recht mehr Zeit,
Um einen Gruß noch nachzuwinken
Den Träumen aus der Jugendzeit.

Der Mönch auf dem St. Bernhardt.

Die Klosterglock' tönt, der Mönch erwacht:
„Mein Bruder, dich trifft die Reihe heut' Nacht."

Und der Bernhardt-Mönch im weißen Gewand,
Er lockt seinen Hund, nimmt die Leuchte zur Hand.

So eilt er hinaus in die tosende Höh'
Und wandelt allein durch Sturm und Schnee.

An der Stätte vorbei, wo das Todtengebein
Der Erfrorenen schläft in geschichteten Reih'n,

Die Niemand kennt und ihr Grab bekränzt,
Deren Schädel der eisige Mond beglänzt,

Wo selbst die Verwesung erstirbt und erstarrt,
Und heute wie gestern der Kommenden harrt.

Er folgt dem Schall der Glocke zum Grund,
Emsig schnüffelt voraus der Hund.

Der Mönch und sein Hund sind nah und fern,
Es wehen die Wolken, es glänzt kein Stern.

Nur stürzender Tannen fern Gesaus
Hallt über den einsamen Abgrund aus.

Manch Kind, das erstarrt' im Mutterarm,
Und manch ein Wandrer müd und arm.

Das Herz, das schon am Leben verzagt
Und das die Schuld über Berge gejagt.

Wer immer es sei, wen die Nacht überrascht,
Wen der Sturm und wen die Lawin' erhascht,

Wer mit wankendem Fuß am Abgrund hangt,
Einen Strauch, eine Wurzel am Felsen erlangt:

Der Mönch und sein Hund sind nah und fern
Die Retter der Menschen, der Hilflosen Stern.

Der Dolch im Kaufladen.

Dem Kreuzgriff mit dem Todtenkopfe
Aus Ebenholz und Elfenbein,
Es fehlt ihm was — ein blut'ger Tropfe —
Sonst würde dieser Dolch da mein.

Denn das Memento ist so richtig:
Wer dich zückt, sieht zum Tod den Weg,
Und die Sekunden sind so wichtig,
Daß, wer dich führt, es wohl erwäg'.

Du Diplomat der alten Schule,
Hier liegst du fremd und ganz allein,
Sonst war ein Gift dein Nebenbuhle
Und ein Gebetbuch fang dich ein. —

Copie! vielleicht von einem Messer
Das von Venedig bis Corfu
Im Rufe stand, daß keines besser
Den Weg zum Herzen fand als du.

Wer war der Künstler, der mit Feinheit
Der Schärfe Scharfsinn beigesellt
Und in dir die verruchte Einheit
Von Tod und Tödtung dargestellt? —

Wer dich zuerst zog, möcht' ich wissen,
Und wessen Blut dich einst befleckt,
Und welche Hand dich unter's Kissen
Beim Schlafengehen oft versteckt? —

O wär'st du alt und aus den Sälen
Der Rumpelkammer aufgebracht,
Du könntest dann doch was erzählen —
War's in Venedig — war es Nacht? —

Und hörst du wohl? — o nur piano —
Die Sache nimmt nicht den Verlauf:
Ich seh' den Jakob Loredano,
Er schlug sein Kaufbuch vor sich auf. —

Und in dem Buche stand geschrieben:
„Für meines Ohm und Vaters Tod
„Der Doge mir in Schuld geblieben." —
Er fand, die Tinte werde roth. — —

Ein Blatt war auf der andern Seite,
Das weiß und leergelassen lag
Bis zu dem Tag, wann einst Geläute
Verkündete den Ruhetag.

Als ihm nun Recht die Fata gaben
Der Doge die Entsetzung litt,
In's Buch dann schrieb er unter Haben:
Es ist bezahlt und wir sind quitt.

Der gab ein Beispiel, daß die Rache
Nicht immer eines Dolches braucht;
Die Anklag war's, die immer wache,
An der zuletzt der Feind verhaucht.

Verläumdung ist's, die Herzen brechen
Und stürzen kann ein ganzes Haus;
Doch Geister, wenn sie deuten, sprechen
Mit einem Zeichen Alles aus.

Nein Dolch! mit dir wird Niemand tödten,
Dich soll auf einem schwarzen Sammt
Allein die Abendsonne röthen,
Wenn spät ihr Licht durch's Fenster flammt.

Anstatt dich in ein Herz zu bohren,
Um vorzuliegen bei Gericht,
Geh' in ein Kloster, geh' verloren!
Geh' auf's Theater, zaud're nicht! —

Verschmähe diesen Zwerg mit Schuppen
Und diese Schlang am goldnen Knopf,
Laß die Gesellschaft bronzner Puppen,
Du bist was Bess'res, Todtenkopf! —

Daß nicht, wer hier vorbei geht, denke:
Hier liegt, mit dem nichts mehr geschieht.
Verlasse diese Brautgeschenke,
Daß ja nicht dich ein Trauring sieht. —

Geh' auf's Theater, spiel' mit Schrecken,
Am Schluß des ersten Aktes fall',
Und bleib' am Schluß des fünften stecken
Im Busen einer Nachtigall.

Hermann Lingg.

Wohlthun.

Wenn Qual und Zweifel dich umfingen
Und unruhvoll die Pulse beben,
Ein Mittel giebt's, auf raschen Schwingen
Zu heitrer Klarheit dich zu heben.

Thu Andern wohl, laß Trost beschieden
Nur Einem sein, daß er sich stähle, —
Und allsobald fließt Kraft und Frieden
Auch dir wie Wohllaut durch die Seele.

Sieh, Wohlthun ist das ewige Walten
Im Weltall wie in Vögleins Zelle:
Wo dies Gesetz du magst entfalten,
Sprüht magisch dir die Freudenquelle.

Immergrün.

Wie Immergrün
Im Sonnenschein
Und tief in Schutt und Felsgestein
Glänzt immerdar in frischem Grün:
So blüht die Liebe
Bei Lust im Herzen
Und wächst vom Thau der Schmerzen,
Die ewig grünende Liebe.

Franz Löher.

Elfenzauber.

Vögel singen, Blüthen sprossen,
Wachgeküßt vom Sonnenstrahl,
Und von mildem Duft umflossen
Träumen selig Berg und Thal:
Da mit frohbelebten Schritten
Aus dem Hause weithin, weit
Eil' ich zu der Flur, wo mitten
Schon die Blumen stehn bereit;
Folge dann dem sonn'gen Pfade
Bis zum Buchen-Ueberhang,
Wo aus schatt'gem Wellenbade
Tönt der Nixen Reigensang.
Und vor Lust streck' ich die Glieder
In das schwellend weiche Grün
Träumend halb, halb wach danieder: —
Innen, außen, welches Blüh'n! —
Schaue, wie das Laubgewimmel
Ueber mir im Winde spielt,
Und dazwischen blau der Himmel
Sich zu mir herunter stiehlt.

Da mit einmal wird's lebendig
Tief im Grase um mich her,
Und Gestalten, klein, behändig,
Nahen sich mir kreuz und quer;
Wunderliebliche Gebilde,
Wie ich sie noch nie geseh'n
Schweifend durch das Blattgefilde
Leise auf und nieder geh'n;
Zart wie Mückenkörper scheinen
Sie aus Licht und Duft gewebt,
Und doch lächeln sie und weinen
Wie der Mensch, der leibt und lebt.

Sieh, da streben sie im Reigen
Hin zu meinem Angesicht
Webend, schwebend sich zu neigen, —
Was sie wollen, weiß ich nicht.
Und sie winden und sie schlingen —
Mädchen, Knaben, Paar um Paar —
Blumen mir mit goldnen Ringen,
Wie ich da lieg', in das Haar;
Schwingen drauf, gar schalkhaft lächelnd,
Wegbreit=Blätter, groß und schwer,
Um die Stirne, Kühlung fächelnd,
Mir, dem Träumer, müheleer;

Lassen auch die durst'gen Lippen
Von der Blüthen Düftehauch
Nach Belieben kosten, nippen,
Wie es bei den Elfen Brauch;
Tauchen dann in's Gras sich unter,
Wiegen sich auf Blatt und Halm,
Summend hörbar kaum, doch munter
Gleich den Bienen, ihren Psalm.
Und als sie nun ausgesungen,
Füllen sie mit thau'gem Naß
Glockenblumen, und geschwungen
Haben fröhlich sie das Glas,
Daß ich mit begier'gem Munde
Daraus schlürfte Zug für Zug,
Bis ich Allen in der Runde,
Wie sich's ziemt, gethan genug
Und ich laut den liebsten Namen,
Den ich kenne, sehnsuchtsvoll
In den Wald rief, daß ein Amen!
Mir daraus entgegenscholl! —

Ob ich schlummerte, ob wachte,
Ob, vom süßen Trank berauscht,
Ich nur träumte, ob ich dachte,
Niemand weiß es, dort gelauscht.

Doch ich fühlt' an Stirn und Wange
Klar des Thaues Perlennaß,
Das vom Kelchrandüberhange
Träufelte zu mir in's Gras;
Spürte auch des Lichtes Fülle,
Das in meine Augen drang,
Bis sich löste deren Hülle,
Und von meinem Pfühl' ich sprang: —

Welch ein Schauspiel! Tief im Westen
Glüht' der Sonne Purpurmeer
Und es tropft' aus Wolkenresten,
Denn gewittert hatt' es schwer,
Während ich vom Elfenzauber
Regungslos befangen lag,
Halb ein Blinder, halb ein Tauber,
Halb in Nacht und halb in Tag.

Rudolf Marggraff.

Am Rio de S. Francisco.*)

(Aus Suitrams Fahrten.)

O sanfter Strom, o du des Friedens Sohn,
Der Freiheit Sohn, auf lichten Bergen thronend,
Sei mir gegrüßt! — Wie glänzt so traulich still
Dein Spiegel mir den klaren Mond zurück; —
Dein Wellenspiel wie flüstert es herauf
Vom grünen Strand so fröhliches Geheimniß!
Die Töchter sind's, die blendend holden Nymphen,
Von deren Scherz der Uferwald ertönet.
Wie schön sie sind, wie harmlos froh! Die Jugend
Hat Liebe nie bethört: noch nie umflorte
Die Sorge je der Nymphen klares Aug':
Sie kennen Neid und Arglist nicht und Krieg.
Kein donnernd Erz hat jemals die Najaden
Hinweggeschreckt in unerreichte Tiefen,
Die Furchtsamen von Spiel und Tanz verscheucht! —
Ein stiller Geist webt über diesen Fluthen,

*) Einer der größten Binnenströme Brasiliens.

Und heiter führt der Strom, in gleichen Pulsen
Smaragden=Wellen hin, mit Lebensfülle
Ringsum die Flur, den Schattenwald erfrischend.
Es schwimmt die Lust auf dem lebend'gen Spiegel,
Sie schwimmt vorbei und neue kommt ihr nach.
Der Vögel Chor, von dichtbeblümten Büschen
Singt sich verliebten Scherz in Liedern vor,
Die, wechselvoll, doch Eine Lust nur tönen.
Der Fische stummes Volk glüht lebensfrisch
Und wirft den Schein der Freude, wie Metall,
Womit der Fürst des Volkes Jubel danket,
Bald goldig roth, bald silbern durch die Fluth.
Balsamisch weht die Luft vom Blumenstrande
Und küßt mir von den sonnverbrannten Wangen
Die wilde Gluth der schreckenreichen Wüste. —
Dank, guter Geist, dir, der du schützend lenktest
Die Schritte mir aus halberstarrter Oede
Zum Ufer her, wo frohes Leben waltet! —
Ein bunter Traum liegt hinter mir der Weg
Vom Goldgebirg herab zu diesen Tiefen:
Gefahr und Noth, sie blieben schon zurück.
Vergangenheit entläßt, dankbarer Boden,
Die Blüthen nun verschönter Gegenwart. —
Dort sog ich ein der Freiheit Himmelsthau,
Voll Jugendlust, im klaren Berges=Aether;

Das Herz geschwellt von Ahnung froher Ferne
Stieg ich hinab zum Hain der hehren Palmen:
Entzückt vernahm ich jener Wipfel Wallen,
Die geisterhaft Gespräch in Lüften haltend,
Das Menschenherz mit Lust und Klag' erschüttern.
Die Fluren sah' ich ringsum ausgebreitet,
Soweit das Aug' ein Irdisches gewahret,
Ein grünes Meer, von Himmelsblau umfangen, —
Wie Hoffnung sich mit Jenseits gern begrenzet. —
In dem Gesicht ward mir der Busen freier! — —
Ich sah' den Brand, wie er auf dürren Haiden
Sein Flammenkleid der Wuth des Sturms entfaltet.
Wie schreitet er einher in Hohn und Grimme!
Schon zündet er die Flur, es wogt die Lohe
Berg an, Thal ab, ein rothes Ungeheuer,
Und brausend stürzt vor ihm die grüne Welt
Zu Rauch und Ruß verflüchtigt. — Schrecken treibt
Das Armadill, den Tiger auf die Flucht.
Mit bangem Flügelschlage rudernd bricht
Aus Funkendicicht dort der Straußen-Rudel.
Angstvoll hinan den halbverkohlten Stamm
Schlingt schwarzes Ungethüm, die gift'ge Schlange.
— Doch schneller raſ't einher der Feuersee:
Gefräßig schont er nichts, bis zu den Ufern
Des frommen Stroms. — Ein heißer Qualm umhüllt

Der Sonne Licht; fahl glüht bei Tag das Land.
In schwüler Nacht zieht blut'ger Wiederschein
Um's Firmament, das nur mit wenig Sternen
Und dräuend, blaß, auf solches Grauen schimmert.
Ich sah die Flur verzehrt vom Flammenhauch,
Im schwarzen Kleid der Wittwe, kummervoll,
Der Mutterlust entbehrend und der Hoffnung.
Da wandelten auf ihr nur wilde Geister,
In Säulen schwarz und flüchtig, steil gen Himmel
Emporgethürmt, zahllose Blitze schleudernd,
Aus dunklem Scheitel Feuerflammen züngelnd:
So wandelt durch der Sterblichen Geschichte
Ein schwarz Gespenst, ein Riese, Himmel höhnend. —
Doch, aus dem Brand gerettet mit dem Freunde
Gelangten wir in jene Urwalds-Schatten,
Wo ewig jung und neu das Leben grünt.
Vom Zauberhauch der unentweihten Fülle,
Des Friedens, der in Waldesdunkel wohnet
Schwoll höher uns das Herz und sehnsuchtsvoll
Drang unser Blick aus grünumlaubten Schranken
Zum Sternenraum, zu der Unendlichkeit,
Die, unbegreiflich, auf uns niederschimmert. —
Da öffnet' sich von Neuem uns der Weg,
Und Urwald, Flur, Gebirg schon hinter uns,
Starrt ringsumher die Wüste, dürr und kahl.

Vom Einerlei der schmachtenden Natur
Bebt unser Blick zurück! — Kein Vogel singt,
Verstummt ist die Cicade; Hirsch und Reh
Zutraulich sonst am Wege, grüßt nicht mehr;
Einsam und stumm der ruhelose Pfad:
Wir sind es nur, die leben, in der Oede
Und über uns am reinern Firmament
Rollt zehnmal hin das heil'ge Sternenheer, —
Da, siehe, blickt' der Strom, der langersehnte
Aus frischem Laub und Blüthen uns entgegen!
Es grüßt der Wald mit nie gehörten Liedern,
Die neue Landschaft lebt in nie geseh'nem Schmuck.
Hier hat der Mensch die Einsamkeit beseelet:
Die Hütte winkt uns Ruhe, winkt Genuß.
Doch, laß mich nicht betreten ihre Schwelle,
O guter Geist, der du die Schritte lenktest,
Bevor ein Blick, ein Athemzug nach Oben
Für Führung dir, und Glück und Leben dankte!

Dr. Carl Friedr. Phil. v. Martius.

Die Meerfahrt.

Tumaro sitzt an Haiti's Strande,
Auf seinen Arm das Haupt gelehnt.
Sein Auge schweift nach einem Lande,
Vor dem sich endlos Wasser dehnt.
Wohl reicht es weithin durch die Wogen,
Doch nicht zur Welt, die jenseits liegt,
An die das Meer den Sohn der Insel
Einst auf Columbus Schiff gewiegt.

Sein Herz — erfüllt von ihren Bildern —
Es lebte nur in ihr noch fort;
Doch wollt' er sie den Seinen schildern,
Da fand er kein verständlich Wort.
Nichts hatt' er in die Heimaththäler
Aus jenem Lande mitgebracht
Als eine Schärpe, grün und golden,
Die ihn umhüllte Tag und Nacht.

Auf einem Hügel, dicht am Meere
Hatt' er sich eine Hütt' erbaut.
Sein braunes Weib küßt manche Zähre
Vom Auge, das nach Osten schaut.
Sie schlingt den Arm um seinen Nacken;
Er ringt sich los, ihm ist so weh', —
Möcht' all' die treue Lieb' vergelten
Und blickt doch seufzend nach der See.

Die Sterne glüh'n im Meere wieder,
Tumaro küßt sein schlummernd Weib;
Leis gleitet er vom Lager nieder
Und schlingt die Schärp' um seinen Leib.
Er schleppt ein Boot aus dem Gebüsche,
Mit süßen Wurzeln füllt er's an
Und stößt mit kräft'gen Ruderschlägen
Den Nachen in den Ocean.

Am Strande sitzt im Morgenwinde
Ein schluchzend Weib und ringt die Hand;
Von Ferne winkt's mit gold'ner Binde:
„Leb' wohl, auf ewig, Weib und Land!"
Tumaro träumt von Marmorsälen,
Von einer weißen, stolzen Frau
Und sieht die heimathlichen Berge
Schon tauchen in des Meeres Blau.

Da zieht's herauf mit dumpfem Rollen,
Die Woge schwillt, es zuckt der Strahl.
Unseliger! die Götter grollen,
Zurück zum jammernden Gemahl!
Starr sitzt sie noch am Strand und spähet;
Sieh, was bewegt sich dort heran?
Es ist ein grüner Seidenstreifen
Und — nur ein lecker, leerer Kahn. —

A. May.

Der verhängnißvolle Pferdetausch.*)

(Episode aus dem Kriegszuge von 1703.)

Kurfürst Max Emanuel von Bayern pflegte auf dem Kriegszuge nach Tirol — zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges — einen andalusischen Schimmel zu reiten, den er als Geschenk von seinem Neffen, dem jungen Könige von Spanien, Philipp V, erhalten hatte. In Philipps Interesse wurde auf Geheiß Ludwigs XIV die verhängnißvolle Kriegsfahrt in das geheimnißvolle Tirol unternommen. Ein ganzes Jahr lang hatte der überaus stattliche andalusische Schimmel seinen fürstlichen Reiter zum Siege gegen die Kaiserlichen getragen, welche dem Enkel des französischen Königs die Krone über Spanien, das damals reichste Land der Erde, streitig machen wollten; so bei Ulm, bei Braunau und an der Regensburger-Brücke. In den tirolischen Bergen aber hätte er den

*) Aus dem bald erscheinenden Werke: „Maximilian Emanuel ꝛc."

durch hohe Geistesgaben, Tapferkeit, Edelmuth, Glück und Unglück gleich berühmten Bayerfürsten beinahe zum Tode getragen.

Mit kaum 10,000 Bayern und 3,000 Franzosen, wobei auch einige adelige Spanier und Savoyer, eroberte Maximilian glücklich die Festungen Kufstein und Rattenberg, das wenige schlecht angeführte kaiserliche Militär in dem damals von Oesterreich gänzlich verwahrlosten Lande vertreibend, und mehr durch seine Großmuth und das den Wittelsbachern eigene liebenswürdige Benehmen als durch Waffengewalt wußte er auch die Herzen des Volkes zu erobern.

Ohne Schwertstreich näherte er sich in wenigen Tagen Insbruck und zog auf seinem spanischen Schimmel, der aus seinem stolzen Gang erkennen zu lassen schien, er habe den gefeyertsten Fürstenhelden, Einen der Träger künftiger Weltgeschicke, auf dem Rücken, triumphirend in die Hauptstadt ein, wo man ihm sogleich huldigte und er sich, ermuntert von falschen Freunden, nun schon als Herrn von Tirol betrachtete.

Voll Freude über den schnell, kaum mit 50 Mann Verlust, errungenen Besitz des schönen Alpenlandes, das einst seinen fürstlichen Urvätern angehörte, aber wenig eingeweiht in die natürlichen Eigenthümlichkeiten desselben und in den Charakter des Volkes, welches in Zuneigung

und Argwohn, in Liebe und Haß gleich stark, glaubte der gutmüthige Fürst, der südliche Theil desselben würde sich ihm ebenfalls ohne Schwierigkeit ergeben, und trat seinen Marsch dahin nach dem Brennerberg an, um sich dann mit dem französischen Marschall, Herzog von Vendôme, zu vereinen, der aus Italien herbeizog, wo man sich ebenfalls um die verhängnißvolle spanische Krone herumschlug.

Auf dem Brennerberg, den die Natur geheimnißvoll in's Herz von Tirol hineingebaut und der schon den Römern einst Halt gebot, da ging aber sein Unglücksstern auf! Die vorausgezogenen Truppen, Franzosen, welche damals in Tirol wie Teufel verhaßt waren, brachten jenseits desselben durch wider seinen Willen gepflogene Erpressungen eine ganz andere Stimmung hervor; das starke kriegerische Bergvolk griff massenhaft zu den Waffen und warf die vorgedrungenen ausgelassenen Fremdlinge über den verhängnißvollen Berg zurück.

Wohl eilte nun der heldenhafte Fürst und kühnste Türkenbezwinger auf seinem Andalusier mit beinahe all seiner Macht persönlich zu Hülfe herbei und führte sein tapferes, in Ungarn, in den Niederlanden und in Italien so oft bewährtes Leibregiment selbst zum Sturm auf die Brennerhöhen; allein hier fand er das Ziel seines Vordringens. Die allgewaltige Natur wurde sein gefährlichster Gegner, die alle bayerische und französische Tapfer-

keit scheitern machte und den Tirolern ein viel mächtigerer Bundesgenosse ward, als es ihm in solcher Lage der große König von Frankreich sein konnte! Ja, Alles, was die menschliche Kunst gebaut, die stärksten Wälle und Festungen, z. B. Ofen, Belgrad, Mainz, hatte dieser bayerische Heldenfürst schon vor sich fallen sehen, die auserlesensten von den besten Feldherrn kommandirten Kriegsschaaren, selbst die damals fanatisch tapfersten, die Janitscharen, hatten schon zu Tausenden mehrmals ihre Fahnen vor ihm gesenkt; bei diesem verhängnißvollen Berge, vertheidigt von einem tapfern Naturvolk, wollte ihm Nichts mehr gelingen.

Da auch Marschall Vendôme im Süden ähnliche Hindernisse fand, so zog er wieder in's Innthal zurück. Aber auch in diesem Landestheile, wo sich bei seinem Einzug so viel Ergebenheitseifer gezeigt und er deswegen in allem Vertrauen mit sehr wenig Bewachung verlassen hatte, war während seiner Abwesenheit durch die — wider seinen Willen — ausgeschriebenen Kontributionen und durch kaiserliche Agenten eine andere Stimmung des leicht reizbaren Volkes erwacht, was durch einige muthwillige Uebergriffe einquartirter Soldaten, trotz streng befohlener Disciplin, sogar zu grimmiger Rache ausartete. Schnell waren alle Besatzungen gefangen, ein Seitencorps an der Finstermünz vernichtet, das kurfürst-

liche Lager vor Innsbruck sogar schon in Gefahr, in der Stadt Hall der spanische General Verita erschlagen!

Nun war der Kurfürst mit seinem Heere in eine Lage versetzt, die auch das stärkste Heldenherz hätte erschüttern können, ringsum von mehr denn 7000 Fuß hohen Bergen umschlossen, die ihm kurz zuvor so unwichtig und friedlich schön vorkamen, nun aber, als sie durchbrochen werden sollten, mit desto düstrerem, mächtigerem Ernste auf die unglücklichen Flachlandssöhne herniederstarrten; alle Ausgänge durch Verhaue und Schanzen versperrt, die Brücken abgebrochen, kurz dem gefürchteten Bayerfürsten, der vor nicht lange Wien und Ofen gerettet und nun es einmal gewagt, statt für Oesterreich, dagegen zu kämpfen, war mit seinen Bayern förmliche Zernichtung geschworen, um welche Anstalten sich besonders ein verkleidet herbeigeschlichener kaiserlicher Agent, Oberst von Haindl, annahm.

Max Emanuel gehörte aber keineswegs zu den Charakteren, welchen plötzlich eingetretene Widerwärtigkeiten ihre ursprüngliche Spannkraft nehmen. Er zog zwar nicht mehr in die Stadt ein, sondern lagerte außerhalb derselben in seinem Türkenzelte, das er bei Mohacs erobert hatte. Seine bewährtesten Generäle: Maffei, Wolframsdorf, Lützelburg, Senfrim, besonders die dabei befindlichen Gesandten von Frankreich und Savoyen mach-

ten bedenkliche Gesichter; sein hochsinniger Adjutant und intimer Freund, Oberst Ferdinand von Arco, war von sehr düstern Ahnungen erfüllt und machte, obwohl selbst tirolischen Stammes, den geliebten Fürsten und Freund auf die Tücke des nun überall umgeschlagenen Bergvolkes aufmerksam.

Trotzdem wollte Max Emanuel, der nicht einen Augenblick seinen Gleichmuth verlor, Tirol noch nicht ganz verlassen, weil er immer auf bessere Nachrichten aus dem Süden rechnete; doch gab er nach einigen Tagen einstweilen den Befehl, sich durch das Oberinnthal und die Scharnitz für jeden Fall einen Ausgang nach Bayern zu eröffnen, während Innsbruck noch besetzt bleiben sollte.

Als man in der Nacht des 22. Juli aufbrach, ersuchte Graf Arco, der zugleich Oberst-Stallmeister war, den Kurfürsten, ihn den Hengstschimmel reiten zu lassen und sich auf die viel ruhigere Rappstute zu setzen, welche auf dem nun einzuschlagenden Gebirgswege viel verlässiger als der feurige spanische Schimmel sei. Auf etwas anderes sinnend gab es der Kurfürst zu, setzte sich auf den ruhigern Rappen, welcher auch eines seiner ältern Leibpferde war, und wunderte sich dann im Fortreiten nur darüber, seinen Freund Arco auf dem eingetauschten Rosse viel heiterer zu sehen.

„Er freut ja dessen sich, als trüg der Schimmel
Ihn heute noch hinauf gen Himmel!“

Das bayerische Heer bewegte sich von Insbruck aus in zwei Sturm-Kolonnen, deren Eine unter General von Maffei auf der Hauptstraße gegen die berühmte Martinswand nach Zirl vorrücken mußte — die andere, welcher der Kurfürst mit seinem Generalstab 3 Uhr Morgens selbst folgte, sich auf dem andern Ufer des Innflußes über Gallwies auf einem Seitenweg dahinzog, um sich in jenem Dorfe mit der erstern zu vereinen. Auf beiden Ufern waren ungeheuere Schwierigkeiten zu überwinden, welche hier wieder besonders die Natur darbietet. Auf dem Einen hauptsächlich die schauerlichen Felsendefileen an der 1500 Fuß senkrecht aufstarrenden Martinswand, welche schon friedlichen Wanderern großen Respekt einflößt. Auf dem Andern, bei dem gegen den Inn vorspringenden sogenannten „Heiligkreuz“-Hügel, welche beide natürliche Sperrpunkte noch überdieß verschanzt, die Straßen verhaut und durch auserlesene, nie fehlende Scharfschützen und einige kaiserliche Soldaten unter dem obengenannten Obersten vertheidigt wurden.

Es war noch düsterer Morgen, als der Kurfürst aufbrach, bei welchem Marsch die gewaltigen Berge nun, als das erste Licht mit der Nacht noch phantastisch rang,

um so schauerlicher in das Thal herunter drückten. Weiter vorwärts hatte der Kampf bereits begonnen; schon forderten zum Morgengruß die bayerischen Kanonen durch ihren Donner die tirolischen Berg-Echo's heraus, viele hundert Vögel (Krähen), dort auch „Todtenvögel" genannt, aufscheuchend, die in schwarzen Massen von einem Ufer zum andern ängstlich flatterten und den düstern Eindruck auf die schweigend dahin marschierenden fremdländischen Krieger noch mehr erhöhten.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die nun schauerlich schön aufstarrende Martinswand beleuchtete, kam der Kurfürst, welchem Graf Arco zur Seite ritt, der Kreuzschanze näher, wo gerade seine Artillerie eine wirksamere Aufstellung suchte. Er besichtigte die feindliche Stellung, welche auf der waldigen Höhe durch starkes Büchsengeknall sich kundgab, und richtete dann, als sehr geschickter Artillerist, selbst 4 Kanonen dahin. Diese den Tirolern immer am meisten furchtbaren Fernwaffen machten bald eine solche Wirkung, daß der lockere Feind hier die Schanze verließ und höhern schützenden Bergen zufloh.

Nicht so glücklich war die andere Sturmkolonne, welche bei der genannten Riesenfelsenwand vorrücken sollte. Diese Krieger waren schon zwei Stunden im vergeblichen Kampfe, 700 der auserlesensten lagen durch Schüsse oder herabgelassene Steintrümmer hingeopfert und

kaum wäre man hier je vorwärts gekommen, wäre nicht der Angriff durch den scharfen Feldherrnblick des Kurfürsten von dem andern Ufer aus trefflich unterstützt worden.

In der Nähe des Dorfes Kematen, gerade gegenüber der Martinswand, ließ nämlich dieser seine Kanonen über den Inn hinüber feuern, deren Kugeln nun nicht allein verderbend in des Feindes offene Flanken einfielen, sondern auch von den Felsenwänden Steine ablösten, die auf die Köpfe der überraschten Vertheidiger herabfielen; bald ergriff daher auch hier Alles die Flucht und der Ausgang nach Bayern war erkämpft!

Wie kein feindlicher Schuß mehr zu hören war und man sich die Gegend gehörig gesäubert dachte, näherte sich von Insbruck her auch das andere vornehme Gefolge des von Freude erfüllten Kurfürsten, der sich hier sogar die gewaltigste Felsenwand Tirols dienstbar zu machen wußte, und der ganze verhängnißvolle Fortritt gegen Zirl bewegte sich in folgender Ordnung:

Zuerst ritt der Kurfürst auf dem eingetauschten Rappen in einfacher Dragoner-Uniform gekleidet, die er gewöhnlich bei Affairen anzuhaben pflegte; neben ihm mit noch immer heiterm Blick sein Freund Arco auf dem erwähnten Schimmel in desto glänzenderem Waffenrock, einen großen Tressenhut auf dem jugendlichen Haupte,

den schlanken Leib von einer blauweißen, silbergestickten frei in die Morgenluft hinausflatternden Feldbinde umfangen. Hart hinter diesen folgten die beiden Gesandten von Frankreich und Spanien, Graf Riccout und Marquis Briançon, und zwei ziemlich amazonenhafte Damen, dann mehrere Pagen, Läufer; noch etwas mehr zurück ritten der kurfürstliche Feldgeistliche, der Abt vom Kloster Rohr und der Leibfeldscherer; diesen folgte ebenfalls zu Pferd des Kurfürsten treuer Kammerdiener Georg Arnold, ein geborner Tiroler, der als sehr gegendkundig seinem geliebten Herrn immer die Wege angab. Voraus und hinter diesen Nobelzug ritten einige Garde-Dragoner als Tête und Wache; den Schluß machte eine ziemliche Zahl von Bedienten und Stallknechten.

Bald außerhalb des Dorfes Persus, beim sogenannten „reißenden Ranggen", wo ein kleiner durch Murnen gebildeter Bergvorsprung gegen den Inn herunter ragt, näherte sich die Reitergruppe einer durch den wilden Ranggenbach schwer zu passirenden Stelle. Graf Arco will nun etwas voraus reiten, um diese Stelle näher zu besichtigen; doch kaum einige Schritte vom Kurfürsten entfernt, knallt ein Schuß von waldiger Höhe und er stürzt tödtlich getroffen von dem verhängnißvollen Schimmel, auf dessen Rücken der tückische Schütze (ein kaiserlicher Jäger) sich den gefürchteten Kurfürsten dachte.

Mit lautem Aufschrei schwang sich dieser sogleich vom Pferde, suchte dem Gefallenen mit dem Sacktuche das Blut der Wunde zu hemmen, dem Feldscherer zurufend: „O helft meinem Freund Arco!“ — Vergebens! Der seltenste Freund konnte sprachlos mit verklärtem Blick dem geliebten Fürsten nur mehr die Hand reichen! Bald war er gänzlich von des Todes Macht umschlungen. — Nichts blieb dem vom tiefsten Seelenschmerz ergriffenen Kurfürsten übrig, als mit heißen Thränen dem geliebten Freunde, der augenscheinlich durch den Tausch der Pferde sein Leben für ihn aufgeopfert hatte, die treue Seele von den bleichen Lippen zu küssen!

Georg Mayr.

Gruß zum heiligen Weihnachts-Abend.

Sei mir gegrüßt, o Weihnachtszeit,
Du Jubelfest der Christenheit! —
Wo einst beim Klange frommer Lieder
Der Heiland stieg zu uns hernieder.

Sei mir gegrüßt, du heil'ger Tag!
Wo Christus in der Wiege lag,
Ein hilflos Kind, um einst so herben
So bittern Tod für uns zu sterben.

Sei mir gegrüßt viel tausendmal
Du Trost, du Licht in Noth und Qual! —
Du Tag der menschlichen Erhebung,
Du Tag der göttlichen Vergebung!

Sei mir gegrüßt, gebenedeit,
Du wunderbare Gnadenzeit!
O lindre, stille alle Schmerzen, —
Versöhne die entzweiten Herzen!

Sei mir gegrüßt beim Glockenklang,
Beim kindlich frommen Chorgesang!
Und bringe aller Welt hienieden
Im Geiste Jesu: „Eintracht," — „Frieden!"

Carl Woldemar Neumann.

Der Geist der Zeiten.

(In vier Sonetten.)

I.

Die mächt'gen Ritterburgen sind zerfallen
Und Helme, Schilde, Schwerter all' zerschlagen!
Da weht's wie düst'rer Geisterhauch in Klagen
Durch Säulentrümmer und geborst'ne Hallen:

Wo ist die gute alte Zeit? nicht schallen
Hüfthörner mehr bei frohem Waldesjagen,
Nicht künden Sänger Frau'n die Minnesagen
Und Pilger nicht zum heil'gen Grabe wallen.

Verloren ist verloren und vergangen
Im Strom der Zeit ist die romant'sche Wonne!
Was todt, erwecket nicht gewaltig Sehnen.

Wer wollt' auch nach entschwund'ner Zeit verlangen?
Begrüßt vielmehr den Aufgang neuer Sonne
Und laßt Romantikern ihr eitel Wähnen!

II.

Wie anders webt's und wogt's in unsern Tagen!
Nun fliegen ja die Menschen, gleich Dämonen
Mit Fittigen beschwingt, durch alle Zonen
Auf ihren wundersamen Feuerwagen.

Und wollt ihr nach entfernten Freunden fragen,
Ein rascher Zauber wird die Liebe lohnen:
Denn, mögen sie am and'ren Pole wohnen,
Die mag'sche Kette wird euch Antwort sagen.

O Wunder über Wunder! Eine Reihe
Von Hochgenüßen will zur Lust entzünden,
Aus üpp'gem Füllhorn reiche Gaben schütten.

Und ist es nicht des Menschengeistes Weihe,
Die allenthalben stolz sich muß verkünden
Und schnell Paläste baut aus armen Hütten?

III.

Doch Viele schmäh'n, was And're rühmend preisen;
Der Geist der Zeit, den diese „herrlich" nennen,
Macht jene nur zum Tadel heiß entbrennen.
Was bliebe da in billigen Geleisen?

Dem Sängerkampfe gleich in schroffen Weisen
Und ähnlich einem scharfen Lanzenrennen
(Die Ritter möget ihr am Wahlspruch kennen)
Ringt jeder nach den ausgebot'nen Preisen.

Die Banner weh'n! es ist ein heftig Streiten,
Es rüsten Alle sich im Waffenschimmer
Und opfern manchem Wahne Blut und Leben.

Denn Geist und Körper, diese längstentzweiten
Gewalten enden ihre Kämpfe nimmer,
Um stets die alte Zwietracht anzuheben!

IV.

In Gottes Handen schwebt die güld'ne Waage,
Auf daß ermessen werde, was im Stillen,
Was laut geoffenbart des Menschen Willen,
Und es entrollt das Bild sich aller Tage.

Die Nebelwolken fallen, alte Sage
Wird sich're Kunde einst, es wird erfüllen
Sich Alles und Verborg'nes sich enthüllen —
Drum endet jeden Streit um eitle Frage!

Ein Jeder strebe, ringe treu nach Klarheit
Demüth'gen Sinnes zwar und unbefangen;
Der Hochmuth beuge sich dem ew'gen Lichte.

Einmal und endlich sieget ja die Wahrheit!
Gestillt wird edlen Dranges heiß Verlangen —
Und Alt und Neu wird Ein's im Weltgerichte!

Fall und Befreiung.

(In drei Sonetten.)

I.

Das Menschenpaar erwacht aus süßem Traume,
Ein duft'ger Hauch von milder Luft getragen
Erhebt sich und die Nachtigallen schlagen;
Sieh da: es winkt die gold'ne Frucht am Baume.

Versuchung locket aus dem Blätterraume,
Daß die Gewarnten in vermeßnem Wagen
Nach des Verbot's „Warum" sich hastig fragen;
Die Schlange netzt die Frucht mit gift'gem Schaume.

Nehmt, spricht sie, eurem Schöpfer ganz zu gleichen;
Was Gut und Bös, ihr werdet's bald erkennen;
Befürchtet nicht, verheiß'nen Tod's zu sterben.

Da siegt der Stolz und alle Zweifel weichen,
In gier'ger Lust die Sinne wild entbrennen;
Und wir — wir sind des Sündenfalles Erben!

II.

Am Paradiese stund der Engel mit dem Schwerte,
Zu hüten jene Pforten, die verschlossen
In's Elend war die Menschheit ausgestoßen,
Die, Gott zum Trotz, Verbotenes begehrte.

Und als Geschlecht sich durch Geschlechter mehrte,
Das Wucherkraut der Sünde aufgeschossen,
Hat der Erbarmung Quelle sich erschlossen,
Daß den Gefall'nen Hoffnung sie gewährte.

Ein neuer Baum, auf Golgatha erhoben,
Bot süße Frucht, vom Gottesschein umwoben,
Unschuldig schuld'ger Sünder Last zu tragen.

Bald war der alten Schlange Macht zerstoben,
Die einst das erste Menschenpaar betrogen,
Und Tröstung folgte auf Verzweiflungsklagen.

III.

Zur Erde senkte sich die Liebe nieder
Des Vaters, der den eig'nen Sohn gesendet —
Und der Erlösung Wunder ward gespendet,
Das längst Verlor'ne nun zu bieten wieder.

Durch alle 'Himmelswelten tönten Lieder
Der Engel, daß der Sünde Fluch geendet
Und Gottes Zorn in Milde sich gewendet,
Weil eine Jungfrau trat auf's Haupt der Hyder.

Wer könnte da noch von dem Kreuze lassen,
An dem die Liebe breitet ihre Arme,
Um innig alle Menschen zu umfangen?

Wer könnte da noch seine Feinde hassen,
Müß't Jeden drücken nicht an's Herz, das warme,
Sieht er auf Golgatha das Opfer prangen?!

Fr. Pocci.

Der Falkonier.

I.

Ich bin ein Falkonier,
Ein frisch jung wildes Blut,
Und trag' die Reiherzier
Auf meinem Krämpenhut,
Ich bin ein Falkonier!

Ich zieh' zum grünen Wald,
Den Falken auf der Faust,
Zur Beute wird mir bald,
Was dort gefiedert haust,
Ich bin ein Falkonier!

Mein Edelfalke streicht
Hinauf zum Wolkenzug,
Wohin kein Pfeil mehr reicht
Im stolzen Siegesflug,
Ich bin ein Falkonier!

Ich bin ein Falkonier
Und mag nichts anders sein,
Solang im Waldrevier
Noch fliegt ein Federlein
Bin ich ein Falkonier!

II.

Der Falkner kam zum Schlosse, den Falken auf dem Ring,
Den er an Islands Küsten in Felsenschluchten fing.

Der hat um seine Freiheit wie lange sich gegrämt,
Bis ruhelose Wache und Hunger ihn gezähmt.

So köstlich wie der Falke war keiner je zu seh'n,
Im Schlosse blieb das Fräulein bewundernd vor ihm steh'n.

Der Falkner stand vor'm Fräulein und hat wie traumversenkt
Ihr mit dem Edelfalken zugleich sein Herz geschenkt.

III.

Der Falkner hob auf weißen Zelter
Das Edelfräulein stolz hinauf.

Sie sprengte kühn durch Wald und Felder
Zum Strom hinab im wilden Lauf.

Aus Rohr und dunklem Erlenlaube
Ein Reiher strich im Morgenduft;
Dem Falken löst' sie rasch die Haube
Und warf ihn fröhlich in die Luft.

Und hoch am blauen Himmelsdome
Der tapfre Falk' den Reiher schlug,
Er sank in's grüne Schilf am Strome
Mit aufgehacktem Silberbug.

Das Fräulein sprach mit glühen Wangen:
„Wer hat dem Falk' die Beiz' gelehrt?
Der soll die goldne Kett' empfangen,
Die seine Kunst belohnt und ehrt!“

IV.

Es sprengte das Fräulein vom Jagen in's Schloß,
Ihr folgte der Falkner auf schnaubendem Roß,
Es wuchs ihm das Herz in dem knappen Gewand,
Die Schultern umblitzte das goldene Band.

Und als in dem Hofe das Eisen erklang,
Wie rasch aus dem Sattel der Falkner sich schwang,

Er hielt ihr den Bügel und hat sich gebückt
Und heimlich die Lippen auf's Füßlein gedrückt.

Da traf ihn ihr Auge mit blitzendem Strahl,
Das brannt ihm im Herzen mit zuckender Qual,
Sie gab ihm den Falken mit lächelndem Mund
Und hielt ihn gefangen zur selbigen Stund. —

V.

Es strich der Edelfalke auf Island wild umher
Und wiegt' sich auf den Schwingen hoch über Land und Meer.

Da kam der schlaue Jäger und stellt' ein Netz geschickt,
Das hielt gar bald den Falken mit festem Garn umstrickt.

Seit in des Fräuleins Augen der Jäger hat geblickt,
Sind wunderbare Schlingen ihm um das Herz gestrickt.

Er kann nicht mehr entrinnen und flöh er über's Meer
Und trägt wie jetzt der Falke an seinen Fesseln schwer.

VI.

Fliege Falke, fliege, flieg' in blaue Lüfte
Ueber Strom und Wald und Felsgeklüfte,

Flieg nur immer fort,
Bis an jenem Ort
Du das Bergschloß siehst,
Das mein Lieb verschließt.

Wiege Falke, wiege, wieg' dich auf den Schwingen
Um das Schloß herum in engen Ringen,
Wenn dein Aug' sie schaut
Flieg herab vertraut
Zu der Liebsten fein
An ihr Erkerlein.

Schmiege Falke, schmiege, schmieg' dein weich' Gefieder
Zärtlich an ihr sanft geschwelltes Mieder,
Grüß sie tausendmal
Vom Gesell im Thal,
Der für alle Zeit
Ihr sein Herz geweiht!

VII.

Den Edelfalken trag' ich
Auf gelbbeschuhter Hand;
Den Silberreiher jag' ich
Am schilfbewachs'nen Strand.
Das stolze Fräulein frag' ich,

Wohin ihr Sinnen streicht —,
Um ihre Antwort klag' ich,
Wohin kein Jäger reicht'!

VIII.

Wie oft schon stand ich träumend da
Und harrte still am Weg,
Bis ich das Fräulein reiten sah
Zum Jagen in's Geheg!

Sie sprengte durch den Wald daher,
Sie sah mir in's Gesicht,
Doch daß sie macht mein Herz so schwer,
Das sah die Stolze nicht.

IX.

Im Wald das Köhlertöchterlein
Läßt still das Köpflein hangen,
Wie Rosen sonst im Sonnenschein,
Sind lilienbleich die Wangen.

Die Amseln singen noch im Strauch,
Die Buchenhalden dunkeln,
Vom Meiler zieht hinweg der Rauch,
Die Kohlenbrände funkeln.

Das Mägdlein blickt dem Rauche zu,
Wie fern die Wölklein schwinden,
Verschwunden ist des Herzens Ruh',
Es kann sie nimmer finden.

„O Falkner, lieber Falkner mein,
Was nützt dir all dein Jagen?
Du geh'st beim Zuge hintendrein
Und mußt den Reifen tragen."

„„Geh' ich beim Zuge hintendrein
Und trag' ich nur den Reifen,
So kann's dabei doch möglich sein,
Ihr Sammtgewand zu streifen.""

„Das Edelfräulein sitzt zu Roß,
Sieht nur den Falken fliegen,
Du zieh'st bei dem gemeinen Troß,
Kannst bei der Jagd nicht siegen."

„„Sitzt auch das Fräulein stolz zu Roß,
Sieht nur den Falken fliegen,
So bin ich doch ihr Jagdgenoß,
Seh' meinen Falken siegen.""

„Es steht ein Blümlein tief im Wald,
Muß früh verwelkt bald scheiden,

Bin ich nur einmal bleich und kalt,
So endigt auch mein Leiden."

""Steht auch ein Blümlein tief im Wald
Und hat's ein Reif getroffen —
Viel besser ist's, zu sterben bald
Als Lieben ohne Hoffen."" —

X.

Ich wollt' am Schloß vorüber geh'n,
Den Falken auf der Hand;
Ich blieb vor ihrem Erker steh'n
Und war wie festgebannt.

Sie schlug die Harfe zum Gesang,
Das klang so wundervoll,
Daß mir vor sehnend heißem Drang
Das Herz bezaubert schwoll.

O Falk', ich mag nicht jagen mehr,
Mich lockt die Haide nicht,
Ich trag' wie du jetzt Fesseln schwer,
Die keine Macht zerbricht.

XI.

O Falke, du kannst fliegen
So weit dein Auge reicht,
So weit der Sturmwind streicht,
O Falke, kannst du fliegen.

Du schwingst dich in die Lüfte,
Bis tief die Erd' versinkt
Und dir die Freiheit winkt
Schwingst du dich in die Lüfte.

Mich hält ihr Blick gefangen
Gleich einem Zauberbann,
Daß ich nicht scheiden kann
Hält mich ihr Blick gefangen.

O Falke, trag' mein Sehnen
Hinauf in's Wolkenmeer
Und kehr' zurück nicht mehr,
O Falk', mit meinem Sehnen.

XII.

Flieg' Falke, flieg', so weit der Himmel reicht!
Mir ist von meinem Lieben
Ein wundes Herz geblieben,

Das heilet nimmer mehr.
Und fort will ich nun wandern
Von einem Ort zum andern
Weit über Land und Meer.

Flieg' Falke, flieg', so weit der Himmel reicht!
Was hilft mir's, wenn ich scheide,
Wenn ich die Stolze meide,
Verfolgt von ihrem Bild!
Sie hat mich so gekettet,
Daß keine Flucht mich rettet
Und meine Sehnsucht stillt.

Flieg' Falke, flieg', so weit der Himmel reicht!
Wohin den Schritt ich lenke,
Ich ihrer stets gedenke,
Die meinen Frieden nahm.
Mir sagt des Herzens Beben,
Daß bald mein junges Leben
Verzehrt der bittre Gram. —

XIII.

Könnt' ich wie du, mein Falk' mich schwingen
Hinauf zur blauen Himmelsluft,
Ich wollt' um eine Beute ringen,
Von der mich scheidet weite Kluft.

Daß tief im Thal ich bin geboren,
Wo hoch ihr Schloß auf Felsen steht,
Daß mir kein Wappenschild erkoren
Und Nacht der Väter Grab umweht.

Dort über'm Schloß schlüg ich's Gefieder,
Wohin kein spähend Auge blickt,
Im jähen Schusse stieß ich nieder
Und hielt die Beute fest umstrickt.

Das Edelfräulein wollt ich fassen
Bei ihrem gold'nen Ringelhaar
Und im Gebirg mich niederlassen,
Ein stolzer, königlicher Aar! —

XIV.

Bin ich ein wilder Falke, hat Wachen mich gezähmt,
Daß mir zum Siegesfluge der Fittig ist gelähmt?
Ich bin ein wilder Falke mit Fängen scharf und spitz
Und treffe meine Beute so sicher wie der Blitz.

Und trägt sie Gold und Seide, und Perlenschmuck im Haar,
So trag' ich Wehr und Waffen und trotze der Gefahr.
Die Waffen will ich schwingen im blutigen Gefecht
Und Rittersporn verdienen dem niedern Jägerknecht.

XV.

Das Edelfräulein ritt im Wald
Und ritt verschwiegne Pfade,
Sie kam zum grünen Thalsee bald
An's blühende Gestade.

Da hielt sie still und lauschte bang,
Es rauschten nur die Wellen,
Doch ferne jetzt ein Hifthorn klang
Und ließ die Töne schwellen.

Es stand am See ein Weidenbaum
Mit tief gesenkten Zweigen,
Sie band daran des Rößleins Zaum
Und stand dabei in Schweigen.

Ein Falke durch die Lüfte flog,
Er folgt allein dem Reiher;
Der Falkner, der am Ufer zog,
Sah fliegen ihren Schleier.

Dieweil der Falk' den Reiher fing
Und's Rößlein scharrt' im Moose,
Ein Stündlein bald vorüberging
In traulichem Gekose.

„Herzliebster Buhle, nun ade,
Noch einmal laß dich küssen,
Ich wollt' ich läg' im tiefen See,
Als so zu scheiden müssen!“

Das Fräulein sprengt zum Walde jach
Mit glühend rothen Wangen —
Der Falkner sah ihr lange nach
Mit sehnendem Verlangen.

„O wär' ich doch ein adlig Blut,
Ich wollt' sie wohl gewinnen,
Doch Niemand weiß, wie wehe thut
So hoffnungsloses Minnen!“ —

XVI.

Steig' auf mein Falk', schwing dich hinauf,
So hoch der Himmel blaut,
Bis auf dem Berg' am Stromes Lauf
Ein Schloß dein Auge schaut.
O Falke mein Stolz
Beim Jagen im Holz!

Steig' auf mein Falk', im Rittersaal
Das Edelfräulein sitzt,

Die höhnt die Freier all' im Thal,
Ihr schwarzes Auge blitzt.
O Falke mein Stolz
Beim Jagen im Holz!

Steig' auf mein Falk' und grüße mir
Des Ritters adlig Kind,
Bin ich auch nur ein Falkonier,
Hab' ich sie doch gewinnt.
O Falke mein Stolz
Beim Jagen im Holz!

XVII.

Drei Ritter mit Falken die sitzen zu Roß
Und grüßen am Söller das Fräulein vom Schloß.

Sie reiten hinunter in's duftige Moor
Und leise gesteht es der jüngste zuvor:

„Ich liebe das Fräulein!" — „„Wir lieben es auch!"" —,
Da rauscht es, ein Reiher sich schwingt aus dem Strauch.

„Weß Falke da droben den Reiher bezwingt,
Als Sieger vor allen das Fräulein erringt!"

Streich' Reiher, drei Geier, das kostet dein Blut
Und Fräulein, drei Freier, das endet nicht gut!

Es steigen die Falken hinauf in das Blau
Und schlagen den Reiher herab in den Thau.

„Der Sieger bin ich, denn mein Falke, der schlug
Dem Reiher die Fänge zuerst in den Bug!“

„„Der Reiher ist mein, denn es hat ihm zuletzt
Mein Falke die tödtliche Wunde versetzt!““

„„„Nein! mein ist der Reiher, und wer ihn begehrt —
Und siegte mein Falk' nicht, sieget mein Schwert!“““

Da blitzen die Schwerter zugleich aus der Scheid
Und schlichten wie immer verworrenen Streit.

Sie stoßen dem jüngsten in's Herz hinein. —
„Wer soll von uns beiden der Sieger nun sein?“

„„Der Sieger sei der, dem das Fräulein zum Sold
Für treuliches Minnen ein Zeichen gezollt.““

Der löst sich die Schleifen am Wamse, da war
Verborgen am Herzen ihr goldenes Haar.

Der streift sich den Stulpen herab von der Hand,
Da hielt seinen Finger ihr Ringlein umspannt.

Die Ritter erblassen und blicken sich an:
„Verflucht sei die Falsche, die dieses gethan!"

Die beiden, sie scheiden und grüßen sich nicht,
Wohin sie gekommen weiß keiner Bericht. —

Heinrich Reder.

Apfel und Birne.

Es war einmal ein Bube gut und eine saubre Dirne,
Die hatten einen Apfel roth und eine süße Birne.
Der Bube sprach: der Birne süß muß wohl der Apfel weichen
Und dachte sich: sie ist dem Kuß der Dirne zu vergleichen.
Die Dirne sprach: der höchste Preis doch wohl dem Apfel bliebe!
Und dachte sich: das liebe Roth ist Farbe ja der Liebe.
Der Dichter sprach: du närrisch Volk! was hilft dir doch das Zanken,
Daß Aepfel sind und Birnen auch, sollt ihr dem Himmel danken.
Und wem die Birne mehr behagt, soll schnell die Birne fassen,
Doch soll er andre Früchte auch als Früchte gelten lassen.
Da nahm der Bube kurz und gut die Birne sammt der Dirne,

Der Dirne aber leuchteten die Aeuglein wie Gestirne.
Und ging den Kindern allsogleich ein Lichtchen auf mit Wonne
Und Jedes hat im Andern nun den Himmel sammt der Sonne

Baron Rettberg.

Eine Seefahrt.

Auf dem Chiemsee glitt ein Einbaum vom Ufer ab; ein Mädchen stand drinnen und lenkte ihn. Rechts die Gebirgsreihe, links die Ebene, dunkelblau so Himmel als See, der Mond und matte Sternchen droben, der funkelnde Widerschein drunten, das gab zusammen ein stilles, friedliches Bild; aber das Mädchen achtete dessen nicht sonderlich. Sie hatte Jemand über den See gesetzt und wollte nun heimkehren in der ersten, hellen Hälfte der Nacht. Ihre Gedanken aber weilten bei einem traurigen Bilde; denn an dem Orte, den sie eben verließ, war ihr erzählt worden: endlich habe man gestern ein seit Kurzem vermißtes Mädchen gefunden, im eignen Einbaum ertrunken. Wahrscheinlich hatte dasselbe sein Ruder verloren und darnach haschend den Einbaum, dessen Eigenthümlichkeit ihm nicht gestattet unterzugeben, so sehr aus dem Gleichgewicht gebracht, daß er sich mit Wasser füllte; nun mochte es, im Wasser stehend, ohne Ruder, also unfähig, dem Lande zu nahn, sich so lange aufrecht erhalten haben, bis, von Erstarrung oder Ermattung über-

wältigt, es im Kahn zusammensinkend, darin ertrank. Dieß traurige Ereigniß ging der jetzt Ueberfahrenden nicht aus dem Sinn.

Sie blickte nachdenklich auf die dämmerige Wasserfläche, die schweigend bedeckte, was sie verschlungen seit Menschengedenken und o wie langer Zeit, und immer unheimlicher ward ihr zu Muth, immer bänger um's Herz. Vor Augen schwebte ihr der schwanke Einbaum in gleicher Linie mit dem Wasserspiegel, drinnen des Mädchens Leiche, das ausgerungen nach langer Todesangst. Wenn ihr's nun ebenso erginge! Unwillkürlich schloß sie die Hand fester um's Ruder, und versuchte doch, über sich selbst zu lachen. Wie unwahrscheinlich! Sollte das nämliche Unglück gleich wieder geschehn? Aber schon ließ sie der Gedanke nicht mehr, wie eine Ahnung über ihr Herz sich legend, bis, von Grauen übermannt, sie nicht wagte, weiter zu fahren. Langsam, mit festem Griff, zog sie das Ruder, es auf den Boden zu legen, herein. Doch indem sie es durch die Wiede schob, achtsam, daß es der Hand nicht entgleite, that ihr Fuß einen Fehltritt; schnell mußte sie sich auf die Wand des Nachens stützen, er erlitt einen heftigen Stoß und drohte wirklich umzuschlagen. Alles Blut drang ihr nach Kopf und Herzen. Wenn sie nun wäre hinabgestürzt zu all den andren Leichen! Und ihre Seele? — Die Kniee

wankten ihr. Mit eingehaltenem Athem kauerte sie nieder und starrte hinaus ohne zu sehn auf die dunkle Wasserfläche, während durch ihren Geist in banger Hast Gedanken und Bilder jagten, alle sich drehend um das Eine, was aus ihr geworden, hätte Gott sie nun plötzlich vor sich gerufen; was würde, geschähe es noch, im nächsten Augenblick . . . .? Mit nie zuvor gekannter Klarheit zogen blitzesschnell die Bilder ihres Inneren vorüber, so viel Eitelkeit, soviel Leichtsinn, soviel Neid und Bitterkeit um Geld und Gut, um der Schönheit willen, um des Lebens Bequemlichkeiten; soviel Selbstsucht, soviel Rücksichtslosigkeit, soviel Hartherzigkeit gegen den Nächsten! Und dann ihr Verhältniß mit einem Burschen, dem sie kaum mit recht inniger Liebe war zugethan, mehr um der Leute, der eitlen Ehre willen; und vielleicht lebte sie dadurch in immerwährendem Ungehorsam; denn ohne bestimmtes Verbot murrte und grollte doch ihre Mutter beständig darüber, es könne zu nichts Gutem führen. Stellen aus dem Katechismus, aus stumpf angehörten oder längst vergeßenen Predigten fuhren ihr durch den Sinn. „Du sollst Gott über Alles lieben!“ Wie hatte sie dieß Gebot befolgt? O sie hatte ihn weniger geliebt als Lust der Augen und Hoffart des Lebens, weniger als zeitliche Ehre und zeitlich Glück, ja weniger oft als Speis und Trank, als Geschwätz und Lachen.

Mit bebenden Händen tastete sie im Schiffchen umher, ob nirgends ein Astloch sei, das Wasser einließe.

Der Mond zog quer über den See eine schmale silberne Fährte, und in diesem Schimmer glaubte sie die Wellen sich kräuseln zu sehn wie bei herannahendem Sturm. Wenn er nun sich erhübe, sie wirklich zu Grunde ginge! Und nun müßte sie erscheinen vor Seinem Angesicht, und hätte Nichts, Nichts zu bringen! Fiel denn kein gutes Werk ihr ein, das sie gethan, das sie könnte zur Sühnung bieten? — In quälender Angst fand sie nicht eines, nein, keins, das Stand gehalten vor der Frage: Hast du's gethan um Meinetwillen?" Und es wäre nun zu spät, zu spät für das allerkleinste Werk! Auf die Stirn trat ihr der Angstschweiß.

Sie versuchte alle Kraft des Herzens zu einem Akt der Reue zusammenzufassen. — Vergebens! Nur Furcht fand sie in ihrem Herzen, Furcht vor dem Tode, Furcht vor dem Jenseits.

Nur jetzt nicht sterben! So nicht sterben!

Schwer seufzend blickte sie scheu umher, sie wußte kaum, klopfte ihr Herz oder stand es still. So ruhig war sie von Haus weggefahren; auch jetzt noch war die Mondnacht so schön; kein Wind, keine Wolke, nirgends ein Anlaß zu Besorgniß, ein Schein von Gefahr. Und doch fühlte sie sich so elend, so schaudernd, so verlassen,

einzig weil einmal der Gedanke an Gottes Gericht lebhaft über sie gekommen.

Endlich empfand sie die bittre Kälte der nächtlichen Seeluft, und daß sie halb davon erstarrt war. Der Mond war dem Untergange nah. Wollte sie die ganze Nacht, auch wenn er die Erde der Dunkelheit anheimgegeben, auf dem See verbleiben im schaukelnd sich selbst überlassenen Kahn? Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Schon vermochte, der Kälte nun sich bewußt, die Aufgeregte nicht mehr dem rieselnden, schüttelnden Frost in allen Gliedern zu widerstehn. Bedächtig, vorsichtig hob sie das Ruder vom Boden, schob es in die Wiede, und mit langsamen Schlägen theilte sie die Fluth. Als nun der regelmäßige Schall empordrang aus der Stille, darin bis jetzt kaum das Plätschern der Wellen war hörbar gewesen, als in gleichem Takt die Arme sich kräftig auf- und niederbewegten, da löste sich allmählig die Beklemmung in Thränen, die schneller stets und gewaltiger ihr entstürzten, bis endlich ihr lautes Schluchzen, die Brust in Stößen hebend und senkend, hinausscholl in die Nacht.

Nach kurzem Rudern machte der Kahn eine Wendung und ein einsames Licht schimmerte ihr entgegen von der nahen Fraueninsel, wohl aus einer Zelle des Klosters. Darauf steuerte das Mädchen los, und bald fuhr der Nachen knarrend auf den Sand. Sie sprang

heraus, band ihn fest, und die Arme emporwerfend, blickte sie durch die noch immer reichlich fließenden Thränen wie verändert zum dunklen Himmel empor, mit süßem Trost unter ihren Füßen die Erde fühlend.

Dann wandte sie sich einem der nächsten Häuser zu und bat um Nachtherberge.

Emilie Ringseis.

Erwin von Steinbach.

„Dank dir, Ew'ger! Meine Sendung
Auf die Erde ward vollbracht;
Denn in herrlicher Vollendung
Strahlt das Werk, das ich erdacht,
Um den neugebornen Jahren
Künft'ger Zeit zu offenbaren,
Daß ich nicht umsonst gelebt!" —
Erwin also vor dem Münster,
Der zum Abendhimmel finster
Seine Riesenmauern hebt.

Ueber den gewalt'gen Zinnen
Steigt der Mond im Aetherblau,
Und noch lang im tiefen Sinnen
Steht der Meister vor dem Bau,
Während um ihn, stumm und stummer
Schon die Menschenwelt in Schlummer
Ihre kleinen Sorgen wiegt,

? Und auf jenem Sein der Zwerge
Von dem Thurme, hoch wie Berge
Der erhab'ne Schatten liegt.

Da, sowie im Jugendschwunge
Dichterlippen zum Gesang,
Hebt des Domes Glockenzunge
Sich zum ersten Feierklang;
Schallend öffnet am Portale
Sich das Thor der Kathedrale
Und von Innen dröhnt ein Ruf;
Wohl versteht der Greis die Mahnung
Und er tritt mit ernster Ahnung
In die Welt, die er erschuf.

Festlich grüßen ihn die hehren
Hallen mit dem mächt'gen Chor;
Vor den prangenden Altären
Wallt der Myrrhenrauch empor;
Mystisch aus der Fensterrose
Sieht er durch die grenzenlose
Wölbung einen Schimmer glühn,
Sieht ihn droben von den Knäufen
Der gewalt'gen Säulen träufen,
Hier in den Kapellen blühn.

Und ihm ist, zu allen Seiten
Rege sich der Bau um ihn,
Wo die ehrnen, lang gereihten
Bilder in den Nischen knien;
Seltsam flimmerts an den Wänden,
Die Apostel in den Blenden
Oeffnen ihr geweihtes Buch,
Und von Jungfrau'n, die zum Segen
Ihre Lippen sonst bewegen,
Hört er rings den Athemzug.

Horch! und aus den Höh'n des Domes
Quillt herab der Orgelklang,
Wallt und fluthet mächt'gen Stromes
Durch den Strebebogengang;
Und von allen Seiten brechen,
Wie das Meer in tausend Bächen
Ueber seine Dämme braust,
Echoreiche Katarakten,
Deren Fall an den gezackten
Pfeilern in die Tiefe saust.

Erwin kniet, ein stummer Beter,
Und hernieder durch das Dach
Strömt auf ihn ein Sonnenäther,

Heller, als der Erdentag.
Durch die hohen Säulenlauben
Schweben weiße Gottestauben
Und beschwingte Seraphim;
Und ein Rauschen heil'ger Palmen
Und Gesang von Himmelspsalmen
Wogt melodisch über ihm.

„Meister, Meister!" — tönt's im Chore —
„Tritt aus der, die du gebaut,
In die himmlische Empore,
Die du oft im Traum geschaut!
Durch die Reih'n der lichtumwallten
Vierundzwanzig hehren Alten,
Wo die sieben Fackeln loh'n;
Durch die Halle jaspissäulig
Und das „Heilig, heilig, heilig!"
Folg' uns nun zu Gottes Thron."

Also rauscht es im Chorale
Durch die mächt'ge Wunderwelt;
Aber als mit erstem Strahle
In den Dom der Morgen fällt:
An dem Pfeiler da, nach oben
Betend noch den Blick erhoben,

Liegt der greise Meister todt;
Und der Tempel der Gesänge
Schickt die letzten Orgelklänge
Sterbend in das Morgenroth.

Christel.

Die Christnacht war's; zu Zapfen gefror
Das rieselnde Naß an den Rinnen;
Hell strahlte der Schein aus den Fenstern hervor
Von dem schimmernden Lichtglanz drinnen.
Da saß, erzitternd im nagenden Frost —
Sie hatte nicht Obdach, hatte nicht Kost —
Ein armes Weib an dem Kirchenthor
Im dünnen Gewande von Linnen.

„Wo bleibt nur mein Christel? — ach Gott, so kalt,
So kalt ist es lang nicht gewesen —
Er zog doch schon früh hinaus in den Wald,
Die Tannenreiser zu lesen;
Jetzt schleicht er bei Nacht noch, müd und matt,
Von Thür zu Thür durch die Straßen der Stadt;
Doch kehrt er gewiß zurück nun bald
Und hat sie verkauft, die Besen.“

Sie späht mit den Augen, halb schon blind,
Und endlich erblickt sie den Kleinen;
Er bläs't sich die Händchen im eisigen Wind
Und naß ist sein Auge vom Weinen.
„Gott grüß dich, mein Knabe, nun endet die Noth,
Du bist mein Helfer, du bringst mir Brod."
Doch zitternd stottert das arme Kind:
„Von den Besen verkauft' ich nicht Einen!

„O Mutter, ich ging von Hause zu Haus;
Ich sah durch die Thüren der Zimmer
Nur Jubel und Lust und Fest und Schmaus
Und der Bäume buntes Geflimmer;
Dem Andern gab Jeder froh sein Geschenk,
Doch des armen Knaben war Keiner gedenk.
Die Diener wiesen zum Thor mich hinaus
Und hörten nicht auf mein Gewimmer."

Da ruft die Mutter: „Der Herr ist groß!
Er wird sich unser erbarmen!"
Sie nimmt den Kleinen auf ihren Schooß,
Umschlingt ihn fest mit den Armen
Und küßt die Thränen ihm aus dem Gesicht:
„Mein Knabe, mein süßer, weine nicht!

Wie bist du so nackt, wie bist du so bloß!
Hier bleib, hier wirst du erwarmen!"

Und der Wind weht stärker und treibt vom Dach
Der Kirche den Schnee hernieder,
Und die Mutter spricht: „Mein Knabe, bleib wach,
Denn sonst erwachst du nicht wieder!"
Doch bald ist sie selber in Schlummer genickt,
Dann rafft sie sich wieder empor, erschrickt
Und greift nach dem schlummernden Knaben — ach!
Was sind ihm so starr die Glieder!

Er liegt, bedeckt von Eis und von Schnee,
Verhungert oder erfroren,
Und während die Mutter in stummem Weh
Auf ihn hinsinkt, den sie verloren,
Wird's hell in der Kirche, frommer Gesang
Schallt aus dem Chor und beim Orgelklang
Ertönt es: Ehre sei Gott in der Höh,
Der Heiland, der Christ ist geboren!

Geh, Kleiner, geh in den Himmel ein,
Hinweg von der traurigen Erde!
Dort weidet im ewigen Sonnenschein
Der gute Hirt seine Heerde.

Er, der in der Krippe geboren ward,
Ist nicht, wie die Menschen, kalt und hart;
Er sprach: Bei dem Weinenden will ich sein,
Damit er getröstet werde.

Adolph Friedrich von Schack.

Das Fräle[1]) vun Flör'schem[2]).

(Westricher Mundart.)

Nach einer Volkssage.

(Bruchstück.)

I.

Am Hammerdal uf seller[3]) Heh
Do stehr en alt Gemaier:
Das war es Schloß vun Willeste'[4]),
's guckt runner in de' Weier.
Ganz hart debei is 's Karlesdal[5]),
's is wul e' wunzig klenes;
Doch res erum, such iweral —
Do finnschde ke so schönes.

Im Schloß do hauste Rittersleut,
Vun Flöreschem die Herre;

---

1) Fräulein. 2) Flörsheim. 3) selbiger, jener. 4) Wilenstein, Burgruine bei Kaiserslautern. 5) Karlsthal, ein kleines, wohl aber das herrlichste Thal in der Rheinpfalz.

Käm richt doher e' Ritter heut,
Dät's krawelig em [1]) werre [2]):
Was Fetzekerl, 's is unerhört,
Am Borrem [3]) wie geworzelt;
Härr [4]) ener em nor a'gerehrt —
Do wär m'r [5]) hi'geborzelt.

Han Eiseklerer [6]) a'gezoh,
Aus Eise ah noch Hänsche [7]);
Do bimmer [8]) nau' [9]) nor Elensklo' [10])
Geh selli Art vun Mensche:
Die ziehn net lang die Schipp [11]) noch schebb [11]),
Bin glei druf los wie wurig [12]):
Gemenerhann [13]) hot's Bumbes gebb —
Dann Fenschter [14]) blo un blurig.

Das all se sah', wär wul zu lang:
Ich han's vum Ritterfräle;
's is gar so deck [15]) spaziieregang —
Och, könnt ich's schö' verzäle!

---

1) einem. 2) werden. 3) Boden. 4) hätt, — angerührt. 5) man. 6) Kleider aus Eisen. 7) Handschuh. 8) sind wir. 9) nun. 10) Elensklaue. 11) Schippe, Schaufel — für vorgezogenen Mund; — schief. 12) wüthig, zornig. 13) gemeinerhand, gewöhnlich. 14) für — Augen. 15) oft.

En Engel war das Adelheid
For Areme, for Kranke;
's biet jerem ah so schö' die Zeit,
Un jerem dut's ah danke.

War's sunndahs wul ah stolz gekled
In Sammet un in Seire[1]):
Hot's selwer sich sei Sach genäht,
Kunnt's selwer sich ah schneire;
Un hot's gezechelt un gestickt
So' Bännel for Salvete:
Hot's Areme ah Strimp gestrickt
Un ah geflickt noh Näte[2]).

Im Haus am Herd, im Garte draus
Traht's Kicheschorz un Mutze[3]),
Un macht die Mad[4]). — So halt m'r Haus,
Muß alles gut vernutze! —
's dut munner immer un allert[5]),
Net zimperlich sich stelle,
Ah hot's im Nere[6]) net gegerrt[7])
Wie heut die Mammeselle.

---

1) Seide. 2) nach Nöten. 3) Frauenjacke. 4) Magd. 5) geschäftig, regsam. 6) Reden. 7) gegirrt.

Die steihn doher, m'r stutzt un denkt
Was Wunners werd der Mär sei': [1])
Werd alles an de' Stat [2]) gehänkt,
Wie kann die Katz [3]) dann schwer sei'?
Wie's Adelheidche binse rar,
Das wollt net gros sich denke:
Sei' Reichthum word m'r nor gewar
Am Gewe [4]) un am Schenke.

Sei' Motter-selig war e' Fra,
Die ließ sich ferm [5]) ausplott're [6]);
Sie hanse uf de' Hänn getrah' —
Un's Märe [7]) dut sich mott're [8]);
Sei' Babbe wul is strif un streng —
Wer werd's em [9]) ah verwehre?
So' Märe wachst, un welli [10]) Meng
Loßt heut sich noch verfehre [11])!

Dann 's is jo wie e' Bild so schö',
Gewachs als wie e' Böbbche [12]),
Hot Glirercher [13]) so zart, so rä' [14]),
Un Löckelcher um's Köppche.

---

1) s. v. a. märchenhafter Vorgang. 2) Putz. 3) Kasse. 4) Geben. 5) s. v. a. ganz. 6) ausplündern. 7) Mädchen. 8) sich muttern, werden wie die Mutter. 9) ihm. 10) welche. 11) verführen. 12) Puppchen. 13) Gliedchen. 14) fein.

Ke' Märelche[1]) war do gewest
Mit Aegelcher[2]) so glanzig,
Korz alles, was m'r schö' nor hest[3]),
Das alles hot's ah an sich.

Natirelich do wollten's ah
Die Ritterborsch sich wäle:
„Es wär die schönschte Erelfra,
„Es is jo 's schönschte Fräle!“ —
Un manjer freit als frisch druf los,
Dut Braitigam sich träme,
Doch loßt er hibsch die Schlenk[4]) am Schloß —
Un geht verzwatzelt[5]) heme.

Sei' Babbe awer zoppt[6]) un zerrt,
Dut alsfort an em[7]) treiwe:
„So machemol!“ doch der sich schnerrt[8]),
Dann lerig[9]) will's jo bleiwe!
So willig 's war, so werd es feschte,
Ke' Bittes batt[10]), ke' Foppes;
's saht allemol, es wißt's derbescht,
Un korz — 's is seines Koppes[11])!

---

1) dimin. Mädchen. 2) Aeuglein. 3) heißt. 4) Schlinke. 5) verzweifelt. 6) zupft. 7) an ihm. 8) sich irrt. 9) ledig. 10) Bitten nützt. 11) Kopfes.

'ß macht dählich als sei' Morjegang,
Js 's Gras im Dal ah nätzig[1]);
Doch werd em schun die Zeit als lang
Alle'[2]) un so e'lätzig[3]):
Es war em, wann's ah alles hätt,
Als där em[4]) ebbes[5]) fehle;
Doch was es war, es weß es net,
Un wann ah — 's dät's verhehle.

So war es deck als wie verstört,
E' wunnerliches Wese,
Die Auhe dief in sich gekehrt,
Als där es in sich lese;
Ball hänkt's sei' Köppche wie geknickt,
Ball dut's es wirer hewe[6]);
Ball hätt's die Bäm an's Herz gedrickt
Vor laurer[7]) Luscht un Lewe.

Ja dählich geht's ins Karlesdal
Un setzt sich dort an's Brinnche, —
E' Plätzche recht for Luscht wie Qual —
Verhoppaßt[8]) manjes Stinnche[9]);

---

1) naß. 2) Allein. 3) allein gelassen. 4) thät ihm. 5) etwas. 6) heben. 7) lauter. 8) verpaßt. 9) Stündchen.

Do denkt es noh, was nor bedeut
Sei' arteliches[1]) Träme?
's war deck zur Mittahsupp gelait —
Un 's war noch net deheme!

Sei' Babbe hätt das net geahnt,
Der glabt's als bei de Kranke,
Drum dur er[2]), wann die Betglock mahnt,
Dem liewe Herrgott danke
Un 's Fräle fihlt sich wie verloß,
's is jo noch jung das Märe;
Doch bleibt's im Gure[3]) u'verdroß,
Im Gewe wie im Bere[4]). —

II.

E' Stunn vum Schloß do leit alle'
Der Hof vun Aschbach[5]) hoch un frei,
Will hortig ens[6]) uf Laut're[7]) geh',
Do muß es hart am Hof verbei.
Zerechterhaun hebt sich e' Hewel[8]),
Un hibsch is der, was hibsch nor heſt;
Aus Heckebitsch[9]) do gucke Gewel[10]):

1) sonderbares. 2) thut er. 3) Guten. 4) Beten. 5) Aspach bei Kaiserslautern. 6) eins, jemand. 7) Kaiserslautern. 8) Hügel. 9) Hecken, Büsche. 10) Giebel.

Sell war e' Kloschter mol gewest;
Un ringserum als Kranz sich reit
E' Berjespiel[1]) mit Wald die Wal,
Un wer ke mire[2]) Be[3]) net scheut,
Der latzt[4]) sich dort am Wissedal.
Un was for Dal! Die Ruh, der Friere[5]),
Als wär's for Engel hi'gebaut,
Frihmorjens, wann es Troppe daut,
Wie dur es blinke, sich verziere:
Dann Perlcher bin in's Gras gestrat[6]),
Jed Hälmche halwer krum sich traht;
Un kasschde alle Goldschmidd aus,
Do bringsch de net die Pracht eraus!
Un dut der Dah sei' erschte Blick,
Do hört m'r 's Hertehorn schun klinge,
Aus Dal un Delle[7]) hallt's serick
Un weckt's Gevöchel uf zum Singe . . .
Was will ens meh'[8]) dann noch begehre,
Wo Feld so viel, 's Gewäll[9]) so stolz?
Wo Wissegras for's Vieh se were[10]),
Die viele Frucht, das Laschter[11]) Holz?

---

1) Ein Spiel, eine Menge von Bergen. 2) müde. 3) Beine. 4) sich letzen, laben. 5) Frieden. 6) gestreut. 7) runde Vertiefung. 8) mehr. 9) Gewälde, Waldung. 10) weiden. 11) Last, Menge.

's is gar ze schö' for[1]) dort se bleiwe,
Als klener Bu schun war ich dort,
M'r werd verhext, mahn[2]) nimi[3]) fort —
Drum will ich's weirer[4]) net beschreiwe.

In's Kloschter war emol verdingt
E fremmer Borsch als Hertebu;
Un was er a'packt das gelingt,
Un macht ke' schebbi[5]) Mien dezu.
E feiner Borsch! doch wie er hest,
Sell weß m'r net, es gelt ah glei,
M'r weß net wo er hergerest —
Ich leh em[6]) halt mei Name bei.
Nor war's e' wirig[7]) weirer Weg,
M'r froht en aus un setzt em zu —
Er saht' er wär e' Schäferbu —
Doch stehr[8]) em schö' die Schäferschäk[9]).
Mei' Hanjokob war ebbes schö':
Hibsch gradgewachs als wie e' Bell[10]),
Gar alles bleibt verstawert[11]) steh';
Sei' Ahue wie der Himmel hell,

---

1) für, um. 2) mag. 3) nimmer. 4) weiter. 5) schiefe. 6) leg ihm. 7) wüthig, sehr. 8) steht ihm. 9) Schäferrock. 10) Pappel. 11) erstaunt.

E' rori[1]) Glut sei' runde Backe
Un bummefescht[2]) als wie die Wacke,
Un goldegel[3]) sei' Gruwelhor[4]),
E' Mannsbild, wie kens uferstehḥt;
Der beschte Schäfer weit un bret;
So harrense ke' Woll geschor,
Un Glick un Seh den spirt m'r recht —
So word er ball der Owerknecht.
Hot ah 's Schallmai so schö' geblos
Un schö' gesung, m'r war verseß
Un hätt das Schaffe schier vergeß,
Un ah sei' Stärk war riesegroß:
Drei Wölf bin in die Herd gefar,
Han ufgeriß wieweit ehr Rache,
Un's Hertevolk, schech[5]) wie es war,
Dut dabber[6]) aus'm Stab[7]) sich mache.
Mei' Hanjokob hetzt glei die Hunn[8]) —
Doch flux — er packt den ene schun
Un dur em fescht die Gorjel[9]) dricke;
Der Wolf hätt gere noh'm gebiß,
Er quetscht en so, der muß verstike,
Un hot die Zung ihm rausgeriß!

---

1) rote. 2) bombenfest. 3) gelb. 4) gekraustes Haar. 5) scheu. 6) schnell. 7) Staub. 8) Hunde. 9) Gurgel.

Die bin mol an de' letze[1]) kumm —
Sie harr'n de' Reißaus schun genumm.

Natirelich vun alledem
Dun ah die Leut sich viel verzäle;
So kummt's uf's Schloß, gleichviel vun wem,
Un endelich ah noch zum Fräle.
Neuschierig[2]), wie die Weibsleut bin,
Kann es die Nohfroh[3]) net verspare,
Kann 's Rechte doch net recht erfare,
Froht das un sell als wie e' Kinn;
Dickvollgefillt is ihm der Kopp,
Is's annerschter[4]) ah wul se denke?
Es sitzt em drei' der Hanjokob —
Do loßt's en freilich dief als hänke:
Es werd net klug aus dem Geredd,
Deck möcht's en sieh', dann wirer[5]) net;
Doch ob's en sieht, sell werd sich finne —
Es mahn dieweil sich noch besinne!

---

1) unrechten. 2) neugierig. 3) Nachfrage. 4) anders. 5) wieder.

Ludwig Schandein.

Die Aehre und die Winde.

Flieh mich! sprach der Aehrenhalm zur Winde,
Flieh Geliebte! eh' der Morgen glüht
Naht die Sichel mit der Garbenbinde
Und der Schnitter singt meiu Sterbelied!
Ich dich fliehen? lächelt sie und webte.
Inn'ger um die Aehre sich,
Komm, geliebter Schnitter, komm! ich lebte!
Liebend mäht ja deine Sichel mich!

Leben — Sterben.

Geboren stößt du von dem Ufer ab,
Um auf der weiten, hellen See zu schiffen,
Doch ach! du strandest nur an Felsenriffen
Und wo du landest — ist dein Grab!

Sidonie von Seefried.

Des treuen Roland Tod.

Es war im Thal von Ronceval
Da lag Roland in Todesqual.
Zur Erde bleich und blaß er lag
Vom Morgen bis zum sinkenden Tag.

Zersplittert war sein gutes Schwert,
Sein Helm so stolz, sein Panzer werth.
Zerschellt der Schild lag weit davon,
Schon gab sein Horn den letzten Ton.

Und auf die Erde blühend, grün,
Streckt er den Riesenkörper hin,
Hebt sein gebrochen Auge auf
Und schaut zum blauen Himmel hinauf.

„Du Herr, der für mich den Tod erlitt,
Für dessen Ehr' und Preis ich stritt,
Du nimm mich auf in Deine Hand!
Leb' wohl mein Erdenvaterland!“

Und nun dehnt er mit letzter Gewalt
Den Körper in des Kreuzes Gestalt.
Zum Himmel, die durchbohrte Hand:
So starb der treue Held Roland.

Richard Löwenherz.

Löwe von Engelland,
Schifftest vom Heimathstrand
Herrlich und kühn
Ueber die blaue Fluth
Hin, wo dein Heiland ruht,
Wolltest dein Schwert voll Muth
Dort für ihn zieh'n.

Löwe von Engelland,
Aber am fernen Strand
Ward dir nur Schmerz.
Was dort dein Arm begann,
Kühner was du gethan,
Grub sich der deutsche Mann
Tief in sein Herz.

Löwe von Engelland,
Stürztest mit kühner Hand
Oestreichs Panier.

Aber in Kutt' und Bart
Hat er Dich wohl gewahrt:
„Ruh' von der Pilgerfahrt
Stolzer bei mir.“

Löwe von Engelland,
Manches Jahr unbekannt
Lagst du im Thurm.
Aber nach langer Qual
Drang da mit einem Mal
Heimathlied, Hoffnungsstrahl,
Hell durch den Sturm.

Löwe von Engelland,
Inniger Treue Band
Führt sie herbei.
Fernher vom Freiheitswall
Nahen mit Jubelschall —
Sieh' — deine Mannen all,
Machen dich frei.

v. Spruner.

Am stillsten.

Stille geht ein Herz entsagen,
Wenn es Lebewohl gesprochen
Seinen jugendschönen Tagen;

Stiller, stiller, wenn ihm eben
Ausgeblüht im letzten Pochen
Ein geliebtes Menschenleben;

Doch am stillsten bei dem Fehle,
Der den Glauben dir gebrochen
An den Adel einer Seele. —

Wie eine Wolke.

Die Wolken, ziehend am Himmelssaum,
Was sie glühend weben in Bild und Traum, —
Was sie mit ros'gem Finger sacht
Gen Abend schreiben der leisen Nacht?

Die leise Nacht und die Wolken dort —
Was sie tauschen im tief geheimen Wort? —
Die Kunde wohl, daß der eilende Tag
Wie eine Wolke verglühen mag? —

Der eilende Tag und das Leben zugleich,
Daß sie zieh'n so leuchtend, so thränenreich,
Ein Schattenbild, einer Wolke Pracht,
Am Morgen blühend, verweht zur Nacht? —

Die Kunde zumal, daß auch dein Lied
Wie eine Wolke erstand und schied,
Dein Lied, dein Lieben und was dir hold, —
Wie eine Wolke im Abendgold!

Liebeslied.

Nun weicht, ihr güldnen Sonnen,
Nun, Mond, beschließe deinen Lauf;
Zwei hell're Strahlenbronnen
An meinem Himmel leuchten auf!
Zwei Augen voller Treue,
Zwei Sterne voller Pracht,
Zwei Blumen, so voll Bläue
Daß ihres Thau's ein Tropfen trunken macht.

Ihr Englein auserkohren
Zu Hütern an der Himmelsthür,
Euch ist das Reich verloren,
Ein süßres Auge wacht dafür.
Wer euch um Einlaß riefe,
Dem spräch es: Sei nicht bang,
In meines Grundes Tiefe
Ist aller Himmel Auf- und Niedergang.

Nun denn, du lichte Quelle,
So wundersüßen Wonnen voll,
Laß strömen Well um Welle,
Davon mein Herz genesen soll,
Laß Thau und Sonne fließen
Auf mich, du Frühlingstag;
Die Rosen fühl' ich sprießen,
Nun hilf, daß ich sie fröhlich pflegen mag.

Trost.

Von so viel Wunden, Schmerz und Leid
Bist du, mein Herz, noch nicht gebrochen?
Du gehst verödet durch die Zeit,
Wenn rings die Frühlingswecker pochen.

So steht ein Lindenbaum im Ried;
Wohl hat er einst sein Laub geschwungen,
Wohl fröhlich ist der Vöglein Lied
Aus seiner Zweige Nacht gedrungen.

Nun schweigend ragt er, ohne Sang
Vom Sturm entblättert und zerschlagen;
Nur einer Aeolsharfe Klang
Aus seinem Wipfel hörst du klagen.

— Und ging dein Frühling zu Verlust,
O Herz, die Linde mag dich trösten,
Wenn aus den Saiten deiner Brust
Die Stürme — goldne Lieder löst en.

Georg Scheurlin.

Unser Zeitalter.

Ein Capriccio.

Einst herrschte auf Erden wonniges, unschuldiges Schäferleben; man nannte es das goldene Zeitalter.

Schon die Alten verloren dieses Paradies und die Argonauten waren froh, nur eine Reliquie davon, das goldene Fell, zu erbeuten. Dieses Andenken erhielt sich bis auf den heutigen Tag, als der Orden des Vließes, ein Beweis, daß, wenn die Menschen etwas von einem goldenen Zeitalter ertragen sollen, es nur an der Kette geschehen kann.

Auf die goldene Aera folgte die silberne, die Zeit der weißen Sittenreinheit, des vierzehnlöthigen Patriotismus mit der Probe; auf diese aber die weichhölzerne, wurmstichige Periode des römischen Kaiserthums, das nur leuchtete, weil es faul war, und durch die gothischen Keile leicht auseinander getrieben wurde. Darnach kam das eiserne Zeitalter des Ritterthums, der Fehden und

Turniere; der kalte Schauer der Reformation setzte Rost auf diese Romantik, allmählig wurde sie unter das alte Eisen geworfen und es begann das porzellainene Zeitalter, die Epoche des feinen Thon's, bekannt unter dem possenhaften Namen Roccoco. Die organische Natur seufzte unter der Herrschaft des Zopfes, die unorganische beugte sich unter das Joch des Schnörkels.

Nun gehört auch der Zopf der Geschichte an, deren neuer Abschnitt ihn beseitigt hat. Welche Aera herrscht aber jetzt? Wir, meine Leser, befinden uns im papiernen Zeitalter!

Papier ist geduldig; wir aber sind ungeduldig, wir werfen ein Papier weg und greifen nach einem andern. Papier regiert die Welt; der moderne Stolz strebt nicht mehr darnach, Glanz zu verbreiten, sondern Geräusch zu machen. Baares Geld ist plump, unbequem, man muß sein Vermögen zwei bis drei Mal zusammenlegen und in die Brusttasche stecken können; der reelle Maaßstab ist veraltet, man taxirt den Menschen nach Bausch und Bogen.

Ja, wir sind eine papierene Generation, aber nicht mehr das körnige Produkt von ehedem, das dem Schöpfer so viel Ehre gemacht, wir sind nur Maschinenpapier. Bei Papier und Menschen geht das hauptsächlichste Streben dahin: alles gleichförmig zu machen. Wir sehen

ziemlich glatt aus und haben einen gewissen Schnitt, aber wenn uns das Schicksal etwas unsanft anfaßt, bekommen wir Runzeln, die nicht mehr auszutilgen sind.

Der Papier= wie der Menschenverbrauch war in jüngster Zeit außerordentlich. Man suchte die Streitigkeiten der Völker so lang als möglich schriftlich auszukämpfen; da aber das, was die Diplomaten schreiben, doch nicht gehauen und nicht gestochen ist, so sah man sich schließlich genöthigt, zu wirklichen Waffen zu greifen. Was liegt auch an ein Paar Ries Menschheit!

Das meiste Papier und die meisten Menschen sind zum Druck bestimmt. Außerdem gibt es z. B. Aktenpapier und Aktenmenschen, die im Streusand vertrocknen, sich im Bureau binden lassen und mit der Zeit ganz eingebogen werden. — Die Geldmenschen entsprechen den Banknoten, die häufig mit einem Wasserzeichen geschlagen sind. — Die schönen Leserinnen sind zartes Postpapier, die einen mit, die andern ohne Goldschnitt, von kleinerem oder größerem Format. Sie bleiben im Cahier der Häuslichkeit so lange verborgen, bis Gott Amor mit seinen Stahlfedern zu kritzeln anfängt, sie mit Glückseligkeit couvertirt und seine brennend heißen Gefühle darauf träufelt. Ist der Bund wirklich besiegelt, dann geht es in den Briefkasten des Brautstandes, und so hofft jeder, zur Zeit noch leere Briefbogen einmal an einen Adressaten

zu gelangen. Ist kein Adressat zu finden, so hilft auch alles „recommandiren" nichts.

Wie sich überhaupt die Extreme oft berühren, so streift unser papierenes Zeitalter wieder sehr nahe an das goldene! Viele Menschen widmen sich einem still beschaulichen, ruheliebenden Hirtenleben und ihre Schäfchen sind Aktien und Obligationen. Diese Schäfchen kann man jedes Jahr scheren; die Coupons sind die Wolle, womit sie die weise Natur bekleidet hat.

Es herrscht dermalen in Europa eine außerordentliche Neigung zur pekuniären Schafzucht. Das Werthpapier ist aber auch ein gutes und nützliches Hausthier, das unter allen Himmelsstrichen fortkommt und wenig Pflege erfordert. Das Abnehmen der Coupons gehört zu den angenehmsten Arbeiten; eine solche Schererei kann man sich gefallen lassen. Gar mancher entschlägt sich der mühsamen Feldkultur, des weitläufigen Häuserbau's, und zieht es vor, sich als Rentier einzupferchen. Ein guter Hirte weidet sich an seinen fünf- und sechsprocentigen Lämmern.

Der Krieg ist der grausame Wolf, der den Heerden arg zusetzt; nur ein Feigling läßt sogleich von ihnen, aber der gute Geschäftsmann gibt sein Leben für seine Papiere. Wer klug ist, hat seine Heerde schon in Friedenszeiten veredelt und sich gediegene Sorten, etwa aus

England, eingethan. Zur Sicherung gegen Räuber braucht man nicht viel Mühe und Raum; denn es gehen viel geduldige Schafe in einen feuerfesten Geldschrank. Man beobachte immer, ob die Luft rein ist; wenn nicht, so kann man die schwächeren Stücke entfernen, da ein allgemeines Fallen eintreten könnte. Am gefährlichsten ist die Drehkrankheit oder Schwindelei; in Folge derselben kam schon mancher Besitzer an den Bettelstab, unter dem nicht so gut wohnen ist, wie unter dem Krummstab, wenn er auch Capitalsteuer zahlen muß.

Zuweilen will der Mensch seine Schafe nicht nur scheren, sondern ihnen noch einen Extragewinn abmelken, wie z. B. bei den Lotterie-Anlehens-Loosen, doch verringert diese Nebenchance das Erträgniß der Couponwolle. Das Werthpapier ist ein frommes Thier, in welchem zwar kein Verstand liegt, das aber dem Menschen, der es hat, sehr viel nützt. Doch sorgt eine weise Staatswirthschaft dafür, daß die Papierschäfereien, wenn auch der Gewinn beträchtlich scheint, doch nicht zum Nachtheile des Ackerbaues gar zu sehr begünstigt werden. — Wenn jetzt plötzlich alle Leute durch Papier reich würden, so bekämen wir doch gar zu viel Schafe in's Land.

Die Börsen, das sind die Bühnen, wo sich die Hirten einfinden und ihr Schäferspiel treiben. Unter den Schäfern wie unter den Börsenmännern gibt es keine

Helden, sondern nur Liebhaber und Contermineurs. Man lauscht, man schmachtet nach irgend einem Besitze, man zankt sich, man eifert, man gewährt Prämien — alles wie in den liebeduftenden Naturbildern eines Geßner.

Und da sage noch Einer, wir lebten nicht in einer idyllischen Zeit? Gewiß!

M. E. Schleich.

Sonette.

(Fragment einer größeren Dichtung.)

I.

Schon ist die düst're Nacht heraufgestiegen,
Im hohen Dome bin ich eingetreten,
Rings tiefe Stille, — Viele knie'n und beten,
Vor ihrem Schöpfer sie im Staube liegen.

Nur blasser Lampenschein, da tönt vom Chore
Ein „Stabat mater" weich und rein hernieder,
Und wie ich lausche jenem Klang der Lieder,
Hebt sich mein Auge träumend zur Empore.

Ein holdes Mägdlein dort, an düst'rer Mauer,
Nur matt erleuchtet von der Lampe Schimmer,
Voll Andacht singt sie nach das „Stabat mater";

Oft traf ich später sie, dann fühlt' ich immer
Im tiefsten Inner'n sanft — geheime Trauer
Und sandt' ein fromm' Gebet zum ew'gen Vater!

II.

Die holde Maid, die ich im Dom gewahrte,
Sie schwebt mir vor als heilige Madonne,
Aus ihres Auges himmelsklarer Wonne
Sah mild herab der Schöpfungs-Offenbarte.

Aus ihren Zügen, will mich's ernst gemahnen,
Entsprühten hell des reinsten Geistes Funken,
Es faßte sie, in heil'gem Glauben trunken,
Der höchsten Geisterwelt geheimstes Ahnen.

Sie senkt auf mich der Augen gold'ne Sterne,
Ein holdes Lächeln nur von ihrem Munde
Erweckt in mir geweihte, fromme Triebe;

Es heilt des Herzens tiefgeschlag'ne Wunde,
Das reiche All der Schöpfung nah' und ferne
Umfaßt mein Geist mit Gott entstammter Liebe!

III.

Und wieder tret' ich ein im hohen Dome,
S'ist lange Zeit darüber hingegangen,
Jetzt um so heißer fühlt' ich das Verlangen,
Das Herz zu läutern in des Glaubens Strome.

Doch was gewahr' ich oben am Altare?
Es tönen dumpf der Orgel hohle Klänge,
Die Priester weihen trübe Trauersänge
Dem schönsten Engel dort auf schwarzer Bahre.

Und seh' ich recht? Ist's nicht ein Truggebilde?
Die ich erblickt als aller Schöpfung Krone,
Es floh ihr junges Nacht-umwölktes Leben;

Ihr Geist entstieg zum ewigen Gefilde,
In Demuth starb sie, ihrem Gott ergeben,
Es nahm der Herr sie auf zu seinem Throne!

IV.

Wenn's Glöcklein jetzt die Vesperzeit verkündigt
Und viele wandeln nach dem Gotteshause,
Verlaß auch ich die enggehegte Klause,
Still zu bereuen, was ich hier gesündigt.

Doch nicht zur Kirche führen meine Wege,
Den Kirchhof such' ich auf mit schwerem Kummer,
Dort, wo sie schläft den ew'gen Todesschlummer,
Gelang ich hin auf grünumranktem Stege.

In der Natur geweihten, ew'gen Hallen,
Umschimmert von des Abendrothes Strahlen,
Erscheint das Gottes-Auge mir, das klare!

Daß Lind'rung werde meinen heißen Qualen,
Will dort ich brünstig betend niederfallen
Am grünen Grabeshügel, — dem Altare! —

O. v. Schorn.

Ein Te Deum der bildenden Kunst.

Es ist gesagt, daß alle Lande müssen voll werden der Ehre des Herrn, der allein Wunder thut; Ihn sollen loben alle leuchtende Sterne, alle Berge und Hügel.

Dort zu Cöln am Rhein hat eine Gott geheiligte Kunst zum Bau des hehren Domes die Gesteine des „Drachenfelsens" herbeigeführt, daß sie zeugen sollten von der Ehre des Herrn, welcher dem Glauben unserer Väter die Kraft gab zu solchem Werke. Die Felsen des Libanon und seine Cedern, das Gold aus Ophir und seine edlen Steine sind versammelt worden auf dem erwählten Berge, daß sie vereint zum Bau des Tempels, Jehova's großen Namen und seine Ehre verkündigen möchten den Völkern: Denn der Sohn der Wittwe aus Naphthalis Stamme (1 Kön. 7 V. 13, 14) war angethan worden vom Geist des Herrn, daß er seine Kunst, die am Gießen des Erzes, am Bau der Königshäuser zum Dienste der Augenlust geübt und großgezogen war, herüber brachte aus Tyrus nach der geliebten Stadt und Israels Gott sie heiligte.

Und die Posaunen, die Saiten welche bei der Weihe des Tempels ertönen, zum Preise des großen Namens, sind sie nicht gekommen aus Jubals erfindungsreichem Hause, von welchem ausgingen die Pfeifer und die Geiger (1 Mos. 42 V. 21) zum Spiel bei den Lustgelagen des Volkes? Wer hat denn diese herbeigerufen von den Hochzeitsreigen und von den Tischen der Götzen in die Vorhöfe am Hause des Herrn? wer hat ihren metallenen Hörnern den Ton der Posaunen, ihren Saiten die Stimmung, ihrem Ohre die Tonweise der Psalmen des Tempels gegeben? War das nicht der Geist selber, der in dem Tempel waltet?

Er hat noch größere Wunder gethan dieser Geist. Er hat nicht nur die Künste aus Jubals Hause herangezogen zu den Vorhöfen des Tempels, sondern mit siegreicher Macht jenes Haus dem Dienste der Welt entrissen und zu seinem Tempel sich geheiligt.

Wie bedeutungsvoll sind schon die ersten Thaten seiner siegenden Kraft! Die Königshallen der Heidenzeit sind ein Ehrensaal des Königs aller Könige geworden; die kunstreichen Basiliken des klassischen Alterthums zu Kirchen der neu entstandnen christlichen Gemeinden.

Ein wohlberühmtes durch die Thaten seiner Ahnen verherrlichtes Geschlecht der deutschen Ritter war das der Dalberge. Eine alte Sage, die seinen Stammbaum

zierte, leitete diesen hinan bis zu jenem Hauptmann der deutschen Legion, der als Zeuge des Todes Jesu unter dem Kreuze stand. Mit größerer Sicherheit aber als die ist, welche für diese Sage bürgt, kann der Grundgedanke der Christentempel, von denen ich hier rede, den uralten Adel seines Geschlechtes bis zu jenen Zeiten hinanführen, in welchen der Geist der Völker dahin gezogen wurde aus dem glänzenden Trug und Dienst der Abgötter zu dem Kreuze des wahren, lebendigen, Mensch gewordenen Gottes. Er allein auch, dieser lebendige Gott, konnte aus der zerstäubenden Herrlichkeit einer untergehenden Heidenwelt ein Gefäß des neuen unvergänglichen Lebens schaffen.

Den Namen einer Basilika oder königlichen Halle gab man in den blühendsten Zeiten des römischen Weltreiches jenen Gebäuden, welche bestimmt waren für die Pflege des Rechtes und Gerichtes so wie für den öffentlichen Verkehr des Volkes bei Verträgen, Käufen und Verkäufen. Solchen Gebäuden, zum Dienst und Nutzen der Welt, hatte auch die Kunst der alten Welt das Feierkleid all ihrer Verschönerungen angelegt; sie waren ein Werk zur Ehre und Zierde der einzelnen Städte oder Stadttheile in deren Mitte sie sich erhoben.

Was aber hat sich an diesen Gebäuden zugetragen? wie ist das geschehen, daß sie gleich, wie über Nacht, in

einer Spanne der Menschenzeit darinnen der Knabe kaum zum Manne reift, so durchaus andere geworden sind, als sie vorhin gewesen? Ein damals lebender Greis, welcher etwa in einer entfernten Provinz des Reiches bei dem Herrn gedient hat, kehrt nach einer Abwesenheit von wenig Jahren zurück in seine weltbeherrschende Vaterstadt Rom. Er hat da in den Basiliken schon als Jüngling die kunstreichen Redner seines Volkes, die Aussprüche der gesetzeskundigen Richter gehört, ist als Mann selber im Kreise der Berathenden gesessen; die Thüren stehen offen, er tritt hinein, in eine dieser Hallen des vormals so lauten, öffentlichen Verkehres. Die Räume sind, nicht minder als sonst, von einer theilnehmenden Menge gefüllt. Aber wer sind die, welche dort in dem kleineren Halbkreis des Gebäudes, darin vormals die Richter saßen, das Wort führen? und wer sind die Versammelten in dem größeren Raume der länglichrunden Halle, welche das Wort, das jene sprechen, mit so ernstem, tiefem Schweigen vernehmen? Sind das nicht die ehehin so bedrängten, aus dem Schutze des öffentlichen Gesetzes, aus dem Verband der geehrteren Bürger ausgestoßenen Christen? Wie ist denn ihre kleine Schaar nun auf einmal zu einer solchen Menge geworden und wie durften sie es wagen diese Hallen für sich einzunehmen, in deren Säulengänge sonst jeder etwa vorübergehende Christ durch

das geöffnete Thor nur mit Furcht und Entsetzen hineinblickte? Denn war es nicht hier, wo man über die mit Gewalt herbeigeschleppten Christen Strafen an Gut und Leben, Martern und Tod aussprach, nach römischem Gesetz und nach dem Gebot der Herrscher? Und siehe, nun stehet an der Stätte der richterlichen Sitze ein dem Glauben der Christen geweihter Altar; da sind Priester welche dem Volk der Ihrigen, das vorhin nur Verdammung und Strafe aus dem Munde der Richter, Schmähungen von der feindseligen Menge vernahm, Gnade verkünden und Frieden. Da, wo sonst Verträge und Bündnisse geschlossen wurden zwischen dem einen Bürger des Volkes und dem andern, Bündnisse und Handelsverträge, die oftmals bald wieder gereueten und wieder sich auflösten, weiß man jetzt nur von einem Bündniß und nur von einem Kaufvertrag, den das ganze Volk, gleichwie ein einiger Mann abschließt mit Dem, welcher es erkauft hat und zum Eigenthum erworben durch sein Blut. Ein Bündniß das niemals gereut, ein Kauf der immer in gleichem Werthe bleibt; denn wie das Obdach darunter die Schaar dieser Erkauften sich versammlet auf seinen Säulen, diese auf ihrem steinernen Grunde ruhen, so noch vielmehr stehet der Bund der Gemeinde unverrückbar fest auf dem Grund einer Liebe, die niemals aufhört.

Hehre Denkmale dieses wundervollen Sieges des Christenglaubens blieben die zu Tempeln der Andacht gewordnen Basiliken auch dem nachlebenden Geschlecht; die Kirchen der Christen wurden Jahrhunderte lang in der Form der alten, römischen Königshallen erbaut. Die Völker des klassischen Alterthums haben mit Recht den Untergang des Tempels der Diana zu Ephesus beklagt; heute noch beweinet Israel die Zerstörung seines heiligen Tempels. Auch die Christenheit hat die Vernichtung eines Tempelgebäudes zu betrauern, welches durch die Andacht von vierzehn Jahrhunderten geheiligt als das älteste, erhaben schönste Erinnerungszeichen dastand in den Sieg des Kreuzes über das Heidenthum. Dieses war die Basilika von St. Paul zu Rom, welche von Valentinian II. und von Theodosius, dem Helden des Christenglaubens, gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaut, bis fast zu unsrer Zeit in uralter Herrlichkeit sich erhielt.*) Noch leben viele Zeugen dieser Herrlichkeit, in allen Ländern darin man Christum bekennt, welche die Erinnerung daran treu in der Seele tragen. Das Menschenauge sieht sich freilich niemals satt und ein neuer Eindruck auf die Sinnen löschet öfters den vorhergegangenen aus; der Eindruck aber, den St. Paul hinterließ, stehet unverlöschbar fest.

---

*) Sie wurde 1823 am 15. Juni ein Raub der Flammen.

Was ist es, das dem Gedankenbild dieser altehrwürdigen Kirche, gleich wie dem über seiner Asche schwebenden Phönix ein solches Fortleben über den Trümmern gibt? Hat doch Rom der prachtvollen Kirchen so viele, warum kann man den Untergang dieser einen niemals vergessen? War es etwa der mächtige Raum über welchen die fünf Schiffe der Basilika sich hinüberzogen, war es das kostbare Sparrwerk aus ächtem, unverweslichem Cedernholz, waren es die vielbewunderten ehernen Thüren, die Mosaiken, marmorne Bildwerke und Gemälde aus der Hand der großen Meister, welche dieser Urahnmutter der Kirche ihren unvergänglichen Reiz geben? Beherrscht doch die um zwölf Jahrhunderte jüngere Kirche von St. Peter im Vatican einen doppelt so großen Raum und die Kunst hat an ihr wie in ihr noch viel größere Thaten gethan als vormals an der Basilika von St. Paul. Wer auch nur einmal in jener zur festlichen Zeit die Hymnen und Tonweisen des Vaticans hörte, dem tönen sie Jahre lang im Ohre nach.

Es gibt aber einen anderen, Harmonien vernehmenden und bewahrenden Sinn als das äußere Ohr: einen Sinn in unserm Innern. Ein Pilger, dem dieser innere Sinn geöffnet war, trat hinein in die Säulengänge von St. Paul. Kein Ton der Orgel, kein Laut der Menschenstimme wurde gehört. Dennoch erwachten in dem

Wanderer, während er still an den hin und wieder Betenden neben den Säulenreihen dahinging, die Töne, die Worte eines Gesanges der Kirche, der von gleichem Alter ist, als die Basilika von St. Paul war: sein Inneres vernahm die Harmonien des Ambrosianischen Lobgesanges.

Wir kennen die Sage von dem Ursprung dieses hohen Liedes der Christenheit, welches voll ist von Kräften der Ewigkeit; eine Sage, deren Werth mehr noch ein hoch poetischer als ein historischer ist. Als dort im Dom zu Mailand, Ambrosius, der heilige Bischof, dem Fürsten der Väter der Kirche, dem heiligen Augustinus die Weihe der Taufe gab, da gerieth der Geist aus Gott über beide, den Taufenden wie den Getauften. Und Ambrosius hob an den Gesang des Te Deum laudamus und Augustinus stimmte ein mit dem Preise, den die Heere des Himmels vor dem Throne der Ewigkeit singen. In dieser Weise, so berichtet die Sage, ist das ganze Lied ein Wechselgesang der beiden gottgeheiligten Männer geworden und sein Name als Ambrosianischer Lobgesang deutet auf jenen Ursprung hin.

Die Basilika von St. Paul in Rom ist in ihrer majestätischen Einfalt durch die Weihe, die ihr die Andacht von vierzehn Jahrhunderten gegeben, ein Te Deum gewesen, das die bildende Kunst für den inneren Sinn des geistig lebenden Menschen bereitet hatte. In dem

Geiste der Andacht liegt eine forterzeugende Macht, welche die Anregung des Lebens von einer Menschenseele an die andere überträgt. Kann doch selbst der Leib des Menschen die ausströmende Kraft seiner Nerven dem in der Flasche verschlossenen Wasser mittheilen, so daß jene Kraft an den reizbaren Nerven eines anderen Menschenleibes sich fühlen macht. Wie sollte nicht vielmehr der Geist des Menschen in ein Werk, das sein Gedanke sichtbar dahingestellt, die Kraft dieses Gedankens hineinlegen können, so daß der Geist auch anderer Menschen ihn erfaßte und der Grundton der einen Stimme in wunderbarer Weise den Chorgesang anderer Stimmen der Geister aufweckte, welcher von einem Geschlecht der Menschen zum anderen nie verstummte?*) Wie aber? Hat denn die fortzeugende Kraft des Geistes der Andacht, welcher in den Hallen von St. Paul das Gemüth bewegte, zugleich mit dem Holzwerke der Cedern sein Vergehen in den Flammen gefunden?

Daß dies nicht so sei, deß gibt ein Kunstwerk Zeugniß, welches als das gedankenherrlichste und schönste seiner Art in unserer Stadt stehet. Ein gekrönter Pilgrim,

---

*) Von einer magischen Kraft, welche der Geist der vergötternden Andacht des Heidenthumes in seine Palladien hineinlegte, zeugen die Schriften der Alten. M. v. m. Gesch. d. Seele 4. Aufl. §. 65 (S. 727).

der in St. Pauls Basilika die Harmonien und Gedanken des Te Deum vernahm und im Herzen sie bewahrte, hat uns hier eine Basilika erbaut in welcher die bildende Kunst mit der Andacht der Menschenseelen zugleich den Ambrosianischen Lobgesang anstimmt und in die werdenden Zeiten ihn forttönen läßet.

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert.

Sinnsprüche.

Unfehlbar wie der Papst zu sein, das ist ein Wahn,
Dem beiderlei Geschlecht sehr häufig zugethan.

Umgang mit Leuten von Genie ist nicht zu rathen;
Die Genialen sind „geborne Teufelsbraten“.

Wenn Einer gar zu schmuck und liebenswerth sich zeigt,
Sind wir, ihn für gelehrt zu halten, nicht geneigt.

Wenn dir am Herzen liegt, daß man dich lieben soll,
Liebreich bewähr' dich selbst, und sei nicht anspruchsvoll.

Wer über Alles schwätzt und nie die Worte spart,
Gehört auf keinen Fall zur thatenreichen Art.

Wie Einer schonungslos bei dir von Andern spricht,
So sitzt er über dich mit Andern zu Gericht.

Hinrichtung leidet, wie mit trägem Rad, die Zeit,
Wo man so recht mit Fleiß dem Zeitvertreib sich weiht.

Auf Gunst verzichte, wer es treu und redlich meint,
Wenn er damit die Kunst des Scheines nicht vereint.

Was Schmeichelkunst geprägt, nimmt willig jede Hand,
Der edlen Seelen Gold hat keinen Kurs im Land.

Der Schmeichler Zuckerbrod verwöhnt und schwächt den Magen;
D'rum können große Herrn die Wahrheit nicht vertragen.

Wer seine Seele hängt an Eitelkeit der Welt,
Treibt Klippen zu, woran das Lebensglück zerschellt.

Auf gute Meinung ist geringer Werth zu legen,
Läßt sich der Wille leicht zu schlimmer That bewegen.

Ein heftig Feuer, rasch entflammt, erlischt behende;
Was still und ruhig brennt, hat länger Frist zum Ende.

Was unreif drängte zur Geburt, wird vom Entstehen
In kurzem Lebenslauf gelangen zum Vergehen.

Ist dir einmal geglückt, berühmter Mann zu sein,
So trägt dir neuen Ruhm sogar der Irrthum ein.

Was euer Gegner schreibt, ihr braucht es nicht zu lesen,
Die ungeles'ne Schrift ist gar ein stilles Wesen.

Verheimlichung ist schlimm, sie magst du immer schelten;
Hingegen Schweigsamkeit soll uns als Tugend gelten.

Konventionsgemäß, wie man die Münzen schlägt,
Wird auch die Rede in der feinen Welt geprägt.

Ein guter Witz verschafft sich immer freien Paß;
Nur ist von gutem Witz verschieden schlechter Spaß.

Für große Zwecke wird der Eifer leicht erregt,
Nur daß er sich, begehrst du Mittel, wieder legt.

Von Leuten, welche stets bereit sind zu versprechen,
Erwarte, daß sie gleich bereit, ihr Wort zu brechen.

Ein braver Lehrer wird durch nichts so hoch erfreut,
Als wenn Belehrung ihm ein alter Schüler beut.

Wohl ist das schönste Ziel der Wissenschaft erreicht,
Wenn ihre Geltung zu der Menschen Heil gereicht.

Viel leichter geht es, „Berg hinab" als „Berg hinauf",
Und eben so verhält sich unser Lebenslauf. —

J. A. Seuffert.

Die Sage.

Balder, der schöne Gott des Lichtes und der Dichtkunst, liebte seit Langem die Norne der Geschichte; aber die Jungfrau wies seine Bewerbung mit sittigem Ernste und edler Würde zurück, und je dringender sich seine Neigung kund that, um so mehr suchte sie sich derselben zu entziehen. Einsam wandelte sie fern von ihren Schwestern auf den Alpen umher, von da war ihr klares Auge auf die Erde gerichtet und mit weithin spähendem Blicke erkannte sie der Menschen Thun und Treiben und trug Manches mit ehernem Griffel in ihre Marmortafeln ein.

So saß sie eines Tages in eine rosige Wolke gehüllt und sie schaute nieder und ihr Auge fand Nichts, das der Aufzeichnung würdig gewesen wäre, und sie senkte in Wehmuth den Blick und sann. Als sie aufblickte, stand Balder vor ihr in Jugendfülle und von göttlicher Schönheit umstrahlt, und er flüsterte ihr traulich kosende Worte zu. Vergebens senkte sie jetzt ihr Auge, sie erhob es wieder und sprach erröthend: Was wirbst du um

meine Liebe, da deiner Wahl so Viele der Himmlischen und Erdegebornen harren? Aber wenn Allvader in unsere Verbindung willigt, so will ich nicht länger widerstreben.

Und Balder schwebte freudenbeschwingt dahin und an seiner Hand folgte gesenkten Hauptes die Norne, und er trat vor den Vater der Götter und Menschen und sprach bittend: „Gib mir sie zur Gattin und löse das Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit, das sie dir und sich selber gelobt hat.“ Da erwiderte ihm lächelnd Allvader: Hab ich doch diese Verbindung schon seit Langem in meinem Geiste gesehen, gewünscht und gebilligt. Seid denn Eines fortan! — Und er segnete sie.

Die Hochzeit der Beiden wurde von Göttern und Menschen gefeiert, das sonst so ernste Antlitz der Göttin strahlte nun von Tag zu Tag im milderen Glanze, und sie füllte ihre Tafeln nun nicht mehr wie ehemals bloß mit den Thaten der Helden, mit Schlachten und Staatsumwälzungen, sondern sie verzeichnete jetzt auch die Schöpfungen der Meister in Künsten und Wissenschaften, ja sie schaute selbst in das Innere der niedrigen Hütten und schilderte das still glückliche häusliche Leben und wanderte an der Hand des geliebten Gatten durch die weiten Gefilde der Erde und spähete mit treuem Auge nach Allem, was des Menschen Geist beseligen und er-

heben kann. Am Liebsten aber weilte sie fort und fort in den Alpen, nicht mehr wie sonst von Gipfel zu Gipfel fortschreitend und niederschauend, sondern sie weilte Tage lang in den Hütten auf den sonnigen Matten und in den stillen Thälern.

Dort genas sie eines lieblichen Töchterchens — der Sage, und die Alpenbewohner pflegten des Kindes mit herzinniger Sorgfalt, und es wuchs und gedieh und ward ganz das Ebenbild der Mutter an sinnigem Ernste, das Ebenbild des Vaters mit dem hellstrahlenden Auge. Und das Kind wandelte und spielte mit den Knaben und Mägdlein des Gebirges, wand Kränze aus seltenen Blumen, sammelte bunte Steine und vertheilte sie als Geschenke, weswegen sie denn auch von allen Kindern geliebt wurde. Aber am Liebsten weilten sie bei ihr, wenn sie zu erzählen begann und die Worte wie Perlenschnüre ihrem holden Munde entquollen.

Als die Sage aufwuchs zur lieblichen Jungfrau, mied sie den Kreis der bisherigen Gespielen und wanderte einsam auf den Höhen. Und sie weilte am meisten da, wo sie geboren war, und der Vater schuf ihr einen herrlichen Palast tief im Gebirge und schmückte ihn mit allem Köstlichen, was die Alpen an edlen Metallen und Steinen in ihrem Schooße bargen und was der Sonne Licht an den Halden und Quellen, an den Felsenwänden

und Hörnern zum freudigen Leben ruft: Pflanzen und Kräuter mit großen blauen und rothen Blumen und Schnecken aller Arten.

Und die Sage wurde die Schutzgöttin der Alpenwelt und wartet ihres Amtes fort und fort. Aus ihrem Wunderpalaste steigen die Wurzeln der heilsamen Alpenkräuter auf, welche den Kranken Genesung bringen, die Sage pflegt der Wurzeln und haucht ihnen stärkende und belebende Kräfte ein; aus ihrem Palaste sprudeln die Quellen zu Tag, an welchen sich Menschen und Thiere erquicken und aus welchen die Blumen Leben und Duft trinken und spenden. Und sie hegt die Gemsen und Aare, Hirsche und Rehe, die Walddrossel und den Aemmerling, und sammelt sie, wenn der Winter über das Land herzieht, in heimlichen Grotten, und eröffnet ihnen das gastliche Thor wieder beim nahenden Lenze.

Nur wenigen Glücklichen war es bisher gegönnt, die schöne Jungfrau in ihrer Unschuld und Anmuth von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Diese aber erzählen: Am Abend, wenn die Sonne hinter den höchsten Alpen niedersinkt und allgemach die milde Dämmerung Alles mit ihrem buntfarbigen Lichte umspielt, erhebt sich die Jungfrau aus zerklüftetem pflanzenumrankten Felsgestein wie aus der Erde emporsteigend. Ihr blondes Haar wallt über die Schultern zurück, das auf dem Scheitel

durch einen Kranz großblumiger Alpengewächse zusammengehalten wird; das faltenreiche Gewand um den schlanken Leib wird auf der Schulter von einem großen Rubin in Gold zusammengehalten, ihr Gürtel ist eine Reihe edler Opale, die in Regenbogenfarben schimmern. In der linken Hand hält sie ein Saitenspiel, in der rechten einen goldenen mit Edelsteinen besetzten Griffel. So entschwebt sie dem Felsgestein, blickt umher und alsobald sprießen sonst nie gesehene Kräuter mit den schönsten Blüthen zu ihren Füßen und heben emporrankend Blätter und Kronen zu ihrem holden Leib, und aus den Blüthenkelchen züngeln blaue und goldgelbe Flämmchen empor, die mit süßem Wohlgeruche die Lüfte füllen. Wenn sie mit dem goldenen Griffel die Saiten berührt, so quillt daraus ein Strom der lieblichsten Töne: alle Leiden entschlummern, die Freuden erwachen in jeglicher Menschenbrust und umher antworten tönend Felsen und Bäume, und Alles lebt und bewegt sich. Die Bäume neigen ihre Wipfel, die Blätter zittern Lieder summend, aus der Nähe und Ferne heran kommen die wilden und zahmen Thiere und legen sich zu den Füßen der Jungfrau und lauschen ihrem Spiele. Sie aber steht in Mitten, das Haupt emporgerichtet, und scheint trunkenen Geistes die Töne aus einer anderen Welt zu rufen.

J. M. Söltl.

An

J. k. H. die Frau Pr. A. v. B.

Die Armuth ist im Bilde Dir erschienen,
Wie sie der Heiland durch die Wüste leitet,
Das Licht des Himmels über sie verbreitet
Und Engel sendet, ihrer Noth zu dienen.

Rauh ist der Pfad; doch mit verklärten Mienen
Blickt sie nach ihm, der tröstend vor ihr schreitet
Und ihr des Friedens Wohnungen bereitet
Jenseits der Sorgen, Thränen und Ruinen.

Wer aber sind die Engel, die Er sendet?
Es sind die Frau'n, die sich Ihm zugewendet,
Mit Demuth in den gotterfüllten Herzen,

So wie Er that zu heilen Gram und Schmerzen.
Heil Dir, erhabne Frau! Daß Du, erhellt
Von Seinem Lichtstrahl, ihnen Dich gesellt. —

Fr. v. Thiersch.

Die Tauben im Rathhausthurm zu München.

Auf dem Marienplatz sind von Alters her viele Tauben gewesen. Die litten nie Mangel. Besser ist aber besser, und wenn ihrer eine Zahl irgendwo Futter zu finden wußte, so flogen sie allezeit hin, verspeisten es und da war's dann stets lustsam zuzuschauen, weil sie sich ganz zierlich dazu anstellten.

Das weiß Jeder.

Weil nun da vor dritthalbhundert Jahren in der offenen Lucke am Thalbruckerthor oder dem Raththurmbogen stets Futter zu finden war, so, daß ein halb Dutzend Tauben dran zu zehren hatten, fanden sich deren stets so viele ein, und allgemach immer die gleichen.

Das Futter schrieb sich aber von der Afra, des Rathsdieners Penz Töchterlein, her.

Die hatte die größte Freude an den Tauben, und wenn dann die eine oder die andere, welche sie besonders liebte, einen Tag ausblieb, war sie ganz besorgt, schritt öfters die Thurmtreppe hinauf, schaute durch die Thüre

— dran war im Geviert eine Oeffnung — und sah zu, ob sich denn dieselbige Taube noch nicht eingefunden habe.

Wie nun das so war, hatte sich ein Vetter des Rathsdieners, Namens Reinhold, zu München eingefunden.

Der war von Landsberg zu Hause, hatte in hiesiger Stadt mit Krämerei und derlei im Größern Geschäft, sein Losament aber beim Penz in dessen Gaststube und zu Mittag war er auch im Hause.

Da sah er die Afra gar oft, und fiel ihm bei: Es wäre weiters ganz gut, anders er nicht immer nur Gewürz und Sonstiges gen Landsberg brächte, vielmehr seiner Zeit auch eine handsame Ehefrau — das kann ihm Keiner verargen — und dazu meinte er, wär' die Afra recht.

Das theilte er dem Penz mit; der war da ganz einverstanden, für den Fall die Afra einwillige, und sagte: Er sollte eben drauf bedacht sein, ihr seine Geneigtheit zu erklären.

Sagte der Reinhold: „Das ist gleich gesagt. Ich hab' da nicht den Muth und die rechte Weis', so daß mir etwan das Wort auf der Zunge blieb. Käm's aber doch drüber, wer weiß, fiel's etwan zu heftig und heiß aus. Denn ich bin für Eure Tochter ganz entbrannt.“

Dazu lachte der Penz und sagte: „Auf das Letzte laß ich's ankommen. Denn ob Ihr auch zu kühn werden

könntet, hielt' Euch gute Achtung vor ihr, meiner Tochter, in Schranken. Also fürcht' ich da nichts. Weiß hinwieder, daß es kein Kleines für einen ehrbar christlichen Mann ist, einer frommen Jungfrau, ob auch in allen Ehren, zu nahen. Ist mir selbst schwer geworden bei meiner Seligen. Aber gesagt muß es halt doch sein. Also faßt Muth, ich denk', die Sach' soll dennoch wohl gedeihen."

Drauf streifte der Reinhold mit zwo Fingern ein wenig zaghaft durch sein braunes Gelock, nahm sich aber doch vor, seine Lieb' an Tag zu legen.

Es war aber, wie gesagt, er hatte nie den rechten Muth.

Wenn er dann doch mit einem Wort beginnen wollte, schien's immer, als ob die Afra nichts hören wolle, und als der Penz wieder fragte, wie weit er mit seiner Erklärung gekommen sei, sagte der Reinhold: „Gar nicht! Für's Erste hab' ich die längste Zeit keinen Muth, und wenn ich dann mein', jetzt hätt'st ein Weniges mehr und nun ist's Zeit, und sag' ihr etwan: „„Afra, ich möcht' Euch Etwas ganz insgeheim bekennen"" — da erhebt sie sich immer rasch und sagt: „„Meine Tauben!"" Da nimmt sie dann Futter in die Hand, steigt den Raththurm hinauf und futtert ihre Tauben. Und ich sitz' dann allein da oder steh'!"

Drüber verstrichen wieder etliche Tage, der Reinhold brachte es um nichts weiter; die Zeit der Heimreise war da — und er hätte zu gerne gewußt, wie er ungefähr mit der Afra dran sei, wenn er nun die Reise von München gen Landsberg antrete.

Also drängte es ihn begreiflich das Wenige nicht, seiner Empfindung Paß zu geben, sah zwar dabei wohl ein, daß er jedenfalls keine Zeit mehr habe, guter Folgen seines etwaigen Muthes allhier noch für länger froh zu werden, anders es ihm auch gelinge, ein günstiges Wort zu erhaschen — dachte aber: „Geschehen muß Etwas — da mag's jetzt gehen, wie immer!"

Darin hatte er wieder Recht. Kam aber doch nicht zur Rede, und gab zuletzt alles Hoffen auf.

Nun war der letzte Tag seines Hierseins angerückt, das Mittagsmahl war vorüber, und der Reinhold wartete schon, innerlich ganz bekümmert, auf sein Wägelein, um davon zu fahren.

Dabei saß ihm die Afra gegenüber, war oft ganz unruhig und schien ganz betrübt, und da er sie fragte, weßhalb, sagte sie: „Ach mein! 's ist mir die liebste Taub' nicht eingeflogen. Schon zwei Tage lang. Etwan ist sie gar gestorben. Nun weiß ich wohl, daß Ihr sogleich von uns scheidet — aber Ihr wartet wohl noch so lange, bis ich's Futter auf den Thurm getragen hab'

und daß ich nachschau'. Wenn mir doch das Täublein wieder da wär'!"

„Ja, schaut doch nach!" sagte der Reinhold. „Aber ist's denn gar so schön? Mag die Tauben auch — ja, und fehlt mir daheim auch die schönste! Möcht' nun wohl auch Eure schönste Taub' sehen, und hätt' die größte Freud', wenn euch das Herz leichter würde." —

„Also habt Ihr die Tauben auch lieb?" fiel die Afra ein. „Aber das freut mich! Da hättet Ihr ja stets mitfüttern können. Warum hab't Ihr's denn nicht gesagt? Das ist recht, geht mit herauf — vielleicht ist's doch wieder da, dann könnt Ihr's sehen."

Als die Afra das sagte, gab der Reinhold dem Penz ungesehen einen ausnehmenden Tritt auf den Fuß, so daß der Penz einen Ruck that. Die Afra aber war alsbald auf dem Weg. Der Reinhold hinterher, schritt mit ihr am großen Rathhaussaal links die Treppe und weiters die zum Thurm hinauf und dachte: „Bis da hast deine Sach' thöricht gemacht. Wann dir Gott nur jetzt Muth zum Worte verleiht — besser und alleiniger kommt sie dir doch nimmer zu Paß."

Das ward ihm bei jedem Schritt hinauf klarer, und als sie zu den letzten Stufen kamen, so zur bewußten Thüre führen, sagte er:

„Ehrenfeste Jungfrau Afra!"

Auf das hielt die Afra ein, wandte sich hold um, und fragte: „Was wollt Ihr, ehrenfester Herr Reinhold?“

Sagte er hinwieder: „Ich — ich muß Euch etwas sagen.“

„Was denn dann?“

„Ja — von demselbigen, meinem Täublein, so mir zu Landsberg nit einfliegt und hätt' solch ein schönes Häuslein für das!“

„Ist halt etwan todt,“ — sagte die Afra.

„Nein, nein, ist schon lebendig,“ sagte der Reinhold. „Wenn's aber kommen sollte, dann — dann kommt's mir aber nimmer aus!“

Versetzte die Afra: „Also straf ich das meine auch. Jetzt weiß ich's noch nicht, ob's da ist. Wenn's aber da ist, laß ich die andern alle fort, das aber die längste Zeit nimmer.“

„Dran thut Ihr ganz recht,“ — sagte der Reinhold — „und wenn Ihr etwas Näheres wissen wollt —“

„Ach, ich hab jetzt keine Rast und Ruh mehr,“ sagte die Afra, — „bis ich weiß, was es mit meiner Taube ist!“

Schritt dabei rasch die letzten Stufen hinauf, eilte an die Thüre, sah durch's Geviert hinein in's Kämmerlein und rief voll Freuden: „'s ist da, 's ist da!“

„So, ist's da?“ sagte der Reinhold und sah alsbald auch hinein. „Wo ist's denn? die da?“

„Die dort ist's!“ jubelte die Afra, „die mit dem schwarzen Flecklein in Mitte auf'm Kopf!“

„So, die mit'm schwarzen Flecklein auf dem Kopf!“ versetzte der Reinhold. „Ja, die ist sicher schön, das kann man nicht anders sagen. Aber die Taub', die ich mein', die ist halt doch noch schöner!“

„Ja, was nit gar!“ grollte die Afra hold, steckte den Schlüssel an, öffnete die Thüre und streute den Tauben ihr Futter hin. Derselbigen einer aber bot sie's mit der Hand dar. Drauf kam jene auch sogleich geflogen, die Afra kniete nieder und liebkoste das Täublein und das pickte mit seinem Schnäbelein so froh fromm drein und drehte sein Hälslein so wunderhold und sah der Afra zeitweise zu Augen, als woll' es sagen: bin schon wieder da — all das so, daß es eine wahre Freude war, die Jungfrau und Taube selbander zu betrachten.

Nächst wußte die Afra stets neue Liebesworte, sah zum Reinhold mit freudigem Blick auf und sagte: „Nun, ist Euer belobtes Täublein noch schöner?“

„Viel, viel, viel!“ stotterte der Reinhold.

„Nun, das möcht' ich doch auch sehen!“ sagte die Afra, — „und bis ich's nicht seh', glaub' ich's einmal nicht! Wünsch aber, daß es Euch richtig wieder einfliegt, daß Ihr's dann doch wieder habt!“

„Haben? Ja, ich hab's schon!“ sagte der Reinhold, — „ist grad eingeflogen und — und Ihr seid's!“

„Ich? —“ rief die Afra voll holden Schreckens.

„Ja, Ihr!“ fiel der Reinhold ein. „Und wenn Ihr jetzt nicht anhört, was ich sag', sperr' ich da zu und laß Euch herzliebste, fromme Maid nimmer raus und müßt ich all mein' lang verhehlte Lieb' durch's Geviert an der Thür' kund geben!“

„Was ist denn das?“ rief die Afra. „Einsperren wollt Ihr mich?“ Dabei erhob sie sich ganz bewegt, so daß das Täublein davon flog, und wollte fort.

Wer sie aber nicht heraus ließ, war der Reinhold. Denn der war urplötzlich ganz muthig geworden, hielt die Thüre bereit, und als die Afra gar anmuthig bestürzt, drohte, drohte er wieder und sagte: „Habt Ihr mich wider Willen gefangen, wär's, mein' ich, so fast unbillig nit, daß ich Euch nun auch gefangen hielt' — und — und konnt' ich oft vor Schreck und Sorg' nit reden, so — so könnt Euch etwan etlicher Schreck' auch nit schaden! Ich kann mir aber nimmer anders helfen. Item, ich sag' Euch nur so viel: Ohne Euch kann ich nimmer leben — Haus, Hof und reichen Kram hab' ich — und wenn Ihr mich nit zum Eh'herrn nehmt, reut's Euch Euer ganzes Leben lang! Denn geneigt und treu, wollt Ihr, daß Euch ein solcher wär und geneigt und treuer

wird Euch Keiner, so wahr mir Gott helf! — also bin ich der Rechte! Jetzt ist's heraus! Wie ich Euch anschau', mein' ich, Haß eben keinen zu sehen — Eure volle Antwort aber hab' ich kein' Muth abzuwarten! Ich fahr nach Landsberg, und der Vater Penz wird mir schon schreiben. Damit Gott's Hand befohlen, o Ihr herzallerliebste Maid!"

Damit eilte er fort, hielt aber noch einmal ein und sah zurück.

„Mit Gott auch Ihr, liebster Mann!" flüsterte die Afra.

Ganz mit freudiger Verschämtheit roth waren ihre Wangen überflossen, und wie sie ihn mit ihren blauen Augen anblickte, war's dem Reinhold, als schaue er in lauter lang verborgene Gewißheit und unsäglich großes Vertrauen.

Darüber ward er ganz perplex, daß er sich am Geländer halten mußte, so fast schwindelte ihm. Dann raffte er sich auf, eilte glückselig die Treppe hinunter, weiters zum Penz, der sich gerade den Fuß rieb, drauf er ihn getreten — dem Penz sagte er Alles mit lallender Zunge — und wenige Minuten darauf fuhr er davon und gen Landsberg.

Da war er nicht zwo Tage, so kam Freudenbotschaft in optima forma hergebrachten, ehrbar bürgerlichen

Gebrauchs — also richtete er Alles zurecht — und als er über etliche Wochen später wieder heim kam gen Landsberg, war er nimmer allein — sondern da war die Afra bei ihm — sein herzallerliebst christlich Gesponse.

Das ist wahrhaftig die Kunde von der Afra und den Tauben — also darf sie männiglich glauben.

Franz Trautmann.

Die gute alte Zeit.

Lustig spielt der tolle Fiedler
Und es kreischt die Clarinette,
Bursch und Dirne dreh'n im Tanze
Glutherhitzt sich um die Wette.

Unterm kühlen Lindenschatten
Sitzen ruhig da die Alten,
Sprechen, wie in ihrer Jugend
Sie es anders einst gehalten!

Wie es immer schlimmer werde,
Daß es kaum mehr zu ertragen,
Wie viel besser es gewesen
In den guten alten Tagen!

Da, wo jetzt die Alten sitzen,
Sitzen einst von heut die Jungen,
Und genau dasselbe Liedlein
Wird von ihnen dann gesungen!

Sommerabend.

Auf blauen Wellen wiegt sich
So fern ein Nachen klein,
Wie Silber blinken die Ruder
Im Abendsonnenschein.

Viel goldene Wolken ziehen
Hoch über die Berge dahin,
Die Blumen leuchten und duften
Am Ufer im lichten Grün.

Ein leises Läuten tönet
Von Jenseits über den See,
Wie leises Seufzen klingt es
Herauf zur stillen Höh'!

Wie leises Seufzen klingt es
Was dort vom Walde hallt,
Als wollte vor Sehnsucht vergehen
See, Berg und Thal und Wald!

Sommernacht.

O stille, mondbeglänzte,
Gewitterschwüle Nacht,
Wie hat dein süßer Zauber
So trunken mich gemacht!

Ich lieg' am Waldesrande,
Schlürf' ein den Blüthenduft
Und trinke mit langen Zügen
Die warme, würzige Luft!

Im Busche schmettert so selig
Die Nachtigall ihr Lied
Und durch des Waldes Wipfel
Des Nachtwinds Rauschen zieht.

Von ferne tönt ein Klingen,
Musik wie von Geisterhand,
Und dumpfe Donner rollen
Hin über das weite Land.

Ihr Auge.

Der Schiffer ruht am dunklen See,
Blickt träumend in die Tiefe,
Was wohl im unerforschten Grund
Doch Wunderbares schliefe?

Ob Märchen es, ob Wahrheit sei,
Was alte Sagen künden,
Daß glücklicher als ein König sei,
Wer dieses könnte ergründen!

Doch wie er sinnt und wie er träumt
Von seltsamen Wunderdingen,
Stets wirrer sich vor seinem Blick
Die grünen Wellen verschlingen.

So hab' ich dir in's Auge geschaut,
Begierig darin zu lesen:
Doch bin ich leider nicht glücklicher
Als der arme Schiffer gewesen!

J. G. Vogl.

Fragment.

Der Kampf des Menschen mit dem unabwendbaren Fatum, in welchem der Unschuldige durch eine außer ihm liegende Naturnothwendigkeit untergeht, ist das tragische Moment in den classischen Dichtungen des Alterthums. Dieses „blinde Fatum" besteht nicht mehr vor unserer christlichen Weltanschauung und die moderne Tragödie, dieses Motives verlustig, hat deßhalb in der Regel den Streit des Menschen mit der Leidenschaft als Vorwurf gewählt. Aber es gibt noch immer einen Kampf des Menschen mit einem Fatum, in welchem er unfehlbar unterliegt und unterliegen muß; nur ist dieses Fatum kein blindes, sondern es ist die durch Gottes Vorsehung also geordnete Naturnothwendigkeit. Das Ringen des Einzelnen mit diesem von ihm unbegriffenen Verhängniß, das ihn hinabreißt, wenn er auch an sich keine Schuld trägt, weil er eben unbewußt der göttlichen Weltordnung entgegen arbeitet, ist es, was ein Moment voll des erschütterndsten, tragischen Inhaltes bildet und wohl geeignet sein dürfte, für unsere modernen Dichtungen als

Motiv zu dienen. Die Geschichte zeigt uns solche Tragödien in Menge. —

So ist es ein von der Vorsehung geordnetes Naturgesetz, daß die Völker leben, wie der Einzelmensch lebt. Sie treten ein in die Geschichte als Kinder, wachsen auf in Jugend und Mannesalter, und wenn sie einmal den Scheitelpunkt des Lebens erreicht hatten, sinken sie hinab, dem Verhängnisse ein Raub, unrettbar, unabwendbar. Aber die Völker wollen es nicht glauben, wenn ihre Stunde gekommen; sie vergessen, daß nichts ewig ist auf dieser vergänglichen Erde; nur einsame Seher finden sich zu allen Zeiten, die ungehört und unverstanden, weitausschauend in die Ferne, die Vernichtung trostlos und unabwendbar erblicken. Nicht jenes fieberhafte Aufflackern des Lebens kann sie täuschen, das die Menge für aufbrausende Jugendkraft hält und das nur mühsam auf Augenblicke die innere Fäulniß überschleiern kann. Der Wille und die That des Einzelnen, die Aufopferung edler Führer und Helden, kann das Geschick nicht wenden; sie selbst stürzen mit, unschuldig, dem Verhängnisse zum Opfer; es scheint selbst, die heimatliche Erde ist müde geworden und treibt das Volk, das sie Jahrhunderte hindurch getragen, hinweg, damit es die unerforschlichen Rathschläge Gottes zu erfüllen auf neuem Boden, in neuer Form ein verändertes Dasein beginne; im alten

Vaterlande sich zu verjüngen, scheint ihm die Natur zu verbieten.

Die nachfolgenden Bruchstücke, — es sind nur solche allgemeinern Inhaltes ausgewählt, — stammen aus einer, dieses Moment behandelnden Tragödie, deren Stoff aus der ältern deutschen Geschichte genommen (in drei Akten und in theilweise gereimten Versen).

Das Erste bleibt, — uns selber zu erkennen,
Den innern Menschen ehrlich anzuschauen,
Und was für uns das Wahre sei, zu finden.
Das And're aber, und das Größere:
In dem, was And're thun und And're glauben,
Das zu erkennen, was für sie das Wahre.
Denn nichts, was ist, ist nur für And're da,
Auch das Geringste nicht, auch nicht das Kleinste;
Die Lerche, die sich auf zum Himmel schwingt,
Die Rose, die im Frühlingshauch sich wiegt,
Der Mond, die Sterne und die große Sonne,
All dieses ist nicht blos für uns so schön,
Nicht blos für uns, zu unserm Dienst geschaffen:
Nein, jedes Wesen ist sich selber Zweck.
Und dieses wenn wir recht im Geist erfassen,
So werden Jedes wir, zumeist die Menschen,

Auch wenn sie widerlich uns sind und unbehagend,
Nicht blos ertragen und aus Nachsicht dulden —
Nein, nach dem ihnen eignen Sein sie messend,
Sie zu begreifen und zu würdigen trachten.
Denn etwas Gutes, etwas Schönes liegt
In jedem Menschen; unser ist die Pflicht
Dies aufzusuchen, und je mehr wir finden
In Anderen, um so höher steh'n wir selbst. —

Erst der hat den Gedanken ausgedacht,
Der ihn im Worte hat zur Welt gebracht.

Gelehrt wird Jemand wohl aus dem, was And're schaffen,
Doch weise wird der Mensch nur aus sich selbst.

Daß man gelobt wird, kann man wohl erringen,
Dem Tadel zu entgeh'n, wird nie gelingen.

Nur das Gewöhnliche begreift sich schnell,
Und im Gemeinen pflegt man nie zu fehlen;
Mit einer Hand erschöpfest du den Quell,
Wer aber kann des Meeres Tropfen zählen?

Den Sohn erniedern seine großen Väter,
Der ihre Tugend nicht erhalten hat.

Und wenn Dein Herz im Stürmen der Geschichte
Den goldnen Nordpolarstern nicht mehr schauet,
Nach dem die Menschheit ihre Bahnen steuert
Und zweifelnd frägt: wohin die Wogen treiben,
Dann flüchte sich Dein Sehnen und Dein Streben
Hinaus zum Wald, zum See, zum Berg, zum Meer,
In der Natur geöffnete Bereiche.

Nicht weil das Alte alt ist, ist es gut;
Nein, weil Jahrhunderte vergangnen Lebens
All ihre Weisheit in den Baum gepflanzt,
Der ästend jetzt die Völker überschattet.

Wir Alle loben höchlich Menschenklugheit;
Doch kann sie nicht den kleinsten Zufall hindern.

Wie sich der einen Sonne reines Licht
Am Irdischen in tausend Strahlen bricht
Und unser Aug' es nur als Farbe faßt:
So ist auch, was ein Jeder liebt und haßt,

Ein jedes Glauben, Denken, jede Meinung
Nur eine Form, die irdische Erscheinung,
In der das Eine, was da schön und gut
Und wahr ist, in verschied'ner Strahlung ruht.
Dem dünket wahr, was Andern Irrthum scheint;
Der findet schön, was Jener häßlich meint;
Der hält für gut, was Jener hält für schlecht,
Und Alle sind im Unrecht und im Recht.

Es ist fürwahr nicht eine große Mühe
Von Andern gut zu reden; doch bei Weitem
Geringer noch ist — Uebles nicht zu sagen; —
Denn dies erfordert nichts, — als daß wir schweigen.

v. Völderndorf.

Zum 27. Mai 1856.

In gold'nem Schrein ruht, seit es ausgeschlagen,
Längst ein Gefäß, das hohe Gab' umschloß,
In das — seit ein Jahrhundert ausgetragen —
Die rege Weisheit heil'ge Flammen goß!
„Das beste Herz, wenn's nie für uns geschlagen,
Wenn nie der Born aus dieser Quelle floß —
Mein Bayerland, ich müßte dich beklagen!“ — —
Hört' ich die Edelsten und Besten sagen.

Licht gab und Liebe Er uns treu und bieder,
Nur Lieb' und Licht bezeichnen seinen Pfad;
Wie Er sein Volk, liebt' Ihn sein Volk hinwieder —
Im Lichte nur reift lieberfüllte That! —
D'rum sank das Volk an seiner Urne nieder
Und Volkes Stimm' stammt aus des Höchsten Rath:
Den „Vater Max“ sollt' — was begehrt Er — schmücken
Des Volkes Lieb' als Kranz für sein Beglücken!

Des Edlen Wink hieß jenen Götterfunken
Nach banger Nacht in Bayern's Gau'n erhöh'n,

Von dem ein Volk d'rauf er herabgesunken
Zum Leben mag, zu freud'ger That ersteh'n;
Galt's blindem Eifer, herostratisch trunken
Den Funken auch zerstörend anzuweh'n:
Dich nicht. D'rum, Edler! soll der Groll erreichen
Der Zeit die Schlacken — Silberblick dein Zeichen!

Stets sei'n den Völkern Lieb' und Licht willkommen,
Die Himmelsboten einer bessern Welt.
Wo höh're Gabe je herab gekommen
Da waren freundlich Lieb' und Licht gesellt;
Die Liebe taugt nicht, der kein Licht will frommen,
Der Geist ist finster, dem der Haß gefällt,
Und der uns losriß von des Tod's Verschuldung,
Sein Wandel war im Licht und sanft voll Duldung!

D'rum, edler Fürst, Heil bleibend Deinen Manen,
Ruh' aus in Frieden von dem Segenslauf!
Und Geist der Milde erbe von dem Ahnen
Auf spät'ste Enkel — führ' Dein Volk hinauf —
Hinauf, hinan auf segensreichsten Bahnen,
Die höchsten Güter stehen ihm zu Kauf:
In Muth und Treu', — in Lieb' und Licht verbündet
So sei ein neu Jahrhundert uns verkündet!

W. Walther.

Die Brandstifterin.

Nach dem Rathhaus wälzt die Menge,
Endlich stocket das Gedränge,
Zu dem Tuch, dem blutigrothen,
Wenden bleich sich die Gesichter
Und vom Erker hat der Richter
Eben Ruhe jetzt geboten.

Langsam durch der Neugier Wogen
Kommt ein Karren hergezogen,
Fast getragen vom Gewimmel;
Oben aber von benetzten
Wangen schickt ein Weib die letzten
Blicke flehend zu dem Himmel.

Hört! Der schwarze Mann verkündigt,
Was die Dirne hat gesündigt:
Weil sie in die Burg des Grafen
Feuer warf, daß deren Trümmer
Eingesargt den Eigenthümer,
Wird das Henkerbeil sie strafen.

Nieder schwirrt der Stab in Stücken
Und die Köpfe scheu sich bücken,
Daß kein Splitter sie entweihe;
Doch das Weib spricht von dem Wagen:
„Höret auch, was ich ertragen,
Daß mir Mitleid Stärkung leihe.“

„In den Zügen wollt ihr lesen,
Stets sei ich euch fremd gewesen.
Täuscht euch nicht, ihr kennt die Dirne,
Sah't sie einst im Schmuck der Jugend,
Als noch unbewußt der Tugend
Krone saß auf ihrer Stirne.“

„Ach, mein Lied in Busch und Wiesen
Habt ihr oft belauscht, gepriesen.
Eifrig ward mein Mund vernommen,
Wenn er Märchen euch erzählte,
Und ich galt als Auserwählte,
Wär' ich je zum Tanz gekommen.‘

„Doch wenn Horn und Geige klangen,
Faßte mich ein grauses Bangen
Und ich sah, sobald im Reigen
Lüstern Aug' und Antlitz flammten,
Aus der Heimat der Verdammten
Gräßliche Gestalten steigen.“

„Und durch ihren Hauch verdarben
Auf dem Haupt die Kränze, starben
Blum' und Rosmarin am Mieder
Und die Zunge gift'ger Schlangen
Leckte weg das Roth der Wangen
Und das keusche Weiß der Glieder.“

„Hügel, Thäler, Quellen, Matten,
Lichte Felder, Waldesschatten
Trennten mich von solchen Lüsten
Warum durfte doch im Kleide
Himmelreiner Liebesfreude
Frevelsinn mein Glück verwüsten?“

„Abendgold in Silbervließen
Trieb die Heerde von den Wiesen
Still ich zu des Pferches Gitter,
Da sperrt plötzlich jugendprächtig,
Gleichwohl keines Lautes mächtig,
Mir den schmalen Pfad ein Ritter.“

„Als ich Fassung kaum errungen,
Hatt' ihn schon der Hain verschlungen.
Mit dem Morgen kam er wieder,
Sanft, bescheiden, edelmüthig
Und die Rede klang so gütig
Als ertönten Engelslieder.“

„Oft bat die unschuldig Fromme,
Daß er niemals wieder komme,
Aber ach die heißen Zähren,
Die um Trennung bittend flossen,
Wagten als Verrathsgenossen
Treulos meine Gluth zu nähren.“

„Auf die Burg der Väter wies er,
In den Hallen dort verhieß er
Ring mir, Brautgewand und Schleier.
Hundert Rosen, sagt' er, lauschten,
Wo des Zwingers Brunnen rauschten,
Gierig nach der Hochzeitsfeier.“

„Und ich weiß nicht, wie's gelungen,
Daß ich flugs emporgeschwungen
Zitternd saß auf seinem Rosse,
Und der Ritter, in den Blicken
Wehmuth und zugleich Entzücken,
Nun mich führte nach dem Schlosse.“

„Als wir hielten an dem Thore,
War in düsterm Trauerflore
Schon die Nacht herbeigezogen,
Und ich bebte, weinte, klagte,
Denn kein tröstend Sternbild wagte
Sich durch wilde Nebelwogen.“

„Aus dem weiten Burghof drangen,
Als die Pforten klirrend sprangen,
Unzählbare bunte Flammen,
Unter jubelnden Gesängen,
Paukenschlag, Trompetenklängen
Brach betäubt mein Geist zusammen.“

„Das allein weiß ich zu sagen,
Daß er mich hinauf getragen
Auf den Händen nach dem Saale,
Und die Sinne ganz verflogen,
Als an seine Brust gezogen
Ich mit ihm saß bei dem Male.“

„Da der Tag begann zu glühen
Und die Zauber mußten fliehen,
Weh, da fand sich die Bethörte
Vor der Burg im feuchten Moose,
Einen Strohkranz statt der Rose
Trägt im Hauptgaar die Entehrte.“

„Und der Knechtschaft freche Rotte
Schreit herab mit herbem Spotte:
„„Ei, warum so große Augen?
Soll das gold'ne Strohgewinde
Und das Grasbett kühl und linde
Nicht für dieses Bräutchen taugen?““

„„Hier verbringen Zaubermächte
Tückisch kosend ihre Nächte.
Jene Lichter, die den Freier
Dort empfingen, waren Geister
Und verliebt in ihren Meister
Sprangst du blindlings in die Feuer.““

„„Nach des Ritters treuer Minne
Strebtest du mit eitlem Sinne;
Schönes Kind, das war verwegen.
Nun, kam durch den Herrn Verderben,
So darf jetzt der Diener werben
Und — der Teufel gibt den Segen.““

„Drauf erfolgt ein höhnisch Lachen
Gräßlich wie aus Höllenrachen,
Und es wimmert tief im Herzen:
Wehe der Beraubten, wehe!
Weder Weib noch Mädchen, wehe!
Niemals enden deine Schmerzen.“

„Während jene Buben streiten,
Wer mich Arme soll erbeuten,
Rafft' ich mich empor und rannte
In den Wald mit Sturmeseile,
Bis entflammt vom Donnerkeile
Eine Tanne fest mich bannte.“

„Und aus des Gehirnes Zelle
Springt die That mit Lichtesschnelle.
Wild sprüht auf der Brand, der rothe,
In der Faust mir, wird zum Rächer
An dem Schlosse, dem Verbrecher —
Und — jetzt, Henker zum Schaffote!"

Weichselbaumer.

In der Verbannung.

Sie haben mich hinausgetrieben
Aus Heimath und aus Jugendglück
Und in mein Wanderbuch geschrieben:
„Dein Weg geht niemals mehr zurück."

Ich glaubte schon, ich sei zertreten,
Ich sei verloren auch für Dich,
Und bat Dich nur, für mich zu beten,
Noch still zu weinen über mich.

Da zog'st Du selbst in alter Treue
Mir in das Elend muthig nach
Und rief'st in meiner Brust auf's Neue
Den Zauberquell der Dichtung wach.

Da klang es wieder, sang es wieder,
Mein Herz ward wieder voll und weit,
Und mit dem Klang der alten Lieder
Kam auch zurück die alte Zeit.

Laß sie nun hassen, laß sie grollen
Und Steine schleudern über mich,
Ich bin gefeit: ich hab' den vollen
Den ganzen Himmel — ich hab' Dich!

Und wieder bin ich froh und heiter,
Ob mich auch flieht der Menschen Gunst;
An Deinem Herzen schaff' ich weiter
Im heil'gen Dienste meiner Kunst.

Auf Pfaden rein und unbetreten
Zieh' ich dahin durch Wald und Flur,
In leisen Liedern nachzubeten
Die Gottespsalmen der Natur.

Leonhard Wohlmuth.

Zum Schlusse.

Nun ist der bunte Blüthenstrauß gebunden,
Der Blumenkranz geschlungen und gewunden,
Dieß letzte Blatt ist wohl dem Dank zu weih'n.
Dem Dank für Alle, deren Liebesspende
Gesorgt, daß Jeder seine Blume fände,
An deren Hauch und Farbe sich zu freu'n.

Ein Duften aber wehet durch das Ganze,
Ein Schimmer leuchtet aus dem reichen Kranze —
Wie's allen Liebesgaben eigen ist:
Es ist die immer neue Segenswonne,
Die aus der gold'nen Gluth der ew'gen Sonne
Mit ihren tausend Wunderstrahlen fließt!

F. Pocci.